AUS FEUER UND WASSER GERETTET
BEIM GROSSEN BRANDE DER
BAYERISCHEN STAATSBIBLIOTHEK
IM MÄRZ DES KRIEGSJAHRES 1943
F. STAEGER

17

Myth. Mjc.

Biogr. c. 301-3

<366218150400012

Bayer. Staatsbibliothek

Biogr. coll. 301.
Hist. lit univ. 506.
Fasc. 2.

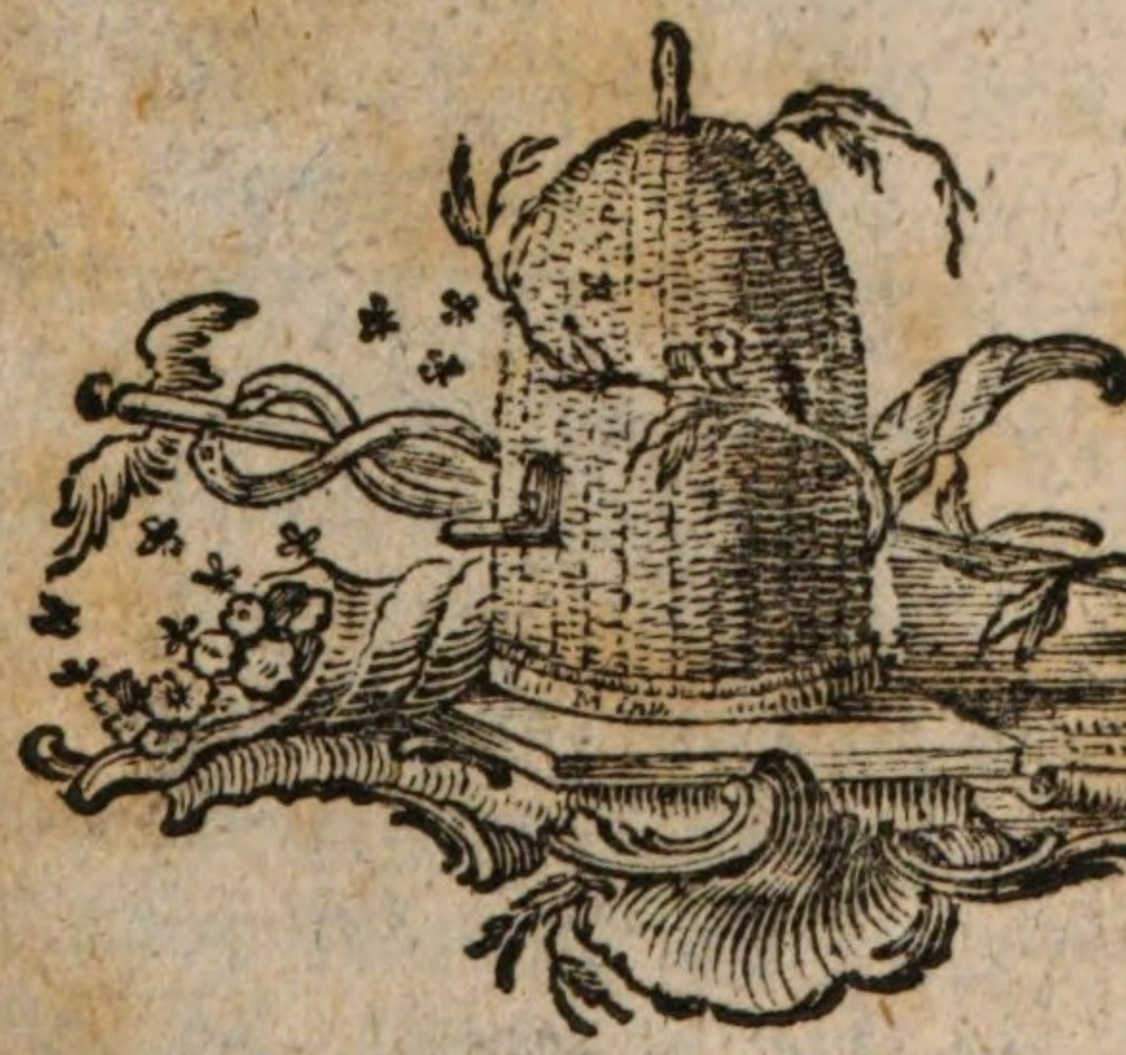
1082

BIBLIOTHECA
REGLA
MONACENSIS.

Daniel, Berger Sculpsit Berolini 1769.

Allgemeine
Biographie
von
Johann Matthias Schröckh,
Professor zu Wittenberg.

Dritter Theil.



Berlin,
verlegts August Mylius
1769.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Meine Leser können es schon zum voraus sehen, daß ich hier von mir selbst reden werde. Hier, in der Freystätte einer Vorrede, kann der Schriftsteller mit einem guten Anstande sagen, wie viel er bereits gethan habe, und noch künftig zu thun im Stande sey: er behält hier gegen seine Tadler allemal und in allen Stücken Recht; und überhaupt macht er an diesem Orte seine Leser auf eine geschickte Art mit sich selbst bekannt: alles nur in der unschuldigen Absicht, damit sie ihm und seinen Schriften desto mehr Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Ich glaube unterdessen eine besondere Verbindlichkeit zu dieser Vorrede eingegangen zu haben; so ungerne ich auch sonst mich selbst, zumal von einem Wercke, in welchem große Männer aufgestellt werden, zeige.

Ungerne — das ist wohl nicht aufrichtig gesprochen, sagt man, da Sie sich sogar mitten in das Leben berühmter Männer eingeführt haben, und ihnen zur Seite getreten sind. Ich gestehe es, dieser Vorwurf war mir unerwartet, und vielleicht wird es meine Antwort noch mehr seyn, daß ich diesen Schritt aus Bescheidenheit gethan habe. Doch es ist nüzlicher, daß diese Frage in eine allgemeine verwandelt werde. Ist es einem Biographen niemals erlaubt, in seinen Lebensbeschreibungen von sich selbst zu sprechen? Oder darf er es nur nicht auf eine unschickliche Art thun? nicht zugleich es mercken lassen, daß er für seine eigene Person eingenommen sey? Ist ihm dieser Einfall überhaupt eben so wenig zu verzeihen, als man es dem Schauspieler vergiebt, wenn er, an Statt die Rolle eines Königs zu spielen, sich selbst sehen läßt, und dadurch den Zuschauer entweder zum Lachen oder zur Verachtung gegen sich nöthiget?

Wenn man hier auf nichts weiter sehen will, als auf den Uebelstand, den die Zusammensezung eines großen Mannes mit einem Schriftsteller, der auf keine Weise mit ihm verglichen werden kann, verursacht; und wenn man es als ausgemacht annimmt, daß sich dieser zu einer solchen Gesellschaft in keiner andern Absicht dränge, als um bey Gelegenheit seiner Lebensbeschreibung auch etwas Ruhm zu erhaschen, oder wohl gar Umstände seines Lebens mit einzuflechten;

ten; so ist das Urtheil leicht ausgesprochen: er begeht einen großen Fehler, einen desto größern, je weniger man es an Schriftstellern vertragen kann, daß ihnen ihre Person wichtiger sey, als die Materie, von welcher sie uns unterhalten wollen. Derjenige, welcher lehrt, widerlegt, die Geschichte seiner Zeit erzählt, an derselben einigen Antheil gehabt hat, der sich endlich wider gewisse Beschuldigungen ausführlich zu vertheidigen sucht; ein solcher Schriftsteller hat nicht nur die Erlaubniß, uns nach Gutbefinden seine Denckungsart und sein Leben vorzustellen: er muß es sogar thun, wenn er uns in den Stand sezen will, seine Fähigkeiten und Absichten richtig zu beurtheilen. Schildert er hingegen einen Helden, einen großen Geist ab, und zeichnet sich selbst in Pygmäen-Gestalt neben denselben hin: so scheinet es, er suche die Welt durch diesen seltsamen Contrast auf seine eigene Kosten zu belustigen.

Aber heißt denn dieses allemal sich mit demjenigen, dessen Leben man beschreibt, in Vergleichung sezen, und zugleich mit ihm glänzen wollen, wenn man zuweilen hinter ihm hervorblickt, um in dieser Stellung etwas zu sagen, was entweder zu seiner Geschichte gehört, oder durch dieselbe ungezwungen veranlaßt wird? Es heißt oft weiter nichts als dieses: So dencke ich über diese Handlung, Rede oder Schrift; nach solchen Grundsäzen, glaube ich, müssen sie gerich-

tet werden. In der That sagt dieses ein jeder critischer Biograph; wenn er seine Urtheile nicht durchaus zu allgemeinen vorschreiben will, so haben sie nur die minder stolze Bedeutung, daß dieses, nach seiner Einsicht, der wahre Werth der Sache sey. Drückt er nun dieses auch völlig durch das theure Ich aus, das schon unter seinen Urtheilen verborgen liegt: so geht weiter keine andere Veränderung vor, als daß der Leser erinnert wird, er höre nur Einen Mann urtheilen, und dürfe sich durch die Zuversicht, mit welcher er solches thut, nicht hinreißen lassen. Ein solcher Egoismus ist sehr weit von demjenigen unterschieden, von welchem Büßy „Rabütin ein so eckelhaftes Beyspiel gab. Er kann sogar aus Bescheidenheit entspringen. Der Biograph sagt: „Ich würde dieses oder jenes „nicht thun; so würde ich gehandelt haben.„ Er konnte dafür schreiben: „Diese Aufführung ist „selbst an einem großen Manne, in einem Zeit„alter von ganz fremden Sitten, fehlerhaft„ — oder etwas dergleichen. Allein er fürchtete sich, so allgemein, im Nahmen der feinern und klügern Welt zu sprechen; vielleicht würden manche Mitglieder derselben mit ihm nicht einstimmig dencken, zumal wenn er Gesinnungen an den Tag legt, die nicht in jedem Grade und unter jeden Umständen gebilligt werden, oder ausgeübt werden können; wenn es ein Mann von außerordentlichen Gaben ist, dessen Handlung ihm nicht gefällt. Er bekennet also nur, was

seine Meinung darüber sey, und indem er sich aller besondern Einschränckungen bewußt ist, in welchen er denckt und schreibt, will er nicht das Ansehen haben, als wenn er seine Leser in eben dieselben hinein zu zwingen versuchte. Spricht er noch dazu selten in seinem eigenen Nahmen; merckt man, daß er wohl immer gewisse Ursachen haben dürfte, wenn er nur persönlich und vereinzelt urtheilet: so kann er weder in den Verdacht der Eigenliebe kommen, noch in seinen Lebensbeschreibungen selbst, gegen diejenigen gehalten, die er aufführet, einen poßierlichen Abfall verursachen.

Es giebt noch einen andern Fall, in den er gerathen kann. Ein Fürst hat ein Gebäude gestiftet, das noch übrig ist. Sein Biograph hat dasselbe gesehen, und sogar darinne gewohnet; oder er hat sich einst bey einem Denckmale verweilet, das eben diesem Fürsten zu Ehren errichtet worden ist, und dieser Gedancke rühret ihn noch. Warum sollte er dieses nicht auch sagen? Es gehöret ja zu der Geschichte des Andenckens von diesem Fürsten; es giebt demselben das frische Ansehen der Neuigkeit. Daran denckt der Schriftsteller gar nicht, daß dergleichen Nachrichten aus seinem Leben ihrer selbst wegen verdienen sollten in das Leben des Fürsten eingewebt zu werden; aber sie hängen einigermaaßen mit diesem zusammen: und das ist ihm genug.

Ich zweifle kaum, daß sich nicht noch mehrere natürliche Gelegenheiten finden möchten, bey

denen der Biograph auf einige Augenblicke nicht sowohl allein erscheinen, als einiges zu dem Lauf der beurtheilenden Erzählung beytragen könne, ohne ihn ganz zu unterbrechen. Alles unterdessen überlegt, bemühe ich mich es zu vergessen, wer der neueste Schriftsteller sey, der in seinen Biographien oft von sich selbst redet; ob ich gleich zuverläßig weiß, daß keiner sich weniger gefalle, als er, und daß er bey den Stellen, wo er solches that, geglaubt habe, nicht anders reden zu können. Er mag es immerhin geglaubt haben; aber es ist darum einigen Lesern nicht weniger anstößig gewesen. Er sagt: „So handelte Cato, und ich möchte nicht so handeln.„ Allein sie antworten ihm darauf: „Ja, Sie sind auch nicht Cato.„ Nun, um dieser Leser willen möchte er doch vielleicht wohl thun, wenn er sich künftig in seinen Lebensbeschreibungen nicht mehr sehen ließe: wenigstens nur selten, und dergestalt, daß er ihnen nicht in das Gesicht falle.

Gleichwohl verlangt man auch von dem Biographen, daß er seinem Helden beständige Begleiter zugeben soll, die von jedem seiner merckwürdigen Schritte glaubwürdige Zeugen abgeben können. Man sieht leicht, daß ich von der Anführung der Schriftsteller rede, aus denen die Nachrichten zu einer Lebensbeschreibung gezogen werden. Ich habe mich noch nicht entschließen können, auch die einzelen Stellen derfel-

selben bey jeder Begebenheit, oder bey wichtigen Umständen anzuzeigen. Zwar das Citiren überhaupt in dem größten Theil der Geschichte ist jezt, nachdem unsere Vorfahren so viel für uns gelesen und gesammlet haben, eine so leichte Mühe; es scheinet so sehr zur Vollkommenheit einer historischen Schrift zu gehören, daß Erzählungen, denen es daran fehlt, dem Verdachte der Nachläßigkeit oder der Untreue selten entgehen. Ich tadele niemanden, der hierinne mit einer guten Wahl freygebig und zugleich genau ist; er macht dadurch, daß sich mein Vertrauen zu ihm vermehret, wenn ich es ihm gleich bereits aus andern Ursachen schencke. Aber sollte dieses wohl eine unveränderliche Vorschrift für alle Arten ausführlicher Geschichtbücher seyn?

Sie war es allerdings zu einer Zeit, da man erst anfieng, die Quellen der Geschichte, welche so viele Jahrhunderte hindurch gleichsam vertrocknet waren, aufs neue von allen Seiten fließen zu lassen; da die Ausgaben von Urkunden, historische Sammlungen und Untersuchungen noch unter die Seltenheiten gehörten; da man sich sogar über den Werth und Gebrauch der bereits vorhandenen Nachrichten noch nicht ganz vereinigt hatte. Das ist aber offenbar diejenige Zeit nicht, in der wir leben. Der Stoff zur Geschichte liegt jezt meistentheils schon zubereitet vor uns; fast alle Umstände der Begebenheiten sind gesammlet; die Zeugen derselben hat man neben einander gestellt und abgehöret,

auch alle andere Beweise und Erläuterungen unermüdet ans Licht gezogen. Es fehlt mehr daran, daß alles dieses gebraucht und nach der Würde der Geschichte bearbeitet werde, als daß man immer wiederhole, es sey bereits in unsern Händen. Viele tausend Erzählungen sind nunmehro über alle Zweifel hinausgesezt. Wer kann also verlangen, daß die Geschichtschreiber noch ferner sie so oft beweisen sollen, als sie dieselben vortragen? Ganz ohne Berufung auf Zeugen sollen sie freylich niemals schreiben; sie müßten denn die Geschichte ihrer Zeit, in der sie auch vor andern handelnden Personen hervorgeragt hätten, erzählen. Aber eine solche allgemeine Anzeige der Quellen, aus welchen sie geschöpft haben, scheinet jezt in den meisten Fällen hinlänglich zu seyn. Soll ihre Geschichte von den Gelehrten beurtheilet werden? Diese müssen nahe an den Quellen wohnen, und sind daher auch alsdenn im Stande, die Richtigkeit der Nachrichten zu prüfen, wenn ihnen nicht bey jeder Zeile gesagt wird, in wie vielen andern Stellen sie bereits vorkommen. Für andere Leser hingegen ist auch die sorgfältigste Anführung von Schriftstellern nicht allein unangenehm, sondern auch unbrauchbar — ich nehme diejenigen aus, welche aus einem solchen Walde von Citatis dermaleinst wiederum citiren wollen. Daß ich die Mühe solcher umständlicher Anführungen nicht überhaupt vor verächtlich und unnüz erkläre, hat man bereits gesehen. In unsern Zeiten ist es mehr als

jemals nöthig, diese strengere Methode noch einigermaaßen aufrecht zu erhalten, damit sie der überhandnehmenden Gewohnheit, mit Vorbeygehung der eigentlichen historischen Quellen, die Geschichte aus großen und kleinen Systemen der Neuern zu ziehen, und ihre Verschönerungen, Einfälle und Urtheile vor die Begebenheiten selbst auszugeben, damit sie diesem schädlichen Mißbrauche Einhalt thun, ihn nachdrücklich beschämen könne. Sie ist auch bey gewissen Gelegenheiten fast unentbehrlich: in ausführlichen Wercken von der möglichsten Vollständigkeit, welche einen critischen Sammelplatz für die Geschichte ausmachen können; bey der Ausgabe historischer Arbeiten solcher Schriftsteller, die man öfters weit von ihren Quellen in der Irre angetroffen hat; außerdem bey Materien aus der Geschichte, die noch wenig aufgeklärt worden sind, und vornemlich bey denjenigen, über deren Vorstellung die Kenner selbst noch streiten.

Es ist vom Anfange dieses Wercks her mein Vorsaz gewesen, in den leztern der angeführten Fälle, eine gleiche Genauigkeit in Ansehung der gebrauchten Schriftsteller zu beobachten: und vielleicht sieht man künftig mehrere Beyspiele davon, als die bisherigen Lebensbeschreibungen veranlaßt haben. Ueberall meine Zeugen herbey zu führen, forderte die Absicht dieses Wercks nicht; sie wären sogar demselben beschwerlich geworden. Sobald ich mich ihrer bedienen wollte, mußten sie entweder auf allen Seiten, oder gar nicht erscheinen; sie mußten gegen einander gehalten, ihre Widersprüche, aber auch die Ursachen angemerckt werden, woraus dieselben entstanden seyn mögen, und warum einer unter ihnen mehr Glauben verdiene als der andere. Diese und andere ähnliche Erörterungen gehörten

so wenig in den Entwurf meiner Biographie, daß ich mich vielmehr an der allgemeinen Anzeige und Beurtheilung der Quellen dieser Geschichte begnügen mußte. Und wenn nur die historische Richtigkeit dieses Buchs keine zu mercklichen Flecken hat: so reuet es mich nicht, ihm diese Einrichtung gegeben zu haben. Ueber meine Urtheile von großen Männern mag man immerhin mit mir uneinig seyn: hierinne ist nicht leicht eine völlige Uebereinstimmung zu hoffen. Aber wenn man mich beschuldigt, daß ich die Zeugen der Geschichte nicht genugsam gehöret, die darüber bereits angestellten Untersuchungen nicht genüzt, der Wahrheit nicht getreu geblieben bin, oder sie nicht zum vortheilhaftesten abgebildet habe: alsdenn erst bin ich durchaus genöthiget, alles zu beantworten, und ich darf mich der Arbeit nicht entziehen, alle Schriftsteller, die man mir entgegen sezt, oder entgegen sezen könnte, gelassen zu befragen und zu prüfen.

Es ist aus eben dieser ehrerbietigen Achtung gegen die Wahrheit und gegen alle Mittel sie zu finden oder zu zeigen geschehen, daß ich seit einiger Zeit auf diejenigen Schilderungen, mit welchen man gemeiniglich Lebensbeschreibungen berühmter Männer beschließt, einen Verdacht geworfen habe, ob sie auch diese Stelle verdienen, oder nicht vielmehr gewaltsamer Weise von derselben Besiz genommen haben? Ich weiß wohl, daß die meisten Schriftsteller, welche sie anbringen, hier hauptsächlich ihre Kunst zeigen und glänzen wollen; daß manche Leser sie hier gleichsam erwarten, um zu sehen, wie geschickt sie sind, ein recht treffendes Gemählde im Kleinen zu verfertigen. Allein es scheinet damit fast eben so zu gehen, als mit dem Geschmacke derer, die, weil sie keine Kenner der Mahlerey

lerey sind, an den Bildnissen nur die Aehnlichkeit und die lebhaften Farben bewundern, wenn ihnen gleich der Künstler die schlechteste Stellung gegeben hat.

Eine besondere Lebensbeschreibung eines Helden oder eines andern Ruhmvollen Mannes wird eben in der Absicht aufgesezt, um das Unterscheidende und Eigenthümliche desselben so kenntlich zu machen, als es nur die Nachrichten erlauben, die man von ihm finden kann. Je weiter er im Dencken, Handeln, Reden oder Schreiben fortrückt, desto deutlicher bildet sich sein Charakter aus: man läßt ihn sterben, und nunmehro liegt er ganz vor uns, so starck gezeichnet, daß wir ihn unter allen andern berühmten Männern nicht verlieren werden. Wäre es aber durchaus nothwendig, noch am Ende seiner Lebensbeschreibung eine vollständige Abbildung von ihm zu entwerfen, was würde man von jener urtheilen müssen? Vielleicht eben dasjenige, was einem Gemählde gebühret, über welches man schreiben muß, was es vorstelle. Daher wissen auch die Biographen des Alterthums nichts von den abgesondert stehenden Charakteren, welche die neuern Französischen Schriftsteller, nach einem feyerlichen *Ainsi mourut*, oder etwas dergleichen, zur Ehre ihres Witzes zu zeigen pflegen. Jene, unsere alten Führer, lehren uns darum die großen Männer nicht weniger vollständig und richtig in ihrem Geiste und Herzen kennen, indem sie ihnen entweder durch ihr ganzes Leben

bey allen merckwürdigen Auftritten nachgehen, oder auch wohl die Züge ihres sittlichen Bildes einzeln fassen, um sie durch Beyspiele zu erleuchten. Man sehe unter andern das herrliche Leben des **Agricola vom Tacitus** an. **Agricola** ist todt; aber der Geschichtschreiber hat auch nicht bis dahin gewartet, um uns mit ihm genau bekannt zu machen. Vielleicht, sagt er, ist die Nachwelt noch begierig, die äußerliche Gestalt des großen Mannes zu sehen: er braucht nur wenige Worte, dieses Verlangen zu befriedigen. Noch preiset er ihn glücklich, durch seinen Tod traurigern Zeiten entgangen zu seyn. Dieses giebt zu einer rührenden Vergleichung Gelegenheit: der persönliche Antheil, den **Tacitus** an seinem Verluste nahm, kommt hinzu, und ein kurzes Lob, voll großen Ausdrucks, verspricht dem **Agricola** die Bewunderung aller Zeiten.

Wir, die wir da zu charakterisiren anfangen, wo die Alten aufzuhören gewohnt waren, sezen uns dadurch nicht allein dem Vorwurfe aus, etwas Ueberflüßiges zu unternehmen; wir vermeiden dabey auch selten die Gefahr, auf falsche Abwege zu gerathen. Alles, was man in dem Leben eines Verdienstvollen Mannes zu suchen hat, ist gesagt: und gleichwohl soll sein Bild noch besonders abgezeichnet werden. Daraus entsteht die Bemühung, seinen Helden auf die feinste Art zu loben, dem Leser noch viel Unerwartetes zu melden, ihn in Erstaunen zu sezen, ein Original, dem in der Geschichte nichts gleicht, zu verfertigen.

Es gelingt uns: nach und nach steigt ein sogenannter Charakter empor; aber er gehört dem Schriftsteller zu, nicht demjenigen, dessen Leben er beschrieben hat. An statt bloß den historischen Beweisen oder Spuren zu folgen, hat sein Witz und seine Beredsamkeit noch vieles dazu erfunden; dieses neue Bild fällt gleichsam vom Himmel, und die Leser der Lebensbeschreibung kennen es nicht.

Unterdessen darf doch nicht geleugnet werden, daß es Fälle gebe, da auch noch am Ende einer Lebensbeschreibung solche besondere Schilderungen nüzlich angebracht werden können; da man sie sogar vermissen würde. Man hat in dem Leben selbst für manche Züge keine schickliche Stelle gefunden. Andere sind nicht deutlich oder richtig genug, wenn sie nicht mit mehrern an Einem Orte gesammlet werden. Die Länge und die Verwickelungen einer Lebensbeschreibung können es ebenfals anrathen, daß das allgemeine Bild aus derselben herausgezogen, und besonders aufgestellt werde. Aber wenn es nun einmal mitgetheilt wird, ohne daß es der Leser eben erwartet hat: so wollen wir es wenigstens mit aller Schärfe und mißtrauisch gegen das Leben selbst halten, um nicht den wahren Begriff, den wir uns bereits aus der Geschichte gemacht hatten, durch Kunst wieder zu verlieren.

Doch zu lange schon bleibe ich in der Vorrede stehen, an Statt daß ich meine Leser zur Ge-

schichte selbst führen sollte. Ich thue dieses sogleich, indem ich verschiedene Anmerckungen, die ich noch als Erläuterungen über die ersteren Theile, und über meine Arbeit überhaupt, beyzufügen im Begriff war, der Vorrede des folgenden Theils, der noch in diesem Jahre erscheinen soll, überlasse. Nur dieses einzige bitte ich noch meine Leser zu glauben, daß ich die Schwierigkeiten immer mehr empfinde, welche mit Lebensbeschreibungen aus der neuern und insonderheit aus der Deutschen Geschichte verbunden sind: und daß die Bequemlichkeit, vortreffliche Lebensbeschreibungen in dem Alterthum zu finden, die mit weniger Veränderung gebraucht werden können, meine Wahl keineswegs auf die alte Geschichte geleitet hat. Sie ist bisher fast bloß durch eine gewisse Neigung gegen diejenige, welche ich beschrieben habe, regiert worden, und wird künftig noch mehr den Geschmack und das Verlangen meiner Leser zu Rathe ziehen, die ich deutlicher zu erfahren wünsche. Wittenberg, am 1sten May des Jahrs 1770.

Fort=

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Fortsezung und Beschluß des Lebens der Königinn von Schweden Christina.

Unter allen Beyspielen, welche die Geschichte von Fürsten aufbehalten hat, die ihre Regierung freywillig niedergelegt haben, ist keines, das man mit der ähnlichen Handlung der Königinn Christina vergleichen könnte. Verschiedene Herren großer Länder haben ihren Thron verlassen: entweder weil die Schwachheiten ihres hohen Alters die Last so vieler Sorgen und Geschäfte nicht mehr ertragen konnten; oder, weil sie nach einer langen und unruhigen Regierung sich nach den stillen Vergnügungen eines einsamen Lebens sehnten; andere von dem Unglücke, das sie verfolgte, niedergeschlagen, nachdem sie das Vertrauen ihres Volcks verloren hatten; noch andere, um sich ganz der Andacht ergeben zu können, auch wohl um Absichten von anderer Art auszuführen. Aber daß ein Fürst vor dem dreyßigsten Jahre seines Lebens, mit allen Kräften zu regie-

ren reichlich ausgerüstet, die Herrschaft eines ruhigen und blühenden Reichs, um welches er sich schon die größten Verdienste erworben hat, einem Nachfolger übergeben hätte, zu welchem ihn weder die heftigste Liebe, noch eine väterliche Sorgfalt, ihm den Besiz der Crone zu versichern, zogen — soll man etwan sagen, daß ein so außerordentlicher Gedancke nur bey einem Frauenzimmer habe entstehen können? Die Auflösung würde unzulänglich, vielleicht auch zu gewaltsam seyn: und **Christinens** Geschichte enthält weit ungezwungenere.

Sie hatte diesen Entschluß acht Jahre hindurch überlegt, und seitdem sie denselben im Jahr 1651. bekannt gemacht hatte, war sie niemals wieder davon abgewichen. Wenigstens ist er also nicht die Frucht einer leichtsinnigen Unbeständigkeit gewesen, die ihrem Geschlechte so oft vorgeworfen wird. Höret man sie selbst die Ursachen desselben angeben, so waren es noch immer, wie in dem gedachten Jahre, die Bemühungen für die Ruhe und das Wohl ihres Reichs, welches, wie sie sagte, leicht gestört werden könnte, wenn erst nach ihrem Tode ihr bestimmter Nachfolger den Thron besteigen sollte. Diese Furcht scheint eben nicht sehr wahrscheinlich gewesen zu seyn, da der **Prinz von Schweden** so feyerlich zum Erben des Reichs war erklärt worden. Und wenn dieser Bewegungsgrund für die Königinn allein entscheidend war, so hätte die Liebe zu ihren Unterthanen auch starck genug seyn müssen, um durch ihre Vermählung mit dem Prinzen allen solchen Besorgnissen vorzubeugen. In ihren spätern Jahren gab sie noch außerdem vor, daß die Neigung zur Römischcatholischen Religion sie vorzüglich dazu angetrieben habe, der Regierung zu entsagen. Allein dieses hat noch weniger Wahrscheinlich-

keit

keit für sich, wie man in der Folge deutlich sehen wird; wenn gleich ihr Uebertritt zu jener Religion mit zu dem Entwurfe gehörte, den sie sich ausgedacht hatte. Die Menschen glauben sich keineswegs der Falschheit schuldig zu machen, wenn sie gewisse ihrer Nebenbetrachtungen, die ihrem Verstande oder Herzen zur Ehre gereichen können, öffentlich an die Stelle ihrer Haupt-Absicht sezen.

Ruhmbegierde und Ehrgeiz gehörten so sehr unter die herrschenden Leidenschaften der Königinn Christina, daß ein Mann von vielem Verstande sie auch vor die vornehmsten Quellen des Vorsazes, von welchem hier die Rede ist, gehalten hat. Beyde, sagt er, wurden durch die Staats-Verfassung von Schweden und durch die Erschöpfung der Schätze dieses Reichs eingeschränckt; da sie hingegen außerhalb demselben sich freyer ausbreiten konnten: und würcklich hat man aus einigen großen Aussichten und Unternehmungen der Königinn gesehen, warum sie sich ihrer Hoheit begeben hat, nemlich um durch die Stärcke ihres Geistes eine noch ansehnlichere zu erlangen. Sie hoffte sich mit dem Römischen Könige Ferdinand IV. zu vermählen, ihm den Besiz der Herzogthümer Bremen und Verden zu verschaffen, und dereinst sowohl ihn als das deutsche Reich zu regieren. Allein der Todt dieses Herrn im Jahr 1654. zernichtete ihr ganzes Vorhaben.— Man kann hierauf antworten, es sey noch nicht anders als durch Muthmaaßungen bewiesen worden, daß sie dieses Vorhaben würcklich gefaßt hat, und noch dazu durch schwache Muthmaaßungen, die aus dem Ansehen des Spanischen Gesandten bey der Königinn, und aus dem Aufenthalte eines kayserlichen Kriegsbedienten an ihrem Hofe entstanden, von jeder andern Seite aber unwahrscheinlich

werden. Ein Thron, wie damals der Schwedische war, konnte gewiß einen mehr als gemeinen Ehrgeiz befriedigen; zumal da Christina keine Kriege und Eroberungen zum Unterhalte für den ihrigen verlangte. Unterdessen ist es immer glaublich, daß die Hoffnung, von der Welt wegen eines so unerwarteten Entschlusses bewundert zu werden, sie in demselben ungemein gestärckt habe.

Allein die Neigung zu einem ganz ungebundenem Leben, in welchem sie sich den Wissenschaften und schönen Künsten, jeder Art von Geschäften oder Ergözlichkeiten bloß nach ihrer Wahl ergeben könnte, und der daraus entsprungene Ueberdruß an den Sorgen und Arbeiten der Regierung, davon die meisten für einen so lebhaften Geist zu trocken waren, alle aber ihr die Freyheit benahmen, von ihrer Zeit nach eigenem Gefallen einen Gebrauch zu machen; beydes hat allem Ansehen nach zuerst der Königinn den Vorsaz eingegeben, sich in eine Freyheit zu sezen, die sie auf dem Throne selbst vermißte, und die er in der That nicht in sich faßt. Sie gestand selbst, daß sie müde sey, immer von einerley Angelegenheiten zu hören, und sie sezte hinzu, sie müsse, um ihren Eckel zu vertreiben, den Umgang mit Gelehrten wieder hervor suchen. Als eines Tages zween ihrer Geheimschreiber in ihr Gemach traten, um ihr gewisse Schriften zur Unterzeichnung zu überreichen, sagte sie in Gegenwart des Prinzen Carl Gustav, sie glaubte den Teufel selbst zu sehen, wenn sie diese Leute erblickte; sie werde daher die Regierung in kurzem an denjenigen abtreten, der Stärcke und Fähigkeit genug besize sie zu verwalten, da ohnedieß Schweden einen König brauche, der sein Kriegsheer selbst anführen könne. Man merckte sogar eine gewisse Schwermuth an ihr, welche schlimme Folgen befürchten ließ.

Dazu kam vermuthlich auch die Betrachtung, daß der große Aufwand, den sie bisher gemacht hatte, nicht länger mit ihren Einkünften bestehen könne: und sie scheinet es vor härter gehalten zu haben, denselben einzuschräncken, als den Stand selbst zu verlassen, in welchem sie sich so glänzend und freygebig gezeigt hatte. Vielleicht machte auch die Unzufriedenheit eines großen Theils ihrer Unterthanen einen stärckern Eindruck bey ihr, als es öffentlich bekannt geworden ist. Ob sie würcklich geglaubt habe, wie einige behaupten, ihr Ruhm sey zu einer solchen Größe aufgewachsen, daß er weiter keiner Zunahme fähig sey, und daß sie einen Theil desselben verlieren könne, wenn sie noch länger regierte, dieses ist zwar schwer zu beantworten; im Grunde aber würde es eine irrige Vorstellung gewesen seyn. Hieher kann man noch die Muthmaaßung rechnen, daß Christina ihre Unterthanen nur kriegerisch, aber zu den schönen Wissenschaften und edlern Künsten ungeschickt gefunden habe, und eben deswegen nicht mehr über sie habe herrschen wollen: ein Urtheil, welches demjenigen ziemlich nahe kommt, nach welchem ehemals der Rhein die Scheidewand des Wizes und guten Geschmacks seyn sollte.

Man mag von allen diesen Bewegungsgründen annehmen welchen man will, so kann keiner vor hinlänglich gehalten werden, um die Niederlegung der Crone zu rechtfertigen. Daß eine junge Königinn, voll Feuer, Scharfsinn und feinem Gefühl, die seit ihrem siebzehnten Jahre die Staatsgeschäfte mit allem Eifer verwaltet hat, derselben nach einer Regierung von zehn Jahren überdrüßig geworden ist, war sehr natürlich. Alle Fürsten, welche sich der Angelegenheiten ihres Landes ernstlich annehmen, werden bald von denselben ermüdet, und haben eine häuffige Erholung nöthig:

sie fallen denen am ersten zur Last, welche keine von Christinens Gaben besizen. Aber sollte darum auch der Gedancke bey ihnen aufsteigen, sich völlig von dem Throne zu entfernen, um diese Bürde abzuschütteln? Nein, die Verbindlichkeit und Pflicht, welche sie auf sich genommen haben, die Liebe, die sie ihren Unterthanen schuldig sind, und die Betrachtung der hohen Verdienste, welche sie sich um dieselben erwerben können; dieses zusammen genommen muß jenen Eckel weit überwiegen. Christina hatte noch weniger als andere Regenten Ursache, sich von ihrem Ueberdruße besiegen zu lassen. Ihr Geist konnte alles geschwind übersehen, und desto leichter richtige Entschließungen fassen, ohne daß sie den größten Theil ihrer Zeit darauf hätte verwenden dürfen. Wenn sie also bloß aus Widerwillen gegen die Geschäfte sich der Regierung entschlagen hätte, so würde sie alles vergessen haben, was sie ihrem Reiche schuldig war.

Eben so wenig konnte sie von dieser Obliegenheit ihre Liebe zu gelehrten und wizigen Beschäftigungen loßbinden. Zu diesen blieben ihr noch Stunden genug übrig: und wie viele Fürsten haben nicht auf dem Throne selbst, keineswegs zum Nachtheil ihrer Regierung, einen vertrauten Umgang mit den Wissenschaften unterhalten? Sie hätte freylich, wenn sie noch ferner regieren wollte, ihre Pracht und die unzählichen Geschencke, welche sie zu vertheilen gewohnt war, aufheben müssen; aber da sie durch eine Freygebigkeit, welche der Verschwendung nicht unähnlich sahe, sich in diese Nothwendigkeit gesezt hatte, so war sie verbunden, den Schatz der Crone, den sie so sehr verringert hatte, durch eine kluge Haushaltung wieder zu füllen, nicht ohne Hülfe im Stiche zu lassen. Merckte sie unter ihren Unterthanen einiges Mißvergnü-

gnügen, so konnte sie allerdings keiu leichteres Mittel dagegen wählen, als sie zu fliehen; allein das rühmlichste war vielmehr, ihren Klagen abzuhelfen. Und wenn sie glaubte, daß Geschmack, Witz und Gelehrsamkeit noch nicht genug unter ihnen ausgebreitet wären; wer anders als ihre Königinn konnte sie nach diesen Absichten bilden? Noch sieht man also nicht, wie Christina vertheidigt werden könne, daß sie die Regierung niedergelegt hat, welche sie mit so vieler Ehre zu führen im Stande war. Freyheit und gelehrte Beschäftigungen dem Throne selbst vorzuziehen, hat zwar das Ansehen der Großmuth; aber es ist ein größeres und wahreres Verdienst, wenn man herrschende Neigungen seinen vornehmsten Pflichten aufopfert. Tadeln konnte man vielmehr die Königinn, daß sie die ruhige Verfassung von Schweden störte, eine schon damals wahrscheinliche Veranlassung zu Kriegen für dieses Reich gab, und sich des Vermögens beraubte, in einem großen Lande Gutes zu thun.

Eines ist nur übrig, was sie entschuldiget und ihren Entschluß sogar lobenswürdig macht. Sie empfand einen so unüberwindlichen Trieb zu einem von allen Verbindungen freyen Leben, daß sie vermuthlich nicht allein mit Verdruß, sondern auch ohne Nutzen des Staats die Verwaltung desselben würde beybehalten haben. Da sie also der Erwartung der Welt hierinne ferner keine Genüge leisten konnte, so war es rühmlicher, daß sie aufhörte zu regieren, als wenn sie sorglos gegen die Angelegenheiten ihres Reichs, unter Beschäftigungen, die nicht königlich sind, auf dem Throne geblieben wäre, die Macht und andere Vorzüge desselben, aber nicht die würcksame Wohlthätigkeit, die unmittelbar aus demselben hervorgehen soll, ausgeübt hätte. Daß sie nach dieser Vergleichung ge-

handelt habe, scheint desto gewisser zu seyn, da ihr ohnedieß ihr erhabener Sinn nicht verstattet haben würde, den Nahmen der Königinn zu führen, ohne ihre Aufmerckſamkeit auf alle Seiten des Reichs zu wenden. Was also viele Fürsten hätten thun sollen, denen es entweder an Fähigkeit oder an Lust fehlte, die Regierung selbst zu führen, das that Christina in ihrem acht und zwanzigsten Jahre. In dieser Stellung betrachtet ist sie würdig bewundert zu werden. Und da sie zugleich die Nachfolge im Reiche einem Fürsten von großer Hoffnung versichert hatte, so schien Schweden etwas weniger durch diese Abtretung zu verlieren. Gleichwohl muß man es bedauren, daß sie nicht Gewalt genug über ihre Neigungen hat erlangen können, um die in ihrer Regierung erworbene Ehre ihr ganzes Leben hindurch zu behaupten und zu vergrößern. Zehn oder zwanzig Jahre später, in einem weniger lebhaften Alter, würde sie diesen Entschluß vermuthlich nicht gefaßt haben: schwerlich würde auch unter den weisesten und besten Rathgebern ihrer Zeit einer gewesen seyn, der sie nicht davon abgemahnet hätte. Man kann endlich wohl muthmaaßen, daß auch das Geschlecht der Königinn etwas zu diesem sonderbaren Schritte beygetragen habe; allein wieviel, und auf welche Art, dieses läßt sich nicht so leicht bestimmen. Ihr eigenes Geständniß von der Untüchtigkeit des Frauenzimmers zur Regierung beweiset hier nichts: denn sie giebt doch zu, daß sich zuweilen Beyspiele von dem Gegentheil an demselben gefunden haben; und sie war gewiß eine von diesen seltenen Personen.

Chanüt, der jezt Französischer Gesandter im Haag war, hatte kaum erfahren, daß Christina ihrem alten Vorsaze, den er ehemals schon bestritten hatte, wie-

wieder Platz zu geben anfienge, als er ihr seine Bestürzung darüber bezeigte, und zugleich auf eine geschickte Art die nöthige Vorsichtigkeit empfol. Sie antwortete ihm in einem Schreiben, wovon ein Theil hier seine Stelle verdienet. Nachdem sie sich darauf berufen hat, daß ihr Entschluß schon viele Jahre alt sey, und daß er selbst vor fünf Jahren nichts darinne gefunden habe, was ihr unanständig wäre, fährt sie fort: „In einem so langen Zeitraum haben alle Zu„fälle mich niemals zur Aenderung desselben bringen „können; ich habe alle meine Handlungen nach dieser „Absicht eingerichtet, und bis zu diesem Ausgange „fortgeführet, ohne jezt im geringsten unschlüßig zu „seyn, da ich im Begriff bin meine Rolle zu endigen, „und mich hinter den Schauplatz zu begeben. We„gen des Plaudite (des öffentlichen Beyfalls) be„unruhige ich mich nicht. Ich weiß, daß die Person, „welche ich vorgestellt habe, nicht nach den gewöhnli„chen Gesezen des Schauplatzes hat ausgebildet seyn „können. Nicht leicht gefällt auch das Starcke, Männ„liche und Herzhafte. Ich überlasse es einem jeden, „davon nach seinen Gaben zu urtheilen: ich kann ih„nen diese Freyheit nicht nehmen, und ich wollte es „nicht einmal thun, wenn es in meiner Gewalt stün„de. Ich weiß, daß wenige hierüber ein günstiges „Urtheil fällen werden; aber ich bin versichert, daß „Sie unter dieser kleinen Anzahl sind. Die übrigen „Menschen kennen meine Gründe und meine Gemüths„art nicht, weil ich mich niemals gegen jemanden als „gegen Sie und noch einen andern Freund darüber „erklärt habe, dessen Seele erhaben und edel genug „ist, um eben so wie Sie davon zu urtheilen. Suffi„cit unus, sufficit nullus. (Ich habe an Einem ge„nug, der es billigt, auch an gar keinem.) Alle übri„ge verachte ich, und ich würde demjenigen unter dem

„großen Hauffen eine Ehre erweisen, den ich vor lä-
„cherlich genug halten würde, um mich mit ihm zu
„belustigen. Diejenigen, welche diese Handlung nach
„den Grundregeln untersuchen werden, die gemeinig-
„lich unter den Menschen festgesezt sind, werden sie
„ohne Zweifel tadeln. Allein ich werde mir niemals
„die Mühe nehmen, mich zu vertheidigen: und ich
„werde bey der großen Muße, welche ich mir zu ver-
„schaffen suche, nie so müßig seyn, daß ich mich ihrer
„erinnern könnte. Ich werde dieselbe dazu anwenden,
„daß ich mein vergangenes Leben prüfe, und meine
„Irrthümer verbessere, ohne mich über dieselben zu
„verwundern, und ohne sie zu bereuen. Mit wievie-
„lem Vergnügen werde ich daran dencken, daß ich den
„Menschen mit freudigem Herzen gutes gethan, und
„diejenigen ohne Mitleiden gestraft habe, welche es
„verdienten. Ich werde einen Trost darinne finden,
„daß ich niemanden zum Verbrecher gemacht habe, der
„es nicht war, und daß ich sogar derer geschonet ha-
„be, die es würcklich waren. Ich habe die Erhal-
„tung des Staats jeder anderer Betrachtung vorgezo-
„gen; den Vortheilen desselben habe ich alles mit
„Freuden aufgeopfert, und ich kann mir in Ansehung
„der Verwaltung desselben nichts vorwerfen. Ohne
„Stolz habe ich das Reich besessen, und mit einer ge-
„wissen Leichtigkeit verlasse ich es. Nach diesem allem
„befürchten Sie nichts für mich. Ich bin in Sicher-
„heit, und mein Gut steht nicht in der Gewalt des
„Glücks: ich bin glücklich, es mag sich zutragen, was
„immer will;

Sum tamen, o Superi, felix, nulli que potestas
Hoc auferre Deo.

(Gleichwohl, o ihr Götter! bin ich glücklich, und es steht in keines Gottes Gewalt, mir dieses Glück zu rauben.)

„Ja ich bin glücklicher, und ich werde es immer „seyn: ich fürchte mich vor der Vorsehung nicht, von „welcher Sie mir schreiben. Omnia sunt propitia. „(Es ist mir alles günstig.) Sie mag sich entweder „die Mühe geben, meine Angelegenheiten anzuord„nen, so unterwerfe mich ihr mit derjenigen Ehrer„bietung und Verleugnung, welche ich ihrem Willen „schuldig bin; oder sie mag die Führung meiner selbst „mir überlassen, so werde ich alle Kräfte der Seele „und des Verstandes, die sie mir geschenckt hat, dazu „anwenden, mich glücklich zu machen. Und ich wer„de es so lange bleiben, als ich überzeugt seyn werde, „daß ich weder von den Menschen noch von Gott et„was zu befürchten habe. Ich will mein übriges Le„ben dazu gebrauchen, mich mit diesen Gedancken „recht bekannt zu machen, meine Seele zu stärcken, und „aus dem Hafen die Martern derjenigen zu betrachten, „welche im gemeinen Leben durch die Stürme, die man „darinne auszustehen hat, erschüttert werden, weil sie „sich diesen Gedancken nicht ernstlich ergeben haben. „Bin ich nicht in der Verfassung, in welcher ich mich „befinde, beneidenswürdig? Ohne Zweifel würde ich „auch zu viele Neider haben, wenn meine Glückse„ligkeit bekannt wäre. Sie lieben mich unterdessen „genug, um mir dieselbe nicht zu beneiden: und ich „verdiene solches, weil ich aufrichtig bekenne, daß ich „einen Theil dieser Gesinnungen von Ihnen angenom„men habe; ich habe sie in den Unterredungen mit „Ihnen gelernet, und ich hoffe sie dereinst mit Ihnen „in meiner Muße noch höher zu bringen. Ich bin „gewiß, daß Sie Ihr Versprechen halten, und bey die„ser Veränderung nicht aufhören werden mein Freund „zu seyn, weil ich nichts von dem, was Ihrer Achtung „würdig ist, verlasse.„

Dieser

Dieser Brief kam gar bald vor mehrere Augen, und wurde sehr bewundert; allein er scheint ausdrücklich dazu geschrieben worden zu seyn, um als ein Abriß von der großmüthigen Denckungsart der Königinn, öffentlich bekannt gemacht und bewundert zu werden. Betrachtet man ihn schärfer, so fällt der erste Schein, der uns einnimmt, leicht hinweg. Die zu große und gezwungene Verachtung der Menschen, welche daraus hervorleuchtet, ist nicht die Eigenschaft eines weisen Mannes. Nur Chanût und noch ein anderer (vermuthlich Pimentel) sollen im Stande seyn, Christinens Entschluß zu beurtheilen; allein sie giebt deutlich zu erkennen, daß sie denjenigen vor keinen großen und edeln Geist halte, der nicht vortheilhaft davon urtheile. Zu ihrer eigenen Ehre hätte sie nicht schreiben sollen, daß sie alle übrige verachte: es waren gewiß in und außer Schweden Männer von ungemeinen Einsichten, die sie mit Nutzen hätte anhören können. Der Großkanzler Oxenstierna und andere Große von Schweden sahen daher diese Stelle mit Rechte als eine Beleidigung an. Die Gesinnungen der Königinn sind an sich in diesem Briefe schön ausgedrückt, aber vielleicht zu sehr zur Schau ausgestellt worden: eine gewisse Eigenliebe, die sie nicht verbergen kann; die Versicherung, ihren Vorsaz bloß aus Liebe gegen ihr Reich gefaßt zu haben, und die Schmeicheleyen, welche sie dem Gesandten sagt, alles dieses erweckt ein Mißtrauen gegen die Wahrheit der Abbildung, die sie von sich macht. Chanût unterdessen wurde dadurch so vollkommen gewonnen, als sie es vermuthlich erwartet hatte: er antwortete ihr nur mit Lobsprüchen, welche die höchste Bewunderung ihres Entschlusses anzeigten. Man muß in der That dem Ehrgeize einige Befriedigung lassen, wenn er von rühmlichen Eigenschaften begleitet wird.

Noch vor diesen Briefen, welche im Anfange des Jahrs 1654. geschrieben wurden, ließ die Königinn ihre vornehmsten Kostbarkeiten, unter welchen ihre Sammlung von Büchern, alten Münzen, Bildsäulen und Gemählden schon allein unschäzbar war, zu Gothenburg einschiffen: der größte Verlust in dieser Art, den Schweden jemals erlitten hat. Sie hatte auch gegen diese Zeit die Anzahl der Reichsräthe immer vermehret, und endlich bis auf vierzig erhöhet: in der Absicht, wie man glaubte, damit diejenigen, welche ihr diese Würde zu dancken hatten, sich desto weniger ihren Absichten widersezen möchten. Aber überhaupt besaß damals der Reichsrath, (soll man sagen, zu Schwedens Glück oder Unglück?) nur den Anfang von derjenigen Gewalt in der Regierung, die er in unserm Jahrhunderte erlangt hat. Christina berief die Mitglieder desselben im Februar des gedachten Jahres nach Upsal zusammen. Hier meldete sie ihnen, daß sie, nach einer wiederholten Ueberlegung, entschlossen sey, die Crone an den Prinzen von Schweden abzutreten. Sie bekümmere sich, sagte sie, um die Urtheile nicht, welche man davon bereits fällte, und sie habe sie auch nicht deswegen versammlet, um ihre Meinung darüber zu hören; sie verlangte nur als eine Erkenntlichkeit für ihre bisherige Regierung, daß sie die Ausführung ihres Vorhabens befördern, und dem Prinzen alle Sicherheit des Besizes verschaffen möchten.

Die Reichsräthe baten sie, voll Bestürzung über diesen Antrag, sie möchte wenigstens dabey ohne Uebereilung handeln. Allein Christina bezeigte ihnen, ihr Entschluß sey unveränderlich, und es bleibe nichts mehr übrig, als die Reichs-Stände zusammen kommen zu lassen, um ihnen denselben vorzutragen.

Dies

Dieses mußte endlich auch der Reichs-Rath bewilligen, nachdem er vorher zweymal der Königinn durch Abgeordnete Vorstellungen hatte thun lassen. Er hatte ihr insonderheit eine Schrift übergeben lassen, welche der Großkanzler verfertigt und nebst allen Reichsräthen unterzeichnet hatte: darinne waren nicht nur alle Gründe gesammlet, welche sie bewegen sollten noch ferner zu regieren; sondern man gab ihr auch zu verstehen, (was Männer von ihrer Erfahrung gar wohl vermuthen konnten,) daß dieser Schritt sie dereinst selbst gereuen dürfte. Oxenstierna widersezte sich demselben am nachdrücklichsten. Er sagte sogar, die Reichs-Stände hätten auf ihrer Versammlung unter Carls IX. Regierung im Jahr 1604. (bey welcher er ebenfals zugegen gewesen sey,) die Crone nicht darum dem Hause dieses Fürsten und seinen Nachkommen versichert, damit sie von ihren Königen verlassen werden könnten, wenn es denselben gefiele; sondern um gewiß zu seyn, daß die Könige ihr Land so lange regieren würden, als sie Gott am Leben ließe: und da er sich ehemals gegen Gustav Adolphen eidlich verbunden hätte, seiner Tochter Christina das Königreich mit allen seinen Kräften zu erhalten, so halte er es vor ein Verbrechen, irgend etwas dazu beyzutragen, daß sie von demselben ausgeschlossen werde. Er behauptete gegen die Königinn selbst, ihr Entschluß werde sie gereuen, ehe noch drey Monathe verflossen wären; aber alsdenn werde es zu spät seyn, und er könne sich wenigstens damit trösten, daß er frey gegen sie gesprochen, und daß ihm die Nachwelt hierüber keinen Vorwurf zu machen habe. — Der Rath dieses einzigen Mannes, der mit einer wahren Liebe gegen die Königinn und gegen sein Vaterland, eben so viele Rechtschaffenheit und Klugheit vereinigte, hätte über Christinen alles vermögen sollen; allein wenn

sie

sie gleich sein Eifer gerührt hat, so war sie doch schon zu weit gegangen, als daß sie, nach den gewöhnlichen Begriffen von der Ehre, ihre Meinung hätte ändern können.

Carl Gustav, zu dessen Vortheil sie die Regierung niederlegen wollte, bemühte sich selbst, sie davon abwendig zu machen. Man erzählt, daß sie ihm folgende Bedingungen habe vorlegen lassen, unter welchen sie ihren Vorsaz auszuführen gedachte. Sie wollte sich den größten Theil des Reichs mit den dazu gehörigen Einkünften vorbehalten; gänzlich unabhängig und frey seyn; die Freyheit haben, in fremden Ländern, oder in Schweden selbst herum zu reisen; und endlich sollte ihr Nachfolger die vornehmsten Stellen im Staate ihren Günstlingen lassen, denen sie solche ertheilet hatte, auch keine ihrer Schenckungen aufheben. Allein der Prinz soll hierauf geantwortet haben, er wolle nicht bloß ein Nahmen-König ohne Reich und ohne hinlängliche Einkünfte zu allem Aufwande des Friedens und Krieges seyn; er könne in seinem Reiche keinen gleich unabhängigen Fürsten neben sich dulden; er wolle auch ihre geheime Unterhandlungen an auswärtigen Höfen vermeiden, und wenn er einmal König sey, alle Stellen nach seinem Gutbefinden vergeben. Man sezt hinzu, Christina habe, nachdem sie diese Antwort vernommen, laut gesagt: „Ich habe ihm diesen Antrag nur deswegen thun lassen, um seine Denckungsart kennen zu lernen. Jezt „glaube ich, daß er zu regieren verdiene, weil er die „unzertrennlichen Rechte der königlichen Würde so „wohl kennet.„ Man konnte dergleichen Vorschläge von Christinen allerdings erwarten; nur das Zeugniß eines Franzosen von geringer Glaubwürdigkeit, der sie meldet, beweiset zu wenig: und außerdem

wußte

wußte die Königinn wohl, daß der Prinz nicht einmal im Stande war, dieses alles zu bewilligen; die Stände, für welche solches gehörte, würden es noch weit weniger gethan haben.

Sie sahe aus einem andern mißlungenem Versuche, wie aufmercksam die Großen des Reichs wären, dasselbe in keine weitere Abhängigkeit von ihr versezen zu lassen. Der Prinz von Schweden hatte noch keine Gemahlinn, und es war immer, auch wenn er sich vermählte, zu besorgen, daß er vielleicht ohne Erben sterben dürfte. Das Königreich würde alsdenn in eben diejenige Verwirrung gerathen seyn, welche man durch seine Wahl hatte vermeiden wollen. Daher trug Christina, welche vermuthlich am meisten darauf sahe, daß auch auf Carl Gustaven ein König folgen möchte, der ihr Verbindlichkeit hätte, einigen Reichsräthen vor, daß man vorläufig auf den gedachten Fall einen Nachfolger im Reiche ernennen sollte.

Die Reichsräthe danckten ihr für diese Sorgfalt um die Ruhe des Reichs; sie baten aber um Vergebung, daß sie nicht darein willigen könnten. Sie stellten ihr vor, daß sie zwar zu ihrem Entschluße die Regierung niederzulegen, ihre Einwilligung gäben, weil sie denselben nicht verhindern könnten, ohne ihn jedoch zu billigen; daß sie es aber nicht vor anständig hielten, den Prinzen von Schweden zu nöthigen, einen Reichsgenoßen anzunehmen, weil davon große Unordnungen im Staate zu befürchten wären. Und da sie nicht länger ihre Königinn seyn wollte, so möchte sie gütigst bedencken, daß das Wohl des Reichs, für welches sie allemal so viele Neigung gezeigt hätte, es erfordere, daß sie für sich und ihre Nachkommen,

wenn

wenn sie sich vielleicht noch vermählen sollte, allen Rechten auf die Crone auf immer entsagte. Dieses Verlangen war ebenfals auf den Fall gerichtet, wenn Carl Gustav dereinst keine Erben hinterlassen sollte.

Christina suchte, wenn sich dieses zutrüge, dem Grafen Tott, welcher von dem Könige Erich dem XIV. herstammte, die Nachfolge im Reiche zu verschaffen. Sie wollte daher ihn, und zugleich die beyden vornehmsten Männer in Schweden, den Grafen Peter Brahe, ersten Reichsrath, und den Großkanzler Oxenstierna, in den herzoglichen Stand erheben: vermuthlich, damit sie sich ihrer Absicht desto weniger widersezen möchten. Allein beyde danckten ihr für die ihnen zugedachte Ehre, und gaben ihr zu erkennen, sie hielten alle dergleichen Titel vor so beschwerlich für den Staat, daß sie vielmehr aufgehoben als vermehret werden müßten, und daß man den Adel in denjenigen Zustand sezen sollte, in welchem er sich befand, da Schweden noch ein Wahlreich war. Tugend und Verdienste, sezten sie hinzu, machten allein einen Unterscheid zwischen den Menschen, nicht unbekannte Ehren-Nahmen: sie glaubten Ehre genug durch die Dienste zu erlangen, welche sie dem Vaterlande zu leisten trachteten, und hofften, ihre Kinder würden ihnen hierinne nachfolgen, ohne eine andere Ermunterung, als den Ruhm, ihre Pflichten zu erfüllen. — Diese großmüthige Antwort konnte zugleich eine Lehre für die Königinn selbst abgeben, welche zwar die Regierung abtrat, aber desto eifriger den königlichen Titel und alle andere damit verbundene Vorrechte behaupten wollte.

Die Reichsstände kamen endlich im May des Jahrs 1654 zu Upsal zusammen, und die Königinn

machte ihnen selbst ihren Vorsaz ohngefähr auf eben die Art bekannt, deren sie sich bisher mehrmals bedient hatte: sie versicherte insonderheit, daß sie für ihre Arbeiten zum Besten des Reichs nichts mehr von ihnen verlange, als ihre Einwilligung zu diesem Vorhaben; sie erwarte dieselbe desto gewisser, weil sie keine Betrachtung, Vorstellung oder Macht davon abziehen könne. Rosenhane las darauf einen Aufsaz vor, in welchem der Inhalt ihrer Anrede weiter ausgeführt war, und wovon die Stände Abschriften bekamen: denn der Großkanzler hatte sich geweigert denselben abzulesen, um nicht das Ansehen zu haben, als wenn er mit dieser Handlung zufrieden wäre. Die Reichsstände baten zwar Christinen nochmals ihren Entschluß zu ändern; allein da sie ihnen zur Antwort gab, sie würde solches nicht thun, wenn man ihr gleich noch eine Crone anbieten könnte, hörten sie auf, ähnliche Versuche gegen sie zu thun.

Sie verwarfen hingegen ihren Vorschlag, daß man ihr die Inseln Oeland, Gothland und Oesel, ingleichen Wollin und Usedom, die Stadt und das Schloß Wolgast, und einige andere Ländereyen in Pommern, welches zusammen zu ihrem Unterhalte bestimmt war, und gegen 240000 Reichsthaler jährlicher Einkünfte betrug, zum freyen und unabhängigen Besize überlassen möchte. Man besorgte, Schweden möchte dieses Gebiete, wenn die Königinn damit nach ihrem Gefallen umgehen könnte, endlich gar verlieren: es wurde ihr also nur als ein Leibgedinge, welches jüngere Prinzen erhalten, angewiesen, und der König versprach diejenigen Schadloß zu halten, welche auf den Anbau dieser Ländereyen große Kosten verwandt hatten. Einige unter den Reichsständen verlangten, daß die Königinn versprechen sollte,

im

im Reiche zu bleiben, und mit den Feinden des Reichs keinen Briefwechsel zu unterhalten; widrigen Falls sollten ihr ihrre Einkünfte entzogen werden. Allein sie hielt es ihrer Ehre vor nachtheilig, diese Bedingungen anzunehmen, und der Prinz von Schweden stand ihr selbst hierinne bey. Er fand es vortheilhafter, wenn sie in einem auswärtigen Lande lebte, weil er, so lange sie in Schweden blieb, befürchten mußte, sie möchte wieder Lust zu regieren bekommen, und durch die ihr ergebenen Personen ihn nöthigen, alles nach ihrem Willen einzurichten.

Wenige Tage vorher ehe sie die Regierung niederlegte, zeigte sie noch die Gewalt, welche sie in den Händen hatte, gegen den Residenten des Königs von Portugall. Sie ließ demselben melden, er halte sich vergebens an ihrem Hofe auf, nachdem sie beschlossen habe, den Herzog von Braganza nicht mehr vor König von Portugall zu erkennen, indem diese Würde niemanden als Philipp dem vierten, Könige von Spanien, und seinen Nachkommen gehöre; sie werde daher den Herzog von Braganza stets als einen unrechtmäßigen Besizer des Königreichs Portugall betrachten; sie habe ihm diese Nachricht geben lassen, damit er sich desto bequemer anschicken könnte, einen Ort zu verlassen, wo man ihn nicht mehr als Residenten erkennen werde; ihr Nachfolger werde eben diese Gesinnung beybehalten, und da er übrigens auf öffentliche Treue gekommen sey, so werde er auch bis zu seiner Abreise geschüzt werden.

Man erstaunte in Schweden über dieses Verfahren der Königinn. Es war desto ungerechter, da sie die Gesandten von Portugall in dieser Würde er-

kannt und bey ihrer Krönung zugelassen hatte: es war auch zwischen Schweden und Johann dem vierten, Könige von Portugall, ein Bündniß geschlossen worden, welches sie nicht durch einen plözlichen Einfall wieder aufheben konnte, daher ließen auch Carl Gustav und die Reichsräthe dem Portugiesischen Gesandten heimlich melden, er könnte ohnerachtet jener Erklärung zu Stockholm bleiben, indem sie unter der neuen Regierung keine Kraft haben würde. Jedermann urtheilte damals, Christina habe diesen Schritt in der Absicht gethan, um sich bey dem Könige von Spanien, in dessen Ländern sie vors erste ihren Aufenthalt nehmen wollte, beliebt zu machen, und sie habe damit bis an das Ende ihrer Regierung gewartet, um Schweden dadurch in keine Händel zu verwickeln. Sie erkannte selbst kurz darauf ihre Uebereilung; ließ aber dem Prinzen von Schweden sagen, die Sache sey einmal geschehen, und er könne, wenn er erst König wäre, hierinne thun, was ihm gefiele. Ein so leichtsinniger Ungestüm war am wenigsten einer Königinn würdig, die das Ansehen haben wollte, die Krone nach einer weisen Ueberlegung abzutreten.

An dem Tage, da sie dieses feyerlich that, am 16. Junius des Jahrs 1654 ließ sie erstlich die Urkunde ihrer Abdanckung im Reichs-Rathe vorlesen. Sie entsagte durch dieselbe für sich und ihre Nachkommen auf immer allen Rechten an die Krone, und überließ dieselben dem Prinzen Carl Gustav mit allen ihren Ansprüchen; doch sollte er sie, so lange sie lebte, im Besize ihres Leibgedinges erhalten. Zu diesem wurden außer den oben genannten Ländereyen, noch die Stadt und das Schloß Norköping in Schweden, ingleichen Pöle und Neucloster im Mecklenburgischen

gerech-

gerechnet. Es wurde ihr ferner durch diese Urkunde freygestellt, wenn sie es vor dienlich erachtete, drey Aemter von den in Pommern gelegenen Ländereyen, und eines auf der Insel Oesel, doch nur an Schwedische Unterthanen, zu verkaufen, zu versezen oder zu verschencken, aber nichts von allen übrigen. In Ansehung ihrer Person sollte sie die vollkommenste Freyheit haben, nach ihrem Gefallen zu leben, ohne jemanden unterworfen, oder zu einiger Rechenschaft wegen des Vergangenen und Künftigen verbunden zu seyn. Es wurde ihr endlich eine völlige Gewalt und Gerichtsbarkeit über ihr Gefolge und alle ihre Bedienten zugestanden. Christina unterzeichnete diese Urkunde, und der Prinz eine andere, durch welche er ihr alles versprach, was sie von ihm erwartete.

Hierauf gieng sie im königlichen Gepränge in die Versammlung der Reichsstände. Nachdem die beyden Urkunden daselbst waren abgelesen worden, ließ sie sich von dem königlichen Anzuge entkleiden, und hielt eine Anrede an die Stände. In dieser stellte sie mit vieler Beredsamkeit alles vor, was sich unter ihrer Regierung in Schweden zugetragen hatte, wieviel das Reich ihrem Vater, und was es ihrer Sorgfalt schuldig sey. Indem sie ihnen darauf den Prinzen zeigte, sagte sie, sie gebe ihnen einen Fürsten von so vortrefflichen Eigenschaften, daß sie nicht zweifle, er werde den Ruhm von Schweden vergrößern; sie bitte sie, ihm eben die Treue und den Gehorsam zu erweisen, die sie ihr geleistet hätten, für welche sie ihnen dancke, und sie davon loßspreche. Diese Rede rührte die Versammlung ungemein, und die meisten in derselben konnten sich der Thränen nicht enthalten. Rosenhane antwortete ihr sodann im Nah-

men der Stände, worauf ihr der Landmarschall und die Sprecher der drey andern Stände die Hand küßten. Man bemerckte dabey insonderheit die ungekünstelten und treuherzigen Merckmale der Liebe des Sprechers vom Bauernstande. Er nahm ohne andere Umstände die Hand der Königinn, schüttelte sie, küßte sie knieend drey bis viermal, wischte sich die Thränen mit dem Schnupftuche ab, stand wieder auf, und kehrte ihr ohne einige Höflichkeitsbezeigung den Rücken zu. Sie wandte sich hierauf gegen Carl Gustaven, und erklärte sich gegen ihn eben so beredt und standhaft. Ihm empfol sie die Beyspiele der großen Schwedischen Könige, seiner Vorgänger, und versicherte, daß sie ihn bloß durch seine Gaben, nicht aber durch seine Verwandschaft mit ihr, (welche man, wenn es auf die Vortheile des Staats ankomme, niemals in Betrachtung ziehen müsse,) zu ihrem Nachfolger gewählet habe. Sie sezte hinzu, daß sie ihm einen Reichsrath von besonderer Klugheit hinterlasse, und keine andere Erkenntlichkeit von ihm verlange, als für ihre Mutter Sorge zu tragen — (Christina, welche sich selbst nicht sonderlich um dieselbe bekümmerte, hatte schon vor einigen Wochen von ihr Abschied genommen, und sie dadurch überaus betrübt) — ihre Einkünfte eher zu vermehren als zu verringern, und ihren Freunden und Dienern gewogen zu bleiben. Der Prinz bat sie noch einmal vergebens, den Thron wieder zu betreten, stattete ihr seine Danckſagung ab, und führte sie, nachdem er ebenfals die Stände angeredet hatte, in ihr Zimmer zurück. Er wurde an eben diesem Tage, doch weit weniger prächtig als sie ehemals, gekrönet: denn der Zustand des öffentlichen Schatzes erlaubte es nicht anders, und Christina hatte außerdem die kostbarsten Geräthschaften der Krone bereits fortgeschickt. Zum Andencken der

beyden

beyden großen Begebenheiten dieses Tages befohl sie bereits einige Zeit vorher, daß alle Gefangene und Verbrecher in ganz Schweden loßgelassen werden sollten. Der König aber ließ eine Münze schlagen, durch deren Inschrift, A Deo et Christina, er bekannte, ihr die Krone schuldig zu seyn. Die Reichsstände waren mit derselben nicht zufrieden, indem sie sagten, ihre Wahl habe ihn eigentlich auf den Thron erhoben.

Kaum hatte sich die Königinn von der Regierung frey gemacht, als sie schon darauf bedacht war, Schweden zu verlassen. Der Graf Brahe bat sie, weniger zu eilen; allein sie antwortete ihm: Wie können Sie verlangen, daß ich hier bleiben soll, wo ich vorher uneingeschränckt regiert habe, und wo ich jezt alle Gewalt in den Händen eines andern sehen müßte? Sie stellte sich unterdessen, als wenn sie nur auf einige Zeit nach Spa reisen wollte, um die dortigen Wasser zu trincken. Ein solches Vorgeben war wegen des großen Haufens nöthig: denn der Bauernstand sagte ausdrücklich, man müsse sie nöthigen, ihre Einkünfte im Reiche zu verzehren, und die Geistlichkeit streuete unter dem Volcke aus, daß sie bald in einem fremden Lande zur römischen Kirche treten werde. Daher fürchtete sie in der That, man möchte sie zurückhalten, oder ihr die angewiesenen Einkünfte wieder nehmen. Sie blieb also nur fünf Tage zu Stockholm. Vor ihrer Abreise schrieb sie an den Prinzen von Conde, dem sie die Versicherung gab, daß sie ihn beständig hochschäzen werde, und seine Hochachtung vor eine nicht geringere Ehre halte als die Crone selbst, welche sie getragen habe: die Ruhe, sezte sie hinzu, welche sie so sehr gewünscht habe, koste ihr viel; allein sie werde eine Handlung, die ihr so schön vorkomme, niemals durch eine niederträchtige Reue verunstalten,

und sollte er gleich dieselbe mißbilligen, so werde sie sich bloß damit entschuldigen, daß sie ihr hohes Glück nicht würde verlassen haben, wenn sie es vor nothwendig zu ihrer Glückseligkeit gehalten hätte, und daß sie nach der Herrschaft der Welt gestrebt haben würde, wenn sie eben so gewiß als der große Prinz von Conde hätte seyn können, in einer so erhabenen Unternehmung glücklich zu seyn, oder zu sterben. — Alles dieses sollte ohne Zweifel dem Prinzen zu verstehen geben, daß sie beyde in ihrer Art bewundernswürdig und groß wären.

Es waren zwölf Kriegsschiffe ausgerüstet worden, um Christinen nach Deutschland überzuführen. Aber plözlich meldete sie dem Könige, sie werde durch Dänemarck reisen. Man ärgerte sich zwar über den vergeblichen Aufwand; doch tröstete man sich damit, daß sie vielleicht, wie ein öffentliches Gerüchte besorgen ließ, diese Flotte dem Könige von Spanien dürfte verkauft haben. Mitten auf ihrer Reise durch Schweden schrieb sie noch an den Gaßendi, den scharfsinnigsten Philosophen dieser Zeit, der die Aristotelische Philosophie zugleich bestritt und verbesserte: diesem sezte sie ein Jahrgeld aus, und versprach ihm eine goldene Kette mit einer Schaumünze, um ihn desto mehr zu den Beweisen seiner Ergebenheit gegen sie, die er sich vorgenommen hatte, aufzumuntern. Kurz darauf zog sie Mannskleider an, um mit desto mehr Freyheit reisen zu können, und gab dem größten Theile ihres Gefolges den Abschied. Man sagt, die Königinn von Dänemarck habe sich ebenfals verkleidet, um sie in einem Wirthshause zu sehen; ihre Neubegierde aber sey nicht zu ihrem Vergnügen ausgeschlagen, weil Christina ziemlich nachtheilig von dem Könige von Dänemarck gesprochen habe. Als sie endlich an einen

kleinen

kleinen Bach gekommen war, welcher damals Schweden von Dänemarck schied, sprang sie mit einer außerordentlichen Freude über denselben, indem sie zugleich sagte: Nun bin ich einmal in Freyheit und außer Schweden, wohin ich nie zurückzukehren gedencke. Carl Gustav hatte sie bis an die Gränze durch einen seiner Hofbedienten begleiten lassen: daselbst trug ihr derselbe noch einmal die Hand des Königs an; allein sie gab zur Antwort, wenn sie sich hätte vermählen wollen, würde es für sie anständiger gewesen seyn, solches zu thun, da sie noch regierte, und außerdem sey auch der König ihrer Rathschläge nicht benöthigt.

Die Welt urtheilte von dieser großen Veränderung, welche Christina in ihrem Stande getroffen hatte, auf eine sehr verschiedene Art. Ueberhaupt erstaunte man mehr darüber, als daß man hierinne eine ausnehmende Weisheit bewundert hätte. Zwar viele Gelehrten fanden nichts so vortreffliches, das mit dieser Handlung verglichen werden könnte; aber sie betrachteten zugleich Christinen als die allgemeine Freundinn und Beschützerinn der Wissenschaften. Mit ihnen vereinigten sich gar bald die meisten Mitglieder der Römischen Kirche, nachdem sie selbst zu derselben getreten war. Unpartheyische und Einsichtsvolle Männer erkannten zwar ebenfals, daß diese That aus einer gewissen Erhabenheit des Geistes entsprungen sey; allein da sie die nähern Ursachen derselben untersuchten, fiengen sie an, ihre Lobsprüche auf dieselbe zu mäßigen. Selbst große Verehrer der Königinn billigten sie nicht gänzlich. „Es schmerzt mich „ungemein, schrieb Bochart, daß sie sich freywil„lig so vieler Mittel Gutes zu thun beraubt, welche „niemals wieder in ihre Gewalt kommen, wenn sie „solche einmal verloren hat. Es wird sie tausend-

„mal gereuen, wenn es nicht mehr Zeit seyn, wenn „das Uebel nicht mehr wird gehoben werden können: „sollte es auch nur wegen des Mißvergnügens seyn, „das sie über die nachtheiligen Urtheile empfinden wird, „welche die meisten davon fällen werden. Denn man „hat eine natürliche Neigung, die größten Personen „anzugreifen, besonders wenn man dazu einen schein„baren Vorwand zu haben glaubt.„ Nicolaus Heinsius rühmte zwar in einem Schreiben an sie selbst, ihren Entschluß auf die sinnreichste Art; aber bey seiner Betrübniß, die er nicht verbergen konnte, war er ehrlich genug hinzuzusetzen, die Fehler einer Regierung könnten nicht geheim gehalten werden, wenn man sie gleich aus Ehrerbietung gegen die königliche Würde, verschweige und nicht kennen wolle; allein jezt, da sie sich das Vorrecht, nicht getadelt zu werden, selbst entzogen habe, werde jedermann ihre Handlungen auf das strengste richten. Er erinnerte sie zugleich, daß die meisten, von welchen sie bisher gelobt worden, auf ihren Stand, nicht auf sie selbst gesehen hätten. Solche nüzliche Nachrichten werden den Fürsten selten ertheilet.

Aber andere hielten sich nicht bey den Bewegungsgründen auf, welche Christina selbst angegeben hatte: sie glaubten zu sehen, daß Eitelkeit und Ruhmbegierde, die Lust fremde Länder ohne allen Zwang zu durchreisen, und eine Art von Eckel an dem ihrigen, vielleicht auch das nicht angenehme Verhältniß, in welchem sie gegen ihren bereits bestimmten Nachfolger stand, mehr als alles andere bey ihr vermocht hätten. Bey ihrer Ankunft zu Paris im Jahr 1656 urtheilte man daselbst in einer Gesellschaft auf folgende Art von ihr: „Hätte die Königinn von Schweden nur die Gewohnheiten

ihres

ihres Landes gekannt, so wäre sie noch in demselben; aber weil sie die Sprache und die Lebensart der Franzosen gelernet, weil sie sich in den Stand gesezt hat, acht Tage lang in Franckreich Beyfall zu erhalten, so hat sie ihr Königreich verloren.„ Diese Gedancken enthalten in der Kürze viel Wahres; allein noch lehrreicher sind diejenigen, mit welchen der große Verfasser der Nachrichten zur Geschichte des Hauses Brandenburg sein Urtheil ausdrückt. „Weisen Männern, sagt er, kam „die Aufführung dieser Königinn nur seltsam vor. „Sie verdiente weder Lob noch Tadel dafür, daß „sie den Thron verlassen hatte. Eine solche Handlung gewinnt nur durch die Wichtigkeit der Be„wegungsgründe, welche sie hervor bringen, durch „die Umstände, welche sie begleiten, und durch die „Großmuth, von welcher sie in der Folge unter„stüzt wird, eine gewisse Größe.„

Ob Christina bey ihrer Abreise aus Schweden bereits einen festen Entwurf über ihre künftige Lebensart und über den Ort ihres Aufenthalts gemacht habe, ist schwer zu sagen. Zwar nach dem Wahlspruch zu urtheilen, den sie um diese Zeit aus dem Virgil nahm: Fata viam invenient, (das Schicksal wird seinen Weg zu treffen wissen) und den sie auch auf einer ihrer Schaumünzen, neben einem Irrgarten, anbrachte, sollte man glauben, sie sey in einer Art von Unschlüßigkeit und Ungewißheit gewesen. Aber solche öffentliche Erklärungen beweisen am wenigsten, und Christina scheinet überhaupt schon mit sich einig gewesen zu seyn, was vor ein außerordentliches Schauspiel sie vor der Welt aufführen wolle. Sie kam im Julius des Jahrs 1654 zu Hamburg an, besuchte daselbst

selbst den öffentlichen Gottesdienst, und beschenckte den Prediger, den sie gehört hatte; man fand aber an dem Orte, wo sie gesessen hatte, Virgils Gedichte liegen. Aus andern Beyspielen ihrer Aufführung um diese Zeit blickte ebenfals eine große Freyheit in Ansehung der Religion und der Sittenlehre hervor. Aber ein Brief, den sie an den König von Schweden schrieb, erregte ihm besonders viele Unruhe. Er schloß aus demselben, daß sie niemals wieder in das Reich zurückkommen werde: die Nachrichten, die er erhalten hatte, daß sie zur Römischen Kirche treten und nach Italien gehen wollte, wurden nun wahrscheinlicher. Schon sagte die Schwedische Geistlichkeit, man müsse in diesem Falle ihre Einkünfte einziehen, und der Reichs-Rath bat den König um Erlaubniß, ihr darüber mündliche Vorstellungen thun zu lassen, damit das Reich wenigstens den Trost haben möchte, seine Pflicht beobachtet zu haben, und keinen Vorwurf leiden dürfte, wenn es der Königinn die bewilligten Gelder versagte. Es ist wahr, man hatte ihr eine völlige Freyheit des Verhaltens zugestanden; aber es war doch stillschweigend dabey vorausgesezt worden, daß sie die Religion nicht verändern werde, und nach den Schwedischen Grundsäzen konnte man einen solchen Schritt nicht anders als vor eine Beschimpfung des Reichs halten. Der König wollte jedoch nicht zugeben, daß diese Vorstellungen in seinem Nahmen geschähen, weil er versprochen hatte, sich um ihr Betragen nicht zu bekümmern, wenn sie nichts gegen das Beste des Reichs vornähme: er brachte es auch dahin, daß sie gemildert wurden.

Christina reiste unterdessen über Münster und durch die vereinigten Niederlande nach Antwerpen.

Zu

Zu Münster gieng sie mit den Jesuiten sehr vertraulich um; in der lezteren Stadt aber legte sie die Kleidung ihres Geschlechtes wieder an. Der Erzherzog Leopold besuchte sie daselbst mit großem Gepränge; allein den Prinzen von Conde, der eben so begierig war, sie zu sehen als sie ihn, wollte sie nicht mit gleichen Cärimonien aufnehmen: sie sprach ihn endlich zwar, aber ziemlich frostig. Obgleich ihre ausnehmende Gewogenheit gegen das Spanische Haus viel zu dieser Begegnung beytrug; so möchte man doch für ihre Ehre wünschen, daß sie von dieser Zeit an auf die äußerlichen Zeichen ihres Rangs weniger eifrig gedrungen hätte. Damals kam auch der Graf Tott zu Antwerpen an, um ihr im Nahmen des Schwedischen Reichs die erstgedachten Vorstellungen und Bitten vorzutragen: er ersuchte sie zugleich, wenn ihre Reisen geendigt seyn würden, in ihr Vaterland zurück zu kehren, und er sollte ihr Empfelungsschreiben des Königs an verschiedene Fürsten übergeben. Christina bedanckte sich für alle diese Merkmale der Liebe; allein, sagte sie, da in Schweden alles ruhig sey, so wisse sie nicht, worinne sie diesem Reiche durch ihre Gegenwart nüzlich werden könne, und sie hoffe, daß ihr daselbst niemand die Freyheit mißgönnen werde, welche sie sich durch den Verlust der Krone erworben habe. Von den Schreiben wollte sie keinen Gebrauch machen; denn sie hoffte, daß ihre rühmlichen Eigenschaften sie überall genugsam empfelen würden.

Sie wünschte hierauf, aus alter Freundschaft, vielleicht auch aus Begierde nach dem Beyfalle eines Mannes, den sie sehr hochschäzte, den Französischen Gesandten im Haag, Chanüt, zu sprechen.

Er

Er wurde von ihr sehr wohl aufgenommen; aber nach seiner Rückkehr breitete sich das Gerüchte aus, er sey nur deswegen zur Königinn gereiset, um sie zu bitten, daß sie in dem noch fortdaurenden Kriege zwischen Franckreich und Spanien, ihre Vermittelung zum Frieden anwenden möchte. Diese Reden stellten den Französischen Hof in einer gewissen Erniedrigung und Bedürfniß des Friedens vor: sie zogen außerdem dem Gesandten den Verdacht zu, als wenn er ohne Befehl seines Königs ein solches Ansuchen gethan hätte. Daher bat er die Königinn, dieses Gerüchte, welches er vor einen Kunstgriff der Spanier hielt, durch eine öffentliche Erklärung über den Inhalt ihres Gesprächs mit ihm, zu widerlegen. Sie gestand in ihrer Antwort sehr trocken, daß dieses Vorgeben keinen Grund habe; allein sie erklärte sich zugleich mit einer hizigen Partheylichkeit für Spanien: „Ich kann Ihnen versi„chern, schrieb sie, daß die Spanier die Vortheile „derer, welche den Frieden verhindern, wohl ken„nen, und daß sie, an Statt sich zu rühmen, daß „sie um denselben ersucht werden, vielmehr urthei„len, man begehre den Frieden in Franckreich we„niger als jemals. Dem sey wie ihm wolle, so „glaube ich, daß weder die Prahlereyen ihnen Furcht „einjagen, noch ein verschmiztes Wesen sie betrügen „könne. Sie verlangen den Frieden, aber ohne „Ungeduld, und vielleicht warten sie, um denselben zu ertheilen, so lange, bis man in Franckreich „bescheidener ist. — Ich dencke, wenn es dem Kö„nige, Ihrem Herrn, jemals begegnen sollte, daß er „seine Vortheile aus eigener Einsicht beurtheilen „könne, so wird er erkennen, daß der Friede das „größte Gut sey, welches er seinen Unterthanen „schencken könne.„ — Man sieht mit Verwunde-

rung

rung, wie verächtlich Christina von Franckreich redet, wie sehr sie sich ein Ansehen zu geben sucht, das doch von keiner Macht mehr unterstüzt wird. Aber Chanut vertheidigte seinen Hof sehr geschickt gegen ihre Vorwürfe: er sagte ihr auch mit aller Ehrerbietung, daß, wenn ihr Frankreich anders vorkäme, als es würcklich beschaffen wäre, und als es ihr ehemals selbst vorgekommen sey, solches davon herrühre, weil sie jezt Franckreich von Brüssel aus und durch eine sehr dicke Wolcke sehe. Und was die Unbescheidenheit betraf, deren sie die Franzosen beschuldigte, so gestand er, daß sie die Bescheidenheit nur vor eine Tugend des Cabinets hielten; im Kriege aber wären sie desto ungestümer und kühner, welches freylich denenjenigen mißfallen müsse, die von Natur phlegmatischer wären, und ihre bedachtsame Ernsthaftigkeit sogar in den Gefechten beybehielten.

Dieser Briefwechsel war noch nicht geendigt, als die Königinn am 23sten December des Jahrs 1654 einen prächtigen Einzug zu Brüssel hielt. Den Tag darauf bekannte sie sich in einem Zimmer des Erzherzoglichen Palastes, vor dem Erzherzoge, dem Grafen Fuensaldagna, dem Gesandten Pimentel, dem Grafen Montecuculi, und dem Staatssecretair Navarra, insgeheim zur römischcatholischen Religion. Der P. Guemes, ein Dominicaner, der ehemals bey Pimentel in Schweden einen Gesandtschaftssecretair abgegeben hatte, nahm dieses Bekenntniß von ihr an: und alle diese Personen unterzeichneten nach ihr die Schrift, welche zum Denckmal des von ihr abgelegten Glaubensbekenntnisses aufgesezt wurde.

Vielleicht ist Christinens Religionsveränderung die schwerste Untersuchung, auf die man in ihrem Leben gerathen kann. Nicht als wenn die Bewegungsgründe derselben so dunckel, ihre Stärcke oder Schwäche, und die Folgen dieses Schritts so streitig wären, sondern, weil man, das Urtheil darüber mag ausfallen wie es will, den Verdacht der Partheylichkeit nicht wohl vermeiden kann. Der Römischcatholische verdient ihn, wenn er hier an eine vollkommene Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Religion denckt: und noch mehr, wenn er glaubt, Christina sey durch eine außerordentliche Erleuchtung Gottes zur Annehmung derselben gebracht worden. Sagt hingegen der Protestant, es sey bloß Leichtsinnigkeit und Geringschäzung der Religion überhaupt gewesen, welche mit andern herrschenden Absichten diesen Entschluß befördert hätten, so scheint er ihr als einer Ueberläuferinn von seiner Kirche verächtlich und feindseelig zu begegnen. Nur Ein Weg ist offen, um diesen und ähnlichen Vorwürfen zu entgehen: man darf bey dieser Handlung nichts als gewiß annehmen, was sich nicht auf bekannte Gesinnungen der Königinn gründet, und mit ihrem übrigen Leben übereinstimmt; Zeugen und rühmliche Nachrichten, die bloß von der Einen Seite aufgestellet werden, kann man anhören, ohne sie eben in allem vor glaubwürdig zu halten; und nur alsdenn sind wahrscheinliche Muthmaßungen erlaubt, wenn man das Widersprechende der Umstände auf keine andere Art heben kann.

Zween Briefe der Königinn, welche sie bis in den März des Jahres 1652 geschrieben hat, und deren Inhalt in dieser Geschichte bereits angeführt worden ist, beweisen, daß sie bis auf diese Zeit der

Evan-

Evangelischen Religion eifrig zugethan gewesen sey; und dieses, wie sie versichert, nachdem sie die Wahrheit viele Jahre lang untersucht hatte. Man findet auch bis dahin nicht die geringste Spur von Zweifeln und Bedencklichkeiten, die gegen ihren Glauben bey ihr entstanden wären: sie müßte in der schändlichsten Verstellung sehr geübt gewesen seyn, wenn sie bey einer ganz widrigen Neigung jene Briefe hätte auffezen können. Gleichwohl haben sich um eben diese Zeit, und noch etwas früher, die Bemühungen der Römischcatholischen angefangen, der Königinn ihre Religion beliebt zu machen. Und sie waren darinne vollkommen glücklich, als sie sich unveränderlich entschloß, die Regierung niederzulegen. Nichts ist daher wahrscheinlicher, als daß die Veränderung ihrer Religion eine Folge von diesem Entschlusse gewesen sey. Sie war plözlich, ließ sich aus der übrigen Denckungsart und Aufführung der Königinn nicht wohl herleiten, brachte keine von den gewöhnlichen Würckungen einer solchen Veränderung, wenn sie ernsthaft und tief gegründet ist, hervor, und ist immer von allen, die ohne Religionseifer geurtheilt haben, als eine der allerflüchtigsten unter den sogenannten Bekehrungen angesehen worden. Christina wollte durchaus zu herrschen aufhören, um frey von allen Einschränckungen ihres Standes, in Ländern, wo der Witz und die schönen Künste vor andern blühten, besonders in Italien, ihr Leben in der angenehmsten Erfüllung ihrer auf diese Seite gerichteten Neigungen zuzubringen. Wollte sie ihren beständigen Aufenthalt in diesen Ländern nehmen: so zeigten sich die größten Schwierigkeiten bey der Ausübung der Evangelischen Religion. Der erste Schritt dieselben zu heben, war die Gleichgültigkeit gegen die Religion

überhaupt, die ihr Bourdelot einzuflößen wußte. Von dieser unglücklichen Gesinnung war der Uebergang zu einer andern Gemeine der Christen, unter Bequemlichkeiten und vergnügenden Aussichten, die er erweckte, überaus leicht. Pimentel, ein anderer Vertrauter der Königinn, und der seiner Religion mehr ergeben gewesen seyn mag, nahm sie, allem Ansehen nach, noch mehr für dieselbe ein. Aber Chanüt, der weiseste unter ihren Freunden, hat, so viel man sehen kann, gar nichts dazu beygetragen. Er widerrieth ihr so nachdrücklich, dem Throne nicht zu entsagen; weit weniger konnte er wünschen, daß sie ihre Religion verlassen möchte, die mit der Regierung von Schweden unzertrennlich verbunden war. Vermuthlich würde er, so wie jeder andere Römischcatholische, der über seine Religion philosophiren gelernet hätte, seinen Beyfall zu diesem Vorsaze der Königinn nicht gegeben haben.

Es giebt freylich noch andere Veranlassungen und Ueberredungsmittel, welche sie dazu gebracht haben könnten. Die Schweden selbst warfen einen starcken Verdacht auf ihren Lehrer, Johann Matthiä, daß er sie durch seine Grundsäze zur Veränderung der Religion verleitet haben möchte Dieser Bischof trug schon im Jahr 1647. einige Meinungen von der Vereinigung der Protestanten vor, welche der Schwedischen Geistlichkeit mißfielen, weil sie eine zu merckliche Neigung gegen die Reformirte Kirche verriethen. Aber er gieng immer weiter, und in verschiedenen Schriften, die er nach der Entfernung der Königinn aus dem Reiche herausgab, suchte er überhaupt zwischen allen christlichen Gemeinen Frieden zu stiften. Da diese Aufsäze den Werth der Evangelischen Religion zu erniedrigen

schienen,

schienen, wurden sie verboten; ihr Verfasser sahe sich im Jahr 1664 genöthiget, sein Bißthum niederzulegen; allein Christina, die immer gleiche Hochachtung und Danckbarkeit gegen ihn behielt, erwies ihm und seiner Familie viele Wohlthaten. Wenn man hier sogleich nach dem ersten Anscheine urtheilen wollte, so müßte Matthiä zuerst die Königinn auf den Weg zu der Römischen Kirche geführt haben. Doch nicht zu gedencken, daß man davon in ihrer Geschichte kein Merckmal antrifft, so bezeugte er selbst kurz vor seinem Tode feyerlich, er habe diese Beschuldigung nie verdienet. Man weiß auch, daß dergleichen friedfertige Theologen nicht leicht den Uebertritt zu derjenigen Kirche gerathen haben, mit welcher sie die ihrige zu vereinigen suchten: einer der größten Männer unter ihnen, Georg Calixtus, der zu eben dieser Zeit die Aussöhnung der Protestanten mit den Römischcatholischen so eifrig empfol, bestritt doch mit einer ihm anständigen Schärfe die Lehren der leztern, welche er vor tadelhaft hielt. Alles, was die Königinn von ihrem Lehrer in Ansehung anderer Gemeinen angenommen haben mag, scheint eine sanftere, verträglichere Denckungsart gewesen zu seyn. Man kann noch mehr sagen: Matthiä hatte kaum das Gerüchte vernommen, daß sie sich öffentlich zur Römischen Kirche gewandt hätte, als er ihr einen sehr rührenden Brief schrieb, der seinem Herzen Ehre macht. „Alle Rechtschaffene, sagt er darinne, entsezen sich vor dem bloßen Argwohn, daß Ew. Majestät etwas solches könnten begangen haben; andere beklagen es auf das wehmüthigste, und die meisten beschweren sich heftig über diejenigen, welche eine so große Königinn durch ihre arglistigen Eingebungen verführt haben, sich des ungeheuern Ver-

brechens der beleidigten göttlichen Majestät schuldig zu machen. Ich hingegen kann diesem Gerüchte noch gar nicht glauben: ich erinnere mich noch gar zu wohl an die weisen Unterredungen, mit welchen mich Ew. Majestät oft über die Beschaffenheit und den Zustand der verschiedenen Religionen beehrt haben. Noch dencke ich an Dero scharfsinniges Urtheil über die Mittel, die Wunden der christlichen Kirche zu heilen. Eben so wenig habe ich Dero würcklich königlichen Vorsaz vergessen, einige abergläubische Gebräuche abzuschaffen, welche die Religion mehr verunstalten als zieren. So lange mir dieses noch im Sinne schwebt, so habe ich alle Mühe von der Welt, mich überreden zu lassen, daß ein so glänzender Stern den geringsten Flecken der Unbeständigkeit hätte annehmen können. — — Gleichwohl kann ich nicht leugnen, daß ich, so oft sich das Gerüchte ausgebreitet hat, Ew. Majestät wären im Begriffe eine Reise nach Italien vorzunehmen, auf den Gedancken gefallen bin, die große Christina möchte wohl mit einem Entwurfe umgehen, ihren Nahmen unsterblich zu machen, und nachdem sie ein irdisches Reich verlassen hat, alle ihre Sorgen auf die Erweiterung des Reichs JEsu Christi wenden; — — daß Sie, um diese Absicht zu erreichen, den Pabst besuchen wolle, (dessen Nahme selbst in den nordischen Ländern sowohl durch seine große Gelehrsamkeit, als durch die Mäßigung seines Geistes berühmt geworden ist,) um sich mit ihm und andern catholischen Fürsten über die Mittel zu besprechen, wie die Freude, an welcher bey seiner Wahl das Römische und die benachbarten Reiche, wegen der Wiederherstellung des bürgerlichen Friedens Antheil genommen haben, nicht durch die Fortsezung eines unglücklichen Religionskrieges unterbro-

terbrochen, oder unvollkommen werden möchte. Wenn sich Ew. Majestät diesen Endzweck vorgesezt haben, nemlich die verschiedenen Gesinnungen über die Religion übereinstimmend zu machen, und die Einigkeit des Glaubens und der christlichen Kirche auf die Nachwelt zu bringen, indem Sie auf das sorgfältigste die gehörigen Mittel anwenden würden, um die Wunden der christlichen Kirche durch das Ansehen der Fürsten zu heilen, — — so verehren wir Sie insgesammt, und geben dieser Absicht unsern einmüthigen Beyfall.„ — Eine der Königinn würdige Beschäftigung würde dieses allerdings gewesen seyn; allein Matthiä dachte zu wenig daran, wie unmöglich eine solche Wiedervereinigung durch die Bedingungen werde, welche die Römischen Bischöfe dazu vorschlagen. Er schrieb noch zehn Jahre später abermals an die Königinn, indem er ihr einige seiner Schriften überschickte; aber wiederum mit dem sehnlichen Verlangen, daß sie auf die wahre Religion, welche sie ehemals bekannt hätte, eine ernstliche Ueberlegung wenden möchte.

Christinens Lehrer hat also ihren Uebergang zur Römischen Kirche nicht befördert. Aber sollte sie etwan ihr Geschlecht dazu verführet haben? So urtheilen einige Protestantische Schriftsteller: keine Religion, sagen sie, ist dem Geschmack des Frauenzimmers gemäßer, als die römischcatholische: sie befriedigt die Liebe zum Putze und Gepränge, den Wohlgefallen an Cärimonien und an Tändeleyen so sehr, daß sie ausdrücklich für dasselbe eingerichtet zu seyn scheinet. Wenn man von dieser Vorstellung das Beleidigende wegnimmt, das sie vielleicht in mancher Augen für das weibliche Geschlecht und für die Römische Kirche hat, so bleibt immer noch

ein wahrer Grund übrig, auf den man hier bauen könnte. Man hat längst die Anmerckung gemacht, daß die sinnlichen Andachtsübungen und das äußerliche glänzende Geräusche, zu welchem die Religion der Römischen Kirche herabgesuncken ist, nicht allein den großen Hauffen, sondern auch vornemlich die lebhafte Einbildungskraft und die Geschäftigkeit des Frauenzimmers bey jeder Art von schimmernder Schönheit außerordentlich reizen müsse. Aber es giebt doch Frauenzimmer, welche die edle Einfalt des Christenthums zu schätzen, und sich über die Ausschmückungen desselben, die nur für die Augen und Ohren gemacht sind, zu erheben wissen: wer zweifelt daran, daß Christina einer solchen Denckungsart vor tausend andern fähig gewesen seyn? Eben diese Königinn unterdessen hatte eine ausnehmende Neigung zur Pracht; sie sezte den schönen Künsten, die an dem Gottesdienst der Römischen Kirche eine so reiche Nahrung finden, fast alles andere nach; und leichtsinnig genug dachte sie um diese Zeit von der Religion. Es könnte also doch jene Schwachheit ihres Geschlechts einige Würckung bey ihr gethan haben.

Sie selbst und die meisten Mitglieder der Gemeine, in welche sie trat, gaben vor, daß bloß die Vorzüge, welche dieselbe im Glauben und in der Regierung vor andern christlichen Gesellschaften hätte, ihre Empfelung bey der Königinn gewesen wären. Dieses ist, man kennt sie schon, die ordentliche Sprache derer, welche sich eine andere Kirchengemeinschaft wählen. Auch darinne folgte Christina ihrem Beyspiele, daß sie, oder doch ihre Verehrer, die Bewegungsgründe bekannt machten, welche sie zu ihrer Religionsänderung angetrieben hätten.

hätten. Solche öffentliche Erklärungen hat man selten vor etwas anders angesehen, als vor eine gezwungene und gekünstelte Rechtfertigung, durch welche man einer sonst unvermeidlichen Schande auszuweichen gedenckt. Christinens ihre hat in der Hauptsache ihre ganze Geschichte wider sich. Es wird darinne vorgegeben, sie habe bey zunehmenden Jahren in der Evangelischen Religion nicht alle erwünschte Beruhigung gefunden, und daher sich mit Personen aus der Römischen Kirche über ihre Religion unterredet; daraus wären Zweifel bey ihr erwachsen, welche sie den gelehrtesten Lutherischen Predigern vorgelegt, auch alle ihre Schriften gelesen hätte; ohne daß ihr die Antworten von jenen, oder diese ein Genüge gethan hätten. — Dieses wird mit vieler Dreistigkeit erzählt; und doch trifft man in allen schwedischen Nachrichten und Urkunden von ihrem vorhergehenden Leben nicht die geringste Spur solcher Bedencklichkeiten oder einer Beantwortung derselben an. — Man sezt hinzu, sie habe darauf alle Religionen, die jemals in der Welt entstanden wären, untersucht, und die Meinungen der gelehrtesten Männer darüber angehört; dieses habe fünf Jahre fortgewähret, bis sie am Ende derselben zwar nicht zu einer Festigkeit im Urtheil, aber doch zu dem Entschlusse gekommen wäre, noch ferner in der Religion zu leben, in welcher sie war erzogen worden, weil sie geglaubt hätte, in derselben seelig werden zu können, wenn sie nach der Vorschrift ihrer gesunden Vernunft lebte; allein zwey Jahre später habe sie, von neuem über die Religion beunruhigt, den Jesuiten ihren Entschluß vertrauet, zu ihrer Kirche überzugehen, wenn sie ihr die Wahrheit augenscheinlich zeigen würden. — Will man dieser Nachricht glauben, die sonst durch nichts be-

stätiget wird, so ist es völlig unbegreiflich, wie Christina eben zu der Zeit, da sie den entscheidenden Schritt vorzunehmen bereit war, ein so gleichgültiges unehrerbietiges Bezeigen gegen die Religion überhaupt habe annehmen können, als jedermann an ihr erblickte.

Die Welt konnte sich an so unvollständigen Nachrichten, wenn sie auch wahrscheinlicher gewesen wären, nicht begnügen. Christina, eine der gelehrtesten und scharfsichtigsten Personen ihrer Zeit, verließ eine Religion, zu welcher sie sich neun und zwanzig Jahre lang eifrig bekannt hatte, um sich einer andern zu ergeben, zu welcher sie niemals einige Neigung mercken ließ. Es müssen große, dringende, unüberwindliche Ursachen gewesen seyn, welche ihre Gesinnungen so plözlich umkehrten. Man will diese Ursachen genau und umständlich wissen: und man erfährt nichts. Forscht man weiter, so wird man immer zweifelhafter. Es ist gewiß, daß bey einem solchen Uebergange sehr viel verlangt wird, wenn er einen weisen und rechtschaffenen Mann nicht beschimpfen soll: eine durchdringende Kenntniß und lange Prüfung beyder Religionen; die gänzliche Unmöglichkeit, seine Zweifel gehoben, oder nur geschwächt zu sehen; eine ernste Würde des Geistes im Entschließen, bey welcher sich kein Verdacht von Uebereilung oder Nebenabsichten anbringen läßt; eine so merckliche Sorgfalt für sein Gewissen, daß sich seine Zeitgenossen nicht wundern dürfen, wenn ihr jede andere Betrachtung nachstehen mußte; endlich in der ganzen Art zu dencken und zu leben entweder die rühmlichste Veränderung, oder so geschwinde Schritte zur Vollkommenheit, daß es unleugbar wird, der neue Glaube habe sei-

nen

nen Bekenner ganz eingenommen und veredelt. Wenn man die Beweise von diesem allem, oder nur von dem größten Theil desselben in der Geschichte der Königinn Christina aufweisen könnte: so wäre es die Ueberzeugung allein, welche sie in die Römische Kirche gebracht hätte; aber ich wenigstens habe sie niemals finden können. Ich will nicht einmal von demjenigen Gebrauch machen, was Christina viele Jahre nach ihrer Religionsänderung zu dem Grafen Flemming und dem Baron Coyet gesagt haben soll, daß sie ihrer väterlichen Religion nicht deswegen entsagt habe, als wenn sie dieselbe vor falsch gehalten hätte; sondern daß sie durch dringende Ursachen bewogen worden sey, sich äußerlich zur Römischen Kirche zu bekennen: dieses kann angeführt werden; aber die Zeugen sind vielleicht nicht hinlänglich. Darinne hingegen trete ich einigen Schriftstellern völlig bey, es sey unglaublich, daß man Christinen habe überreden können, so viele Lehren und Erzählungen der Römischen Kirche vor wahr zu halten, die entweder auf gar keinen Beweisen, oder auf den baufälligsten beruhen, und die zugleich die wahre Natur des Christenthums und die Grundsäze des gesunden Verstandes angreifen: sie, die nichts weniger als leicht zu glauben gewohnt war, die überdieses aus einer Gemeine kam, in welcher man nicht genöthigt ist, andern als den tüchtigsten Beweisen zu glauben, und in eine solche trat, wo man der bloßen Versicherung eines Geistlichen glauben muß. Da sie aber erst im Schooße der leztern saß, machten allem Ansehen nach, Gewohnheit, Ehrgeiz, nach und nach auch ihr zunehmendes Alter, daß sie öfters einen Eifer und eine Andacht für die Römischcatholische Religion äußerte,

von denen man keine reine Quellen sieht, aus denen sie entsprungen wären.

Nach allen diesen Untersuchungen ist es erlaubt zu sagen, daß Christinens Uebergang zur Römischen Kirche, weder ihr noch dieser Kirche zur Ehre gereiche: und die folgende Geschichte wird dieses Urtheil völlig bekräftigen.

An sich war es zwar für die Gemeine des Römischen Bischofs sehr rühmlich, daß die Tochter des großen Gustav, mehr aufgeklärt als die Fürsten ihrer Zeit, und von ganz Europa bewundert, sich zu seinem Gehorsam neigte; allein sie wurde auf diesem Wege von einer zu leichten Luft fortgetrieben. Das heißt ihr wenigstens eine sehr geringe Ehre erweisen, wenn man glaubt, daß sie durch die monarchische Regierungsform jener Kirche, durch ihr geistliches Cärimoniell, oder durch die alten ehrwürdigen Nahmen, welche sie neuen Anstalten und Meinungen beygelegt hat, für dieselbe eingenommen worden sey. Man hat wohl ein Mittel gefunden, ihre Großmuth zu loben, indem man sie mit Heinrichen dem Großen, Könige von Franckreich, verglich. Dieser Fürst, hat man gesagt, nahm die Römischcatholische Religion an, damit er zum ruhigen Besize seines Reichs gelangen möchte; Christina hingegen verlor lieber das ihrige, das ihr niemand entreißen konnte, als daß sie sich von dem Bekenntnisse dieser Religion hätte zurückhalten lassen sollen. Wenn dieses würcklich Großmuth seyn sollte, so müßte sie die Regierung in keiner andern Absicht niedergelegt haben, als um ihren Glauben desto freyer verändern zu können: und dieses ist doch eine der unwahrscheinlichsten Ursachen. Sie suchte sich sogar dafür, daß sie ihrer Krone entsagte, durch beybehaltene Einkünfte, durch den Titel und

das

das Ansehen einer Königinn, endlich selbst durch Entwürfe zu einer neuen Größe, schadloß zu halten: und sie unterschied sich hierinne gänzlich von andern Fürsten, die in der That großmüthig den Thron nur deswegen verlassen haben, um der Stille und der Annehmlichkeiten des Privatlebens zu genießen.

Die besondern Umstände von dem Ursprunge der Neigung Christinens gegen die Römische Kirche, und von der Art, wie sie nach und nach in dieselbe gezogen worden ist, kommen nur von der einen Seite, nemlich von Mitgliedern dieser Kirche her, und sind also mit Rechte der Partheylichkeit und einer schmeichelhaften Ausschmückung verdächtig. Sie stimmen aber nicht einmal mit einander überein: vermuthlich, weil mehrere an dieser großen Unternehmung gearbeitet haben, und einem jeden derselben seine Freunde den vornehmsten Antheil daran beyzulegen suchten. Ueberhaupt sind die Jesuiten gleich Anfangs dabey geschäftig gewesen: sie, die vor allen geistlichen Gesellschaften ihrer Kirche eine vorzügliche Geschicklichkeit bewiesen haben, die Protestanten entweder mit scheinbaren Gründen, oder mit einschleichenden Kunstgriffen, auf ihre Seite zu bringen. Daran ist zwar der Welt nichts gelegen zu wissen, welcher Jesuit die vermeinte Bekehrung der Königinn angefangen, oder am meisten befördert habe; aber um die Geheimnißvollen und listigen Umwege kennen zu lernen, auf welche man sie geleitet hat, und bey denen man, nach der Gewohnheit dieser Führer, das Licht einer öffentlichen schärfern Untersuchung der Wahrheit scheuet; zu diesem Gebrauche können die etwas widersprechenden Erzählungen hier neben einander stehen.

Die wahrscheinlichste unter denselben macht den P. Anton Macedo zum ersten Lehrer der Königinn in seiner Religion, den sie mit Beyfall gehört habe. Er war schon im Jahr 1650, so wird diese Geschichte erzählt, als Beichtvater des Portugiesischen Gesandten zu Stockholm, und wurde von demselben, als sein Geheimschreiber franck geworden war, an dessen Stelle gebraucht. Die Königinn entdeckte seinen Stand, unterredete sich oft mit ihm heimlich über die Religion, und vertraute ihm endlich, gerührt durch seinen Unterricht, ihren Entschluß, zugleich das Reich und ihren Glauben zu verlassen, wenn ihre noch übrige Zweifel gehoben würden. Sie bat ihn daher, es bey dem General seiner Gesellschaft dahin zu bringen, daß er zween andere seines Ordens an sie schicken möchte. Macedo eilte ohne Vorwissen des Gesandten aus Schweden weg. Da er im October des Jahrs 1651 zu Rom angekommen war, wurden die beyden Jesuiten, Paul Casati und Franz Malines, nach Stockholm gesandt, wo sie im März des Jahrs 1652 verkleidet anlangten. Ihre stets geheimen Gespräche mit der Königinn hatten bald einen für sie gewünschten Ausgang: sie faßte im April des gedachten Jahres den festen Vorsaz zu ihrer zweyfachen großen Veränderung. Casati gieng gleich darauf in ihrem Nahmen nach Rom zurück, um von dem Pabste Innocenz dem zehnten Verhaltungsbefehle zu bekommen, wie diese Angelegenheit zu Stande gebracht werden könnte: sie selbst meldete ihre Absichten dem Pabste, dem Cardinal Chigi, und dem General der Jesuiten; auch dem Bourdelot trug sie auf, da er nach Franckreich zurückgieng, Erkundigung einzuziehen, ob sie, wenn ihre Entschließung ausgeführt wäre, ihren Aufenthalt in diesem Reiche nehmen könne.

Allein

Allein die andere Erzählung, die selbst von einigen Jesuiten angenommen worden ist, läßt den Jesuiten Gottfried Francken, Caplan des Spanischen Gesandten am Dänischen Hofe, des Grafen von Rebolledo, den ersten Grund zu Christinens Religionsveränderung legen. Man versichert, daß derselbe, da man in dem Hause des Gesandten davon sprach, wie leicht eine Fürstinn von so vielem Verstande durch einen geschickten Gottesgelehrten zur Erkenntniß der wahren Religion gebracht werden könne, sogleich im Jahr 1649 nach Stockholm gereiset, und von ihr sehr günstig aufgenommen worden sey. Ihre Neigung zur Römischen Kirche, sezt man hinzu, wurde in eben diesem Jahre dem Könige von Spanien berichtet; der Gesandte und sein Geistlicher baueten glücklich auf diesen Anfang fort; es erschienen zween italiänische Jesuiten bey der Königinn, die aber, weil sie bald entdeckt wurden, sich wegbegeben mußten; andere kamen an ihre Stelle, auch Pimentel mit ihnen, bis der Dominicaner Guemes, vom Spanischen Hofe abgeschickt, die lezte Hand an dieses Werck legte. — Diese Nachricht verschweigt die Bemühungen, welche Macedo hierbey unstreitig angewandt hat, auf eine sehr gezwungene Art. Sie scheinet überhaupt zur Ehre des Spanischen Hofes und seiner Gesandten aufgesezt worden zu seyn: und wenn man sich erinnert, daß damals kein gutes Vernehmen zwischen Spanien und Portugall geherrscht habe, so geräth man desto leichter auf die Vermuthung, daß man von Seiten des erstern durch diese Erzählung dem leztern vielleicht die Ehre habe entziehen wollen, eine so wichtige Veränderung angefangen zu haben. So unnöthig es ist, beyde Berichte genauer zu prüfen; so kann man sich doch nicht enthalten, eine sehr erhebliche Anmerckung über die-

selben zu machen. Wenn die Zeitbestimmung darinne richtig ist: so müssen die oben angeführten Briefe der Königinn vom Jahr 1652, in welchen sie ihre standstafte Liebe zur Evangelischen Religion bekennet, als ein Muster von Verstellung angesehen werden: und alsdenn kann man ihrer ganzen Denckungsart über die Religion wenig Aufrichtigkeit zutrauen. Sind aber in jenen Nachrichten die Jahre falsch angegeben, so fällt auch alles andere, was sie enthalten, über den Hauffen. Diese Aussichten eröfnen abermals ein weites Feld zu Betrachtungen über diese so freygebig gerühmte Bekehrung.

Es hatte völlig das Ansehen, daß Christina nach einem so bedencklichen Schritte nur eine noch weit freyere Aufführung angenommen habe: so viel fehlte daran, daß die neuen Grundsäze ihres Glaubens und Lebens, ihrer Erwartung nach dem Tode, auch bloß einen äußerlichen ernsthaften Anstand bey ihr hervorgebracht hätten. Tänze, Schauspiele, Jagden, und andere Lustbarkeiten, die unaufhörlich mit einander abwechselten, füllten damals ihre ganze Zeit aus. Ihr Herz entdeckte sich besonders in einem Briefe, den sie im Anfange des Jahrs 1655 an ihre Vertraute, die Gräfinn Sparre in Schweden, schrieb. „Meine Beschäftigungen, sagt sie darinne, „sind gut essen und gut schlafen, ein wenig studieren, „schwatzen, lachen, die französischen, italiänischen „und spanischen Comoedien sehen, und die Zeit ange„nehm zubringen. Kurz, ich höre weiter keine Pre„digten, und verachte alle Redner: so wie Salomo „sagt, ist alles übrige Thorheit; denn ein jeder muß „unter Essen, Trincken und Singen, vergnügt leben.„— Sie gab sich nicht einmal Mühe, vor den Augen ihrer neuen Glaubensgenossen einen Schein von besonde-

rer

rer Andacht blicken zu lassen, die doch in einem solchen Falle mehr als jemals der Welt pflegt vorgezeigt zu werden. Man sagt unter andern, daß ihr die Jesuiten zu Löwen bey ihrer Durchreise die Schmeicheley gemacht hätten, sie würde dereinst, wenn sie zur Römischcatholischen Kirche getreten wäre, der heiligen Brigitta von Schweden an die Seite gesezt werden; und daß sie darauf geantwortet habe: „Es wäre „mir lieber, wenn man mich unter die Klugen sezte.„

Weit anstößigere Reden über die Religion selbst sind ihr noch zugeschrieben, und von vielen vor wahr gehalten worden. Nichts von dieser Art schien ihrer um diese Zeit bekannten Gesinnung zu widersprechen; man muß aber auch hinzufügen, daß zu keiner andern Zeit so viele nachtheilige Urtheile und üble Gerüchte von ihr ausgestreuet worden sind. Ihre Macht stand denselben nicht mehr im Wege: sie mißfiel den Protestanten, welche sie verlassen hätte; den eifrigen Römischcatholischen, weil sie es nicht war; den Franzosen, weil sie sich zu sehr auf die Seite der Spanier wandte; ernsthaften aber und gelehrten Personen überhaupt, durch ihr leichtsinniges Betragen: und diejenigen, welche ihre großen Gaben und Einsichten verehreten, fanden doch öfters Ursache über sie zu erstaunen. Man hat wohl auch gemuthmaßt, sie habe die Römischcatholische Religion deswegen angenommen, damit sie in den Ländern des Pabstes oder anderer Fürsten von dieser Kirche eine gute Aufnahme für ihr übriges Leben finden möchte, weil sie vorausgesehen, daß man ihr die in Schweden ausgemachten Einkünfte nicht immer zu bezahlen geneigt, oder im Stande seyn werde. Wenn diese leztere Besorgniß der Königinn würcklich so wahrscheinlich vorkam, — und sie konnte auch darinne einigen Grund haben,

weil

—

weil die Schweden es ungerne sahen, daß sie ihre Einkünfte außerhalb dem Reiche verzehrte; dieses aber vor einem nahen Kriege nicht gesichert war: — so hat sie wenigstens damals, einer solchen Absicht zu Gefallen, keinen verstellten Religionseifer blicken lassen.

Dagegen vermehrten sich die schimpflichen Nachrichten täglich, die man von einer gewissen Ausgelassenheit in ihren Sitten und Reden, seitdem sie in den Niederlanden angekommen war, verbreitete. Die Jesuiten selbst, die sie erst vor kurzem als ihre Schülerinn mit Lobsprüchen überhäuft hatten, änderten jezt die Sprache. Staatsmänner und Gelehrte, die nur Zuschauer abgaben, ohne Parthey zu nehmen, waren weder in allem leichtgläubig, noch zu fertig sie zu vertheidigen. Christina, der vieles davon nicht unbekannt blieb, hielt es endlich vor nöthig, ihre Ehre zu retten. In einem Schreiben an den König von Schweden bat sie ihn, sich ihrer gegen diejenigen anzunehmen, welche ihre Entfernung von dem Reiche und ihre jezige Lebensart von einer schlimmen Seite vorstellten: sie versicherte zugleich, daß sie niemals etwas wider die Ehre und die Vortheile von Schweden vornehmen werde. Mit noch stärckern Ausdrücken schrieb sie eben dieses an den ersten Reichsrath, den Grafen Brahe, sie wünscht, Schweden möchte immer so blühend seyn, daß sie für dasselbe unnüz verbliebe; wenn man aber, sezt sie hinzu, einmal glauben sollte, daß sie dem Reiche Dienste leisten könne, so wollte sie sogleich dahin eilen, und ihm selbst ihr Leben aufopfern. — Vielleicht findet man diese Versicherungen zur unrechten Zeit angebracht, nachdem sich Christina selbst außer Stand gesezt hatte, ihrem Vaterlande zu dienen; aber dieses könnte man

ihr

ihr wohl glauben, daß ihre Aufführung damals nicht so sehr tadelhaft gewesen sey, als es die öffentliche Stimme vorgab. Sonderbar war sie in der That, schon wegen des Anstandes, den sie behaupten wollte, oder zum wenigsten hätte behaupten sollen. Sie vergaß ihn jedoch nicht, da sie den Todt ihrer Mutter erfuhr, der im März des Jahrs 1655. erfolgte: eine Entfernung von drey Wochen auf das Land sollte die Achtung anzeigen, welche sie dem Andencken derselben schuldig war. Im August des vorhergehenden Jahres war auch der Großkanzler Oxenstierna gestorben. Er fragte noch in seinen lezten Augenblicken um Nachrichten von Christinen, und sagte auf diejenigen, welche man ihm ertheilte: „Ich habe es „ihr vorher gesagt, daß sie ihr Unternehmen gereuen „werde; doch, sezte er mit einem tiefen Seufzer hinzu, „sie ist gleichwohl die Tochter des großen Gustav.„

Alexander der siebente, der damals Pabst war, konnte sich daran begnügen, seine Freude darüber zu bezeigen, daß sich ihm eine so große Königinn unterworfen hatte; aber nach der Art kleiner Seelen, die bey ihrer Unfähigkeit, selbst einen erhabnen Ruhm zu verdienen, sich eines fremden bemächtigen, eignete er sich die ganze Ehre von dieser Bekehrung zu. Da ihm Christina ihren Vorsaz nach Rom zu kommen gemeldet hatte, gab er den Cardinälen in einem Consistorio davon Nachricht, und wollte zugleich vor das einzige Werckzeug angesehen seyn, dessen sich Gott zur Erleuchtung der Königinn bedient hätte; da doch jedermann wußte, daß er außer einigen Verhaltungsbefehlen, die er als Staatssecretär unter seinem Vorgänger, den Jesuiten bey diesem Geschäfte gab, keinen Antheil daran gehabt hatte. Er schickte darauf den Lucas Holstenius, seinen Protonotarius,

Domherrn an der Peterskirche, und Aufseher der Vaticanischen Bibliotheck, nach Inspruck, wo die Königinn ihr neues Glaubensbekenntniß vor demselben öffentlich ablegen sollte. Holstenius, ein gebohrner Hamburger, war zu dieser Feyerlichkeit nicht übel ausgesucht. Er war selbst von der evangelischen Kirche zur römischen übergegangen; besaß denjenigen Eifer, den Bekehrte dieser Art am liebsten zu beweisen pflegen, indem er mehrere zu einem gleichen Abfalle zu bereden suchte, und er gehörte auch unter die gelehrtesten Männer seiner Zeit.

Mit einem Gefolge also von zweyhundert Personen reiste Christina im September des Jahrs 1655 von Brüssel ab, und erschien am 3 November dieses Jahres in der Cathedralkirche zu Inspruck. Hier nahm Holstenius ihr Bekenntniß an, an dessen Ende sie zugleich versprach, darauf bedacht zu seyn, daß ihr neu angenommener Glaube auch von ihren Unterthanen und allen, für welche sie einige Sorge zu tragen hätte, bekannt und gelehrt werde. Der Erzherzog, in dessen Gebiete dieses vorgieng, ließ hierauf noch an eben demselben Tage und viele folgende hindurch, Schauspiele, Gastmahle und andere Ergözlichkeiten folgen. Aber daß die Königinn bey dieser Gelegenheit würcklich zu ihm und andern Standespersonen, wie Chevreau versichert, gesagt haben sollte: „Meine Herren, es ist billig, daß „Sie eine Comoedie vor mir aufführen lassen, nach„dem ich Ihnen ein Possenspiel vorgestellt habe;„ dieses getraue ich mir so lange nicht vor wahr zu halten, als es eine Beleidigung des gemeinsten Wohlstandes bleiben, und nur auf diesem einzigen Zeugen beruhen wird. Wenigstens schrieb sie gleich darauf mit allen Merkmalen einer abergläubischen Ergebenheit an den Pabst.

Sie

Sie ward in seinen Staaten mit großen Ehrenbezeigungen empfangen. In dem vermeinten heiligen Hause zu Loretto bewies sie ihre Ehrerbietung gegen die ehemalige Bewohnerinn desselben durch eine Krone und einen Scepter von überaus großem Werthe, welche mit folgender Aufschrift daselbst beygelegt wurden:

Hanc Tibi sacravit spretam Regina coronam,
In coelo tribuas ut meliore frui;
„Diese verachtete Krone hat dir Christina geweiht, damit du ihr dereinst im Himmel „eine bessere verleihen mögest.„

Man sagt jedoch, sie sey mit dem Holstenius, der diese Verse verfertigt haben soll, übel zufrieden gewesen: denn sie merckte dabey an, sie habe die Schwedische Krone, welche sie so viele Jahre rühmlich getragen, ohnmöglich verachten können; sondern sie nur freywillig einem andern überlassen. Der Unterscheid war ihrer würdig; aber nichts hingegen — und dieses war das wichtigste in der Aufschrift — nichts konnte ihr die Gewißheit geben, daß die Jungfrau Maria im Stande sey, ihr die Krone des Himmels zu verschaffen. Endlich kam Christina am 19 December zu Rom an, und hielt einige Tage darauf, als Amazoninn gekleidet und zu Pferde einen prächtigen Einzug in diese Hauptstadt. Sie bekam von dem Pabste, den sie mit den gewöhnlichen demüthigen Cärimonien verehrte, die Firmelung, und den Beynahmen Alexandra. Darauf belustigte sie sich besonders an der genauern Besichtigung dieser Stadt, der sehenswürdigsten unter allen, wenn sich der Geist eines Reisenden nicht sowohl mit Menschen als mit den höchsten Schönheiten der Künste, und mit den ehrwürdigen Resten der Größe und Majestät des Al-

terthums beschäftigen will. Zu gleicher Zeit genoß sie einer beständigen Abwechselung von Vergnügen, das ihr Schauspiele, Musik, Spaziergänge, Processionen, und anderes einnehmendes Geräusche verursachten. Sie stiftete auch eine gelehrte Gesellschaft, oder nach der italiänischen und französischen Art zu reden, eine Academie, welche aus vielen vornehmen und gelehrten Männern bestand, und wöchentlich eine Versammlung im Palaste der Königinn hielt, in welcher von der Sittenlehre gehandelt, Gedichte vorgelesen, und weitläuftige Stücke der Tonkunst aufgeführt wurden. Eben diese leztern mit geistlichen Vorstellungen des Theaters verbunden, dienten ihr zu einer Ergözung in der ernsthaftern Fastenzeit: viele Cardinäle und die größten Häuser von Rom erweiterten noch diesen Lustkreis der Königinn mit den kostbarsten Bemühungen ihr zu gefallen. Ihre Zufriedenheit blickte auch von allen Seiten hervor, unter andern auf einer Münze, auf welcher sie Rom, nach der alten Römischen Art, in Gestalt eines Frauenzimmers, und mit der beygefügten Stelle des Dichters abbilden ließ: Possis nihil urbe Roma Visere maius; Man kann nichts größeres als Rom sehen.„

Der außerordentliche Aufwand, den der Pabst bey Christinens Ankunft machte, hatte etwas mehr zur Absicht, als seine Freude über dieselbe und seine Reichthümer an den Tag zu legen. Er hoffte, daß ihr Beyspiel wo nicht die Schweden, doch andere Fürsten und ansehnliche Familien reizen werde, sich in den Schooß der Römischen Kirche zu begeben: wie gütig man in denselben aufgenommen werde, sollte die Pracht und das ungemein gefällige Betragen von ihm und seinem ganzen Hofe zeigen. Diese Erwartung kam damals vielen Mitgliedern seiner Kirche

sehr

sehr wahrscheinlich vor. Daß sie gar nicht eingetroffen ist, und sich endlich an einigen Personen in den Diensten der Königinn hat begnügen müssen, daran war wohl unter andern Ursachen größtentheils die wahre Beschaffenheit ihrer Religionsveränderung selbst Schuld, die man immer weniger nachahmungswürdig finden konnte.

Die Römer hingegen bewunderten Christinens Witz und seltne Denckungsart desto mehr. Indem sie in Begleitung einiger Cardinäle alles, was die Mahlerey und Bildhauerkunst zu Rom vortreffliches aufzuweisen hatten, untersuchte, und darunter eine Bildsäule des Bernini, welche die Wahrheit vorstellte, mit Entzücken lobte, rief ein umstehender Cardinal aus: „O Madame! Gott sey gedanckt dafür, daß „Ew. Majestät die Wahrheit lieben, welche sonst Per„sonen von Dero Stande nicht leiden können.„ Gleich antwortete die Königinn: „Ich glaube es wohl, denn „nicht alle Wahrheiten sind von Marmor.„ Ihr Bezeigen beym öffentlichen Gottesdienste soll, wie man sagt, nicht so anständig gewesen seyn. Sie sprach während desselben beständig mit den Cardinälen, und lachte auf eine ausgelassene Art. Der Pabst gab ihr daher einen Rosenkranz, um sich desselben bey ihrem Gebete zu bedienen; allein sie sagte beym Herausgehen: „Ich will eben nicht nach den Kügelchen des Rosenkranzes eine Catholikinn seyn.„ Die vornehmen Häuser zu Rom waren am wenigsten mit der Königinn zufrieden, weil sie ihnen ohngeachtet so vieler Kosten, die sie ihr zu Ehren aufgewandt hatten, sehr gleichgültig begegnete: vielleicht, weil ein hoher Stand und prächtige Aufzüge allein ihr keine Hochachtung abnöthigten; oder, weil sie überhaupt eine Feindinn des Cärimoniells war, dessen Verachtung leicht vor beleidigend angesehen werden kann.

Man breitete damals noch andere Nachrichten von ihr aus, die von geringerer Glaubwürdigkeit sind, unter andern diese, sie habe den Pabst um Erlaubniß gebeten, alle verbotene Bücher lesen zu dürfen, und er habe ihr solche, bis auf die Bibel, und das Gedicht des Marino, l'Adone, bewilligt; der Cardinal Colonna sey in die Königinn verliebt worden, und habe deswegen von dem Pabste Befehl bekommen, Rom zu verlassen; außerdem noch seltsamere Erzählungen. Es gab auch um diese Zeit eine neue Veranlaßung zu nachtheiligen Gerüchten von Christinen. Sie nahm dem Pabste zu gefallen einige Italiäner in ihre Dienste, und verabschiedete dafür verschiedene Spanier, welche hierauf übel von ihr zu reden anfiengen. Es wurden sogar, da sie sich immer geneigter gegen die Franzosen bezeigte, zween anzügliche Schriften in spanischer Sprache über ihr Leben gedruckt, deren Verfasser, ein paar Castilianer, das Gefängniß zum Lohne dafür bekamen. Aber diese Bewegungen hatten einen noch entferntern Ursprung, und noch wichtigere Folgen, wenn man der Erklärung, die sie selbst darüber bekannt machen ließ, völlig trauen darf.

Sie war im Gefolge einiger vornehmen Spanier nach Rom gekommen, die sie schon unterwegens von der Gesellschaft einiger Cardinäle, die ihr gefielen, aber nicht von der spanischen Parthey abzuziehen suchten. Als sie hierauf mit dem französischen Gesandten zu Rom öfters umgieng, beklagten sie sich mit den Worten gegen sie, es scheine, daß sie zum Schaden der Freundschaft, welche sie ihrem Könige versprochen habe, eine noch genauere mit Franckreich schliessen wolle. Christina antwortete darauf, sie werde Freundschaft halten, mit wem es ihr gefiele; die Bekanntschaft

kanntschaft, die sie mit Franckreich unterhielte, dürfe sie nicht befremden, weil sie stets mit dieser Krone verbunden gewesen sey; im übrigen wäre sie kein Unterthan des Königs von Spanien, um sich nach ihren Absichten blindlings zu bequemen. Eben diese Spanier wandten sich an den Pabst, um durch ihn den häuffigen Besuchen ein Ende zu machen, welche die ihnen verdächtige Cardinäle bey der Königinn ablegten: und da sie nichts ausrichteten, vereinigten sie sich mit andern von ihrer Parthey zu Rom zu einem Verständnisse wider die Königinn, von der sie allerley Verleumdungen ausstreueten. Sie duldete dieses einige Monathe; alsdenn aber begegnete sie dem Don Antonio della Cueva, der, ob er gleich zu ihrer Hofstatt gehörte, besonders vielen Antheil daran hatte, sehr frostig, gab ihm zu verstehen, daß er abreisen möchte, und drohte ihm beym Abschiede, ihn, er möchte seyn wo er wollte, zu züchtigen, wenn er sich unterstünde, übel von ihr zu reden. Zugleich ließ sie den Cardinal von Medices, Protector von Spanien am päbstlichen Hofe, bitten, dem Könige von Spanien zu melden, daß, wenn della Cueva nicht die Ehre hätte, einer seiner Feldherren zu seyn, sie ihm Stockschläge würde haben geben lassen. Den spanischen Gesandten ließ sie ebenfals warnen, die ihr schuldige Ehrerbietung nicht zu vergessen, weil sie tapfere und rechtschaffene Edelleute genug hätte, um sich an ihm zu rächen. Pimentel selbst, für den sie so viele Gewogenheit gehabt hatte, verlor dieselbe gänzlich.

Vermuthlich war die Erzählung der spanischen Parthey von der eben angeführten ziemlich verschieden, aber überhaupt sieht man doch, daß Christina gewohnt gewesen sey, mit einer gewissen Hitze und Flüch-

tigkeit von einer Parthey zur andern überzugehen. Man kann gar wohl diese und andere ihrer Entschliessungen einer veränderlichen Gemüthsart zuschreiben; hier aber that vielleicht der Verdruß am meisten, zu sehen, daß die Spanier sie in einer Art von Abhängigkeit erhalten wollten. Wenn das Vorgeben eines gewissen Schriftstellers richtig ist, daß der spanische Hof Christinen hauptsächlich darum beredet habe, ihren Sitz zu Rom aufzuschlagen, damit er sich ihrer bedienen könnte, um den Pabst beständig in seinen günstigen Gesinnungen für Spanien und Oesterreich zu bestätigen: so würde der geringste Verdacht, den sie darüber gefaßt hätte, hinlänglich gewesen seyn, sie gegen die Spanier kaltsinnig zu machen. Ein anderer Schriftsteller versichert gar, die Spanier hätten damals den Anschlag entworfen, sich der Königinn und des Pabstes zu bemächtigen, den Portugiesischen Gesandten umzubringen, und die Stadt anzuzünden; ihre Verschwörung aber sey entdeckt worden. Doch diese beyden Nachrichten gründen sich auf Zeugnisse von geringem Werthe.

Es sey nun, daß die Königinn eine desto eifrigere Neigung gegen Franckreich angenommen hat, nachdem sie sich von den Spaniern loßgemacht hatte; oder daß ihr wegen des Betragens derselben Rom ein unangenehmer Aufenthalt geworden war; genug, sie beschloß plözlich im Sommer des Jahrs 1656, unter dem Vorwande einer ansteckenden Seuche, welche sich daselbst hervorthat, die Stadt zu verlassen. Sie wollte nach Franckreich, und darauf nach Deutschland reisen, um sich Schweden zu nähern, wo sie Vorstellungen wegen ihrer Einkünfte zu machen gedachte, die ihr wegen des zwischen diesem Reiche und Pohlen entstandenen Krieges, schon nicht mehr ordentlich ausgezahlet

gezahlet wurden. Zu dieser Reise mußte sie auf ihr Geschmeide zehntausend Dukaten aufnehmen. Sie seegelte auf einigen päbstlichen Galeeren fort, und trat zu Marseille ans Land. Auf Befehl des Königs von Franckreich, dem sie ihren Vorsaz gemeldet hatte, wurde sie überall mit gleichen Ehrenbezeigungen als er selbst empfangen. Man überreichte ihr die Schlüssel der Städte, durch welche sie ihr Weg führte, und hielt eine Menge feyerlicher Anreden an sie. Diejenigen, welche sie von dem Dichter Boissat im Nahmen der Stadt Vienne anhörte, mißfiel ihr durch ihren ernsthaften Inhalt, der sich über die göttlichen Gerichte und über die Verachtung der Welt, keineswegs aber über ihr Lob ausbreitete. „Das ist nicht „der Boissat, den ich kenne, sagte sie, nachdem er sich „entfernt hatte: es ist ein Prediger, der seinen Nahmen entlehnt hat.„ Sie wollte ihn auch, so lange sie zu Vienne blieb, nicht weiter sehen.

Endlich kam sie im September zu Fontainebleau an. Die Prinzeßinn von Montpensier, eine Bruderstochter Ludwigs des dreyzehnten, bat den König um Erlaubniß sie zu bewillkommen, und erhielt sie, ob sie gleich damals vom Hofe verwiesen war. Hier folgt ihre Beschreibung selbst, wie sie die Königinn zu Eßone gefunden habe: „Ich hatte so „viel von ihrer seltsamen Art sich zu kleiden erzählen „gehört, daß ich sehr befürchtete, ich würde lachen „müssen, sobald ich sie sähe. — — Sie sezte mich „würcklich in Erstaunen; aber nicht auf eine Art, daß „ich hätte lachen müssen. Sie trug einen grauen „Rock mit goldenen und silbernen Spitzen; ein „feuerfarbnes Oberkleid von Camelot mit eben solchen „Spitzen; ein Halstuch von genuesischen Spitzen, mit „einem feuerfarbnen Bande zugeknüpft; eine blonde

„Perruque, die hinten rund wurde, wie sie die Frauen-
„zimmer tragen, und einen Hut mit schwarzen Federn,
„den sie in der Hand hielt. Sie ist weiß, hat blaue
„Augen, die zuweilen liebreich, zu anderer Zeit stren-
„ge aussehen; einen ziemlich angenehmen, obgleich
„großen Mund, schöne Zähne, und eine große Ha-
„bichtnase. Sie ist sehr klein, und ihre Kleidung
„verbirgt ihren schlechten Wuchs. Alles zusammen-
„genommen kam sie mir wie ein artiger junger Mensch
„vor. Als ich ihr den Grafen von Bethüne vorstellte,
„sprach sie mit ihm von seinen Handschriften. Sie
„ließ es gerne mercken, daß sie alle Leute kannte, und
„von ihnen Nachrichten wußte. Nach dem Ballet
„giengen wir in die Comoedie. Hier sezte sie mich in
„Verwunderung. Sie lobte die Stellen, welche ihr
„gefielen, durch Schwüre, streckte sich auf ihrem
„Stuhle aus, warf ihre Füße von einer Seite zur an-
„dern, und machte unanständige Geberden. Sie
„sprach von vielerley Sachen, und sagte alles auf eine
„angenehme Art. Sie fiel in ein tiefes Nachdencken,
„stieß starcke Seufzer aus; darauf kam sie auf einmal
„wieder zu sich, wie ein Mensch, der im Schlafe auf-
„fährt. Sie ist in allem außerordentlich. Wir beha-
„hen hierauf ein Feuerwerck auf dem Wasser: sie hatte
„mich bey der Hand gefaßt, und es kamen einige
„Schwärmer ziemlich nahe auf uns. Ich fürchtete
„mich, und sie hielt sich über mich auf. Wie? sagte
„sie, ein Frauenzimmer, das bey Gefechten gewesen
„ist, und so schöne Thaten verrichtet hat, fürchtet
„sich? Ich antwortete ihr, ich wäre nur bey solchen
„Gelegenheiten tapfer, und dieses sey genug für
„mich. — — Sie sagte, die größte Begierde, wel-
„che sie in der Welt empfunden hätte, wäre diese,
„einem Treffen beyzuwohnen; sie werde nicht eher zu-
„frieden seyn, bis dieses geschehen wäre, und sie be-

neidete

neidete den Prinzen von Conde sehr wegen alles dessen, was er gethan hätte.„

Zu Fontainebleau kamen viele Damen des Hofs, um die Königinn nach dem gewöhnlichen Cärimoniell zu küssen. Dieses mißfiel ihr, und sie rief bey dieser Gelegenheit aus: „Was vor einen rasenden Trieb haben „diese Damen mich zu küssen. Kommt es etwan daher, „weil ich einer Mannsperson ähnlich sehe?„ Wenige Tage darauf hielt sie ebenfals in Mannskleidern und zu Pferde einen öffentlichen Einzug zu Paris, der an Pracht ihren Römischen weit übertraf. Sie wurde nach einem den Fürsten oft sehr unangenehmen Vorrechte, von allen Ständen und ansehnlichen Gesellschaften dieser Hauptstadt feyerlich bewillkommt. In diesen Anreden ward, wie es gewöhnlich ist, viele unzeitige Beredsamkeit verschwendet; aber ein Doctor der Theologie, welcher im Nahmen seiner Facultät sprach, verstand besser, was sich zu dieser Gelegenheit schickte. „Ich will, sagte er, Ew. Majestät durch keine lange Rede verdrießlich machen: ich begnüge mich bloß damit zu sagen: Suecia Te Christinam fecit; Roma Christianam; faciat Te Gallia Christianissimam. (Schweden machte Dich zu Christinen; Rom hat eine Christinn aus Dir gemacht; möchte Dich doch Franckreich zur Allerchristlichsten Königinn machen!)„ Die Umstände, unter welchen dieser Wunsch vorgebracht wurde, konnten ihm Beyfall verschaffen, wenn er gleich von jeder andern Seite sehr unwahrscheinlich war. Auch das Gedicht des Rectors der hohen Schule le Camus gefiel, und besonders folgende Stelle desselben:

Te satis antiquae tenuerunt moenia Romae,
Rudera que ultores orbis testantia Gothos.

„Lange

„Lange genug haben Dich die Mauern des alten Roms in ihrem Bezircke aufgehalten, und jene Trümmern, welche von den Rächern der Welt, den Gothen, zeugen.„

Man erinnerte sich dabey des Titels einer Königinn der Gothen, den Christina führte, so wie der Zerstörung des Römischen Reichs in den Abendländern durch dieses und andere deutsche und nordische Völcker, deren Nachkommen dem neuern geistlichen Rom schon lange den Untergang gebracht haben würden, wenn Alpen und Aberglaube es nicht kräftig geschüzt hätten.

Christina besuchte hierauf den öffentlichen Gottesdienst zu Paris; allein für eine so neue Catholikinn, die noch ganz Eifer hätte seyn sollen, fand man ihre Andacht zu frostig. Sie plauderte die ganze Messe hindurch mit Bischöfen, und kniete niemals nieder; zwar that sie dieses nachmals, als sie beichtete; allein dem Bischof kam es sehr seltsam vor, daß sie ihm dabey beständig starr ins Gesichte sah. Alle Versmacher in dieser Stadt, alle Gelehrte und Männer von vorzüglichem Ansehen, suchten ihr damals ihre Ehrerbietung zu bezeigen. Menage führte fast alle bey ihr ein, nannte und empfol sie ihr, indem er immer hinzusezte: ein Mann von Verdiensten. „Ich weiß nicht, „schreibt er, ob sie glaubte, daß ich ihr nicht die „Wahrheit sagte; oder ob sie es merckte, es sey nicht „anders möglich, als daß ich öfters lügen müßte, indem „ich ihr so viel Gutes von allen diesen Herren vor„sagte: genug, ich hörte sie mit einer verdrießlichen „Miene sagen: Dieser Herr Menage kennt doch „viele Männer von Verdiensten.„ Sie fand sich auch in einer gelehrten Versammlung bey dem Her-

zoge von Guise ein, wo Gilbert, ihr Resident in Franckreich, ein Lustspiel vorlas, das ihr ungemein gefiel. Sie fragte den Chapelain, der damals noch vor einen Dichter gehalten wurde, jezt aber nur auf eine lächerliche Art als der Verfasser eines gereimten Wercks von dem Mädchen von Orleans (Pucelle d' Orleans) bekannt ist, um seine Meinung darüber; er gestand, daß ihm die Verse darinne etwas zu frey vorkämen. Menage, dem sie eben diese Frage vorlegte, lobte das Lustspiel völlig nach ihrem Geschmacke, und sie fuhr darauf fort: „Es ist mir lieb, daß es Ihren Beyfall hat; „man kann sich hierinne auf Sie verlassen; aber Ihr „Chapelain, das ist ein armseeliger Mann: er wolle „te gern alles zu Jungfern (Pucelle) machen.„

Da der Hof sich zu Compiegne aufhielt, begab sich Christina bald dahin. Es ist wiederum am angenehmsten, die Beschreibung zu lesen, welche die Prinzeßinn von Montpensier, und die Frau von Motteville, ein Frauenzimmer im Gefolge des Hofs, von ihrer Ankunft hinterlassen haben: hier ist wenigstens ein Auszug aus denselben. „Sie „kannte den ganzen Hof vollkommen, und wußte „alle große und kleine Dinge. Sie sagte zuweilen, „sie wisse es wohl, daß man von ihr viel Gutes „und viel Böses ausgestreuet habe; allein man werde „finden, daß sie weder das eine, noch das andere an „sich habe. Sie fand, daß Franckreich schön, reich „und wohl bevölckert sey: allein sie wollte doch das „Ansehen haben, als wenn ihr Italien besser gefiele: „Unterdessen sahe man nachher, daß ihr die Ergötz„lichkeiten von Paris nicht übel anstanden, und ich „glaube, sie würde unser Land gerne jedem andern „vorgezogen haben, wenn sie darinne hätte bleiben „können.

„können. Sie kam bey diesem ersten Anblicke allen „rechtschaffenen Männern liebenswürdig vor; man „gewöhnte sich bald an ihre sonderbare Kleidung; „ihr Gesicht war schön genug, und jedermann be„wunderte die Lebhaftigkeit ihres Geistes, und die „ungemeine Kenntniß, die sie von Franckreich hatte. „Die Franzosen erfuhren von ihr manches, wovon „sie selbst kaum wußten, daß sie es besaßen. Unter „andern stritt sie mit einigen Personen darüber, „daß es einen Achat von großem Werthe in der „heiligen Kapelle gebe, den sie sehen wollte. Man „suchte ihn lange, und fand ihn endlich in dem kö„niglichen Schatze zu St. Denys. (Es ist in den„selben die Vergötterung des Auguste geschnitten; man hielt aber dieses lange vor eine biblische Ge„schichte, und küßte jährlich einigemal den Stein mit großer Andacht.) „Sie war dabey höflich, be„sonders gegen die Mannspersonen; aber ungestüm „und auffahrend, ohne daß man doch einigen Grund „gesehen hätte, um die schlimmen Erzählungen zu „glauben, welche von ihr waren gemacht worden. „Zu Paris gewann sie alle Herzen, welche sie viel„leicht bald darauf wieder verloren haben würde, „wenn sie sich länger daselbst aufgehalten hätte.„

Der Cardinal Mazarin, der ohngeachtet der Volljährigkeit des Königs, noch alles königliche Ansehen besaß, empfieng Christinen auf dem Wege nach Compiegne, zu Chantilly. Er stellte ihr den König und seinen Bruder, als zween Herren vom vornehmsten Adel vor; allein sie erkannte dieselben gleich, weil sie ihre Bildnisse in dem königlichen Palaste zu Paris gesehen hatte. Der König, der damals noch furchtsam war, und niemals an Geist und Wissenschaft mit ihr verglichen werden konnte,

unterhielt sie doch mit vieler Geschicklichkeit. Er begleitete sie den Tag darauf zu der Zusammenkunft mit der Königinn, seiner Mutter, auf einem nahen Lustschlosse; bey dieser Gelegenheit war ihr Anzug weit nachläßiger als vorher, und so seltsam, daß man über ihre Gestalt erschrack; aber bald empfand man eine gewisse Neigung gegen sie, weil Kleidung, Anstand, Geberden, ihre ganze Aufführung, alles zusammen, ein außerordentliches Ganzes ausmachten, das ihr allein angemessen war. Man führte sie zu Compiegne in die italiänische Comoedie; sie fand dieselbe schlecht, und sagte es frey heraus. Als man ihr versicherte, diese Schauspieler pflegten sonst besser zu spielen, so antwortete sie kaltsinnig, sie zweifele nicht daran, weil man sie noch beybehielte. Der Hof mußte ihr sogar Kammerdiener geben: denn sie war fast ganz allein, ausgenommen ein kleines unansehnliches Gefolge, und es fehlte ihr sowohl an kostbarem Geräthe als an Gelde.

Am ersten Tage ihres Aufenthalts bey Hofe sprach sie wenig. Der Graf von Nogent, der sich daselbst durch seine Spöttereyen und Einfälle beliebt zu machen suchte, erzählte vor ihr allerhand alte Mährchen; sie sagte aber ganz ernsthaft zu ihm, er sey glücklich, ein so gutes Gedächtniß zu haben. Weit aufgeräumter und liebenswürdiger, als sie selbst seyn wollte, erschien sie am folgenden Tage. Sie nahm die Einladung des Königs an, ihn auf die wilde Schweinsjagd zu begleiten; wiewohl sie hinzusezte, daß ihr dieselbe nicht gefiel, weil sie gefährlich wäre, und weil sie nicht leiden könne, daß man sich in einer andern Absicht der Gefahr ausseze, als um Ruhm zu erwerben. Desto mehr wurde sie durch ein französisches Trauerspiel gerührt,

das

das man vor ihr aufführte. Sie bewunderte die schönsten Stellen desselben durch laute Ausrufungen der Freude oder des Schmerzens, und warf sich, als wenn sie allein wäre, auf die Lehne ihres Stuhls hin: so verfiel sie in ein tiefes Nachdencken, aus welchem sie die Königinn selbst nicht ziehen konnte, die öfters mit ihr zu sprechen versuchte. Einige Hofleute sprachen noch an demselben Tage mit ihr von der Treue, die man den Königen schuldig ist, und einer unter ihnen sagte, daß man dieselbe bey allen rechtschaffenen Männern finde. Christina versezte darauf, dieses sey in allen andern Ländern wahr; allein sie habe bemerckt, daß der Mangel an dieser Treue in Franckreich vor keinen Fehler gehalten werde, und daß er unter Personen von Verdiensten und Stande daselbst gemein sey. Verschiedene kühne Spötter bey Hofe hatten sich vorgenommen sie lächerlich zu machen, und dadurch diejenigen zum Stillschweigen zu nöthigen, welche sie zu freygebig mit Lobsprüchen überhäuft hatten; allein ihre vortrefflichen Eigenschaften, die desto mehr unter ihren Fehlern hervorschimmerten, je kürzere Zeit sie am Hofe blieb, und je mehr sie den Reiz der Neuigkeit für sich hatte; überdieses die mehr als gemeine Hochachtung, welche ihr der Hof erwies, und vielleicht auch das hohe Betragen, mit welchem sie auf diese Leute herabsah; alles dieses benahm ihnen die Gelegenheit und den Muth zu einer Beschäftigung, die, so unedel sie auch ist, in der großen Welt nur gar zu oft gesucht und bewundert wird.

Sie sah hierauf ein Trauerspiel im Jesuiter-Collegio vorstellen; hielt sich aber ungescheut über dasselbe auf. Eben damals erhielt der Hof die angenehme

genehme Nachricht von der Eroberung der Stadt Valence, und Christina bezeigte darüber gleichfals ihr Vergnügen. Als aber Nogent, der immer redete, zu erzählen anfieng, daß auch vor hundert Jahren Valence von den Franzosen wäre erobert, Valenciennes aber, wie vor kurzem, vergeblich belagert worden: wünschte sie sogleich, daß eben dieselben Personen nach hundert Jahren dieses wiederum thun möchten, und daß Sie, Herr von Nogent — hier wandte sie sich zu ihm — alsdenn noch Ihren dunckelgelben Reiserock anhaben, und eben dieselben Erzählungen, wie jezt, vorbringen mögen: denn, um Ihnen die Wahrheit zu gestehen, ich möchte sie lieber in hundert Jahren als jezt hören. — Sie griff ihn deswegen hauptsächlich so bitter an, weil man ihr gesagt hatte, daß Nogent sie selbst mit seinen Spöttereyen nicht verschont habe. — Der Beichtvater des Königs, der Jesuit Arnaut, hatte noch weniger Ursache mit ihrer Begegnung zufrieden zu seyn. Er wollte seinen Orden bey ihr entschuldigen: denn sie hatte sich über denselben beschwert, unter andern darüber, daß der General desselben zu Rom ihr nicht aufgewartet hatte. Sie antwortete ihm höhnisch, und mit dem ihr natürlichen Ungestüm, es sollte ihr leid seyn, sie zu Feinden zu haben, indem sie ihre Stärcke wohl kenne, und daher lieber mit einem Fürsten Händel haben wollte, als mit ihnen: aus dieser Ursache wollte sie seine Entschuldigung annehmen; sie versicherte ihn aber, daß sie weder zur Beichte noch zur Tragoedie sie jemals wählen werde; — ein poßierlicher Vorwurf, den sie den Jesuiten, sowohl wegen der Nachsicht in der Sittenlehre, die man ihnen Schuld gab, als wegen des schlechten Trauerspiels machte, das sie bey ihnen gesehen hatte.

Außer allen diesen Nachrichten von Christinen, welche die beyden obengedachten Frauenzimmer aufgesezt haben, findet man in ihren Schriften und bey andern, welche damals einen Zugang am Hofe hatten, noch mehrere, die gleich den angeführten und den Anekdoten der Höfe überhaupt, vielleicht manche Zusäze und Veränderungen in Absicht auf die Wahrheit der Begebenheiten erlitten haben, aber doch immer verdienen, gesammelt zu werden. Christina, sagen sie, war in ihrem Aeußerlichen würcklich lächerlich, und fast alle ihre Handlungen hatten etwas Ausschweifendes an sich: so wie man sie daher mit Rechte tadelte, so hatte man gleichwohl eben so viele Ursachen, sie ungemein zu loben. Sie sah in keinem Stücke einem Frauenzimmer ähnlich; sie besaß nicht einmal die ihrem Geschlechte nöthige Bescheidenheit, ließ sich nicht in den schicklichsten Stunden von Mannspersonen bedienen, und wollte überhaupt in ihrem Betragen eine Mannsperson vorstellen. Ihre Neigung gegen unser Geschlecht kam, wie sie selbst sagte, nicht davon her, weil es das männliche Geschlecht ist; sondern aus einer Verachtung gegen ihr eigenes, dessen größtem Theile sie zu sehr an Verstande und Wissenschaft überlegen war. Sie gab auch während ihrer Anwesenheit in Franckreich nur sehr wenigen Frauenspersonen einige Merckmale der Achtung, unter andern der berühmten Ninonde l'Enclos, deren Umgang wegen ihres Wizes und Scharfsinnes so sehr gesucht wurde; aber durch ihre freye und wollüstige Lebensart gefährlich war. Christina, so fahren diese Nachrichten fort, lachte ganz ausgelassen, wenn ihr etwas sehr gefiel, besonders manche Possen in der italiänischen Comoedie. Sie sang oft in Gesellschaft; wurde aber auch bis zum

Ein-

Einschlummern tiefsinnig. Ihre Aufführung war sehr ungleich, und sowohl über Materien der Religion als des Wohlstandes, überschritten ihre Reden oft die anständige Freyheit. In Gegenwart des Königs und des ganzen Hofs legte sie ihre Füße auf eben so hohe Stühle, als derjenige war, auf welchem sie selbst saß. Sie hielt auch nicht auf die Ehrfurcht, welche man königlichen Personen schuldig ist, und gieng sehr vertraut mit den beyden häßlichen Frauenspersonen um, die um sie waren. Sie war freymüthig über alles, sparsamer im Loben als im Tadeln; aber doch weit entfernt, jemanden leicht etwas unangenehmes zu sagen; eine Feindin der Schmeichler, überaus nüchtern und mäßig; vermied es ihre Gelehrsamkeit zu zeigen, ließ aber desto mehr Witz und Geschmack sehen, und liebte einen bündigen, zusammengepreßten und scharf zugespizten Ausdruck.

Je weniger Christina die Denckungsart und die Sitten eines einzigen Landes nachahmte, und je mehr sie ein Urbild war, das man für jede Gegend von Europa neu nennen konnte, desto lebhaftere Bewunderung hinterließ sie in Franckreich, wo man schon damals beynahe nichts vor schön und liebenswürdig hielt, was nicht auf französischem Boden gewachsen war. Sie reiste noch im September des Jahrs 1656 in einem ziemlich geringen Aufzuge nach Italien zurück. Die Pest verheerte damals noch Rom: sie hielt sich daher meistentheils zu Pesaro im Kirchenstaate auf. Hier schrieb sie an ihre Vertraute, die Gräfinn Sparre in Schweden, und wünschte ihrer Gesellschaft genießen zu können: sie gestand ihr zugleich, daß sie, nachdem sie in dem schönsten und gesittesten Lande der Welt die reizen-

desten Frauenzimmer gesehen, doch keines gefunden habe, das man mit der Gräfinn vergleichen könne. Ohne Zweifel fühlte die Königinn den Mangel an einer nahen Person, gegen welche sie ihr Herz ausschütten könnte; allein ihre Freundinn faßte keinen so geschwinden und leichtsinnigen Entschluß, ungewissen Aussichten die Glückseeligkeit, welche sie in ihrem Vaterlande genoß, vorzuziehen.

Unterdessen hatten die Annehmlichkeiten von Franckreich so vielen Eindruck bey Christinen gemacht, daß sie schon im September des Jahrs 1657 abermals Lust bezeigte, eine Reise dahin vorzunehmen. Zum Vorwande derselben gab sie ihre Begierde an, den König auf einem bevorstehenden Ballet tanzen zu sehen. Mazarin hatte sie im Verdachte, daß sie in der Absicht käme, den Frieden zwischen Franckreich und Spanien zu befördern: und er verlangte ihre ungebetene Vermittelung nicht. Man sagt, daß sie schon im vorigen Jahre solche Bemühungen geäußert, und daß diese sowohl, als die Aufmunterung, welche sie dem Könige gab, sich mit einer Nichte des Cardinals, mit welcher er ein Liebesverständniß hatte, zu vermählen; daß beydes den Hof bewogen habe, ihre Abreise auf eine gute Art zu eschleunigen. Genug, sie erfuhr bald, daß man sie auch zum zweytenmale in Franckreich gerne sehen würde.

Bald nach ihrer Ankunft zu Fontainebleau, im October dieses Jahres, ließ sie ihrem Oberstallmeister, dem Marquis Monaldeschi, das Leben nehmen. Sie hatte den Argwohn der Untreue, den sie seit einiger Zeit gegen ihn faßte, durch seinen aufgefangenen Briefwechsel zu einer völligen Gewißheit

wißheit gebracht. Sie fand sogar, daß er, um desto unverdächtiger zu bleiben, einen andern ihrer Hofbedienten, der in Italien war, der Verrätherey zu beschuldigen suchte: dieses war allem Ansehen nach der Graf Sentinelli, mit welchem Monaldeschi in keinem guten Vernehmen stand. Indem sie sich stellte, diese Beschuldigung zu glauben, nöthigte sie ihm selbst das Bekenntniß ab, daß der Verräther den Todt verdiene. Allein nach einigen Tagen überzeugte sie ihn aus seinen Briefen, daß er es selbst sey; hörte lange seine Rechtfertigung an, und verwarf sie gänzlich; befohl darauf einem Geistlichen, den sie von Paris hatte kommen lassen, ihn zum Tode vorzubereiten, und dem Hauptmanne ihrer Leibwache, das Urtheil an ihm zu vollstrecken. Vergebens bat Monaldeschi auf das wehmüthigste um sein Leben: der Geistliche fiel ihr in gleicher Absicht zu Füßen; sie antwortete aber, daß sie es nicht bewilligen könne; der Verräther sey strafbarer als diejenigen, welche gerädert werden, indem sie ihm ihre wichtigsten Angelegenheiten und ihre geheimsten Gedancken anvertrauet habe; ohne daß sie ihm ihre Wohlthaten vorwerfen wolle, welche größer wären, als man sie einem Bruder erzeigen könne. Da der Geistliche noch einmal auf die rührendeste Art eine Fürbitte einlegte, und sie gleichwohl unbeweglich fand, stellte er ihr endlich vor, sie befinde sich in dem Palaste eines Königs; sie könne daher dasjenige nicht zu viel überlegen, was sie thun wollte, und ob es auch der König billigen werde. Darauf gab Christina zur Antwort, sie habe das Recht, die Gerechtigkeit ausüben zu lassen, und nahm Gott zum Zeugen, daß sie keinen besondern Haß gegen den Monaldeschi hege; sondern nur seine Verrätherey, die ihres gleichen nicht

habe, bestrafen müsse; außerdem gebe ihr der König diese Wohnung nicht als einer gefangenen oder flüchtigen Person; sie sey Herr von ihrem Willen, könne ihre Bedienten überall und zu aller Zeit zur Strafe ziehen, und brauche niemanden als Gott von ihrer Aufführung Rechenschaft zu geben: dazu sezte sie noch, diese ihre Handlung sey nicht ohne Beyspiele. Der Geistliche versezte, Königinnen hätten wohl dergleichen in ihrem Reiche, aber nicht anderwärts, gethan; doch, fuhr er fort, wenn gleich diese Handlung noch so gerecht wäre, so könnte sie doch von andern vor gewaltsam und übereilt angesehen werden: die Königinn möchte daher lieber großmüthig und mitleidig mit dem Verbrecher handeln, oder ihn zum wenigsten in die Hände der Obrigkeit übergeben, damit er nach den Gesezen gerichtet werden könne. Was? sagte die Königinn hierauf, ich, die ich eine unumschränckte Gewalt über meine Unterthanen besitzen muß, sollte mich genöthiget sehen, wider einen Verräther unter meinen Bedienten, von dessen Untreue ich sein eigenhändiges Bekenntniß habe, erst die Richter um Gerechtigkeit zu ersuchen? Noch erinnerte der Geistliche, die Königinn sey in dieser Angelegenheit Parthey; allein sie wollte nichts weiter hören, und es kam ihm vor, daß sie vielleicht noch eher würde zu erweichen gewesen seyn, wenn sie die Sache nicht bereits so weit getrieben hätte. Die Todesstrafe mußte also endlich am Monaldeschi vollzogen werden; er hatte sich aber, aus einer gewissen Ahndung, mit einem Panzerhemde bewaffnet, und bekam daher viele Wunden und Stiche vor dem tödtlichen. Der Lustgang des Schlosses, wo dieses am 10. November des Jahrs 1657 vorgieng, wurde an vielen Orten mit seinem Blute befleckt. Unterdessen sprach die

Köni-

Königinn nicht weit davon in ihrem Zimmer auf eine gleichgültige Art von andern Dingen, und gab nachmals eine Summe Geldes zu Seelmessen für den Todten her.

Man hat die genauen Umstände der Verrätherey des Monaldeschi niemals zuverläßig erfahren können. Es scheinet auch, da sein Verbrechen überhaupt gewiß ist, daß es überflüßig sey, dieselben sorgfältig zu untersuchen. Ohne Zweifel hat ihn der Neid gegen den Grafen Sentinelli, Oberhofmeister der Königinn, dem sie vor allen andern ihrer Hofbedienten gewogen war, verleitet, zum Verräther an ihr zu werden. Einige haben versichert, daß er ihre geheimsten Staatsunterhandlungen entdeckt, ja wohl gar einen Kundschafter des Cardinals Mazarin abgegeben habe. Allein diese Beschuldigung kann eben so wenig erwiesen werden, als eine andere, die seine Treulosigkeit in schimpflichen Erzählungen bestehen läßt, welche er von der Aufführung, und sogar von einem Liebeshandel der Königinn ausgestreuet haben soll.

Desto mehr kann über die Art der Bestrafung, die er gelitten hat, gesagt werden: und wenige Handlungen in Christinens Leben haben auch zu widersprechendern Urtheilen Gelegenheit gegeben. Daß man sie in Franckreich fast durchgängig getadelt hat, war leicht zu erwarten, weil die Ehre und die Rechte des Königs dadurch beleidigt zu seyn schienen. In andern Ländern waren die Meinungen der Staatsmänner und Gelehrten immer darüber getheilt. Der Nahme des großen Leibnitz, der die Königinn hierinne rechtfertigte, giebt zwar auf dieser Seite einen wichtigen Ausschlag; aber zu geschweigen, daß er

seine Vertheidigung noch etwas einschränckt, so hat es das Ansehen, daß ein noch größerer Mann, Grotius, nach seinen bekannten Grundsäzen diese That nicht würde gebilligt haben, wenn er sie erlebt hätte. Man kommt darinne ziemlich von beyden Theilen überein, daß ein regierender Fürst, auch in einem fremden Gebiete, die höchste Gewalt über seine Hofbedienten und sein Gefolge, selbst die Macht über ihr Leben zu sprechen, nicht verliere; doch sezt man hinzu, daß die Ausübung dieser Gewalt die äußerste Behutsamkeit, und wenn sie das Leben selbst betreffen sollte, einen Zusammenfluß der wichtigsten und dringendesten Ursachen, nebst der Vermeidung alles öffentlichen Aufsehens, erfordere. Es giebt auch Beyspiele von dieser leztern Art, obgleich sehr seltene. Carl der zweyte ließ im Jahr 1655. da er in England nicht einmal als König erkannt wurde, einen Verräther unter seinen Bedienten in einem Schlosse des Herzogs von Neuburg, vielleicht aber mit dessen Bewilligung, hinrichten. Man weiß sogar, daß ein Spanischer Gesandter zu Venedig einen seiner Bedienten an einem Fenster seines Palastes habe aufhängen lassen, und die Republik bezeigte wenigstens keinen öffentlichen Unwillen darüber. Hingegen erinnert man mit Rechte, daß ein Fürst, der die Regierung niedergelegt, und sich also dem Privatstande genähert hat, wenn er gleich fürstliche Titel und Ehrenbezeigungen beybehält, doch auf eine solche Gewalt keinen Anspruch machen könne; sie müßte ihm denn besonders eingeräumt worden seyn.

Diese Gründe vorausgesezt, scheinet die Anwendung auf Christinens Betragen nicht schwer zu seyn; und sie bleibt es dennoch in gewisser Maaße. Die Königinn hatte zwar der Krone entsagt; aber sich

doch zugleich die Rechte der obersten Gewalt über diejenigen, die in ihren Diensten waren, vorbehalten. In den zu ihren Einkünften angewiesenen Ländereyen mußten ihr die Unterthanen eben sowohl als dem Könige und dem Reiche Schweden, einen Eyd der Treue leisten. Sie sezte daselbst Befehlshaber und Unterbediente nach Gefallen ein, und nahm ihnen auch ihre Stellen. An auswärtigen Höfen hielt sie ihre Gesandten, so wie auch von diesen Gesandte an sie geschickt, und ihr in jeder Betrachtung königlich begegnet wurde. Alle diese Vorzüge beweisen gleichwohl noch nicht, daß die Fürsten dieser Zeit Christinen die Macht einer regierenden Königinn zugestanden hätten. Vieles wurde nur ihren großen Eigenschaften erwiesen; und man darf sehr daran zweifeln, ob sie selbst in den erstgedachten Ländereyen eine so uneingeschränckte Gewalt über Leben und Todt hätte ausüben können, ohne Widerspruch und Mißvergnügen im Schwedischen Reiche zu erregen. Auch wenn man glauben sollte, daß ihr dieses Recht gebührt habe, möchte man doch wünschen, daß sie sich desselben nicht bedient hätte. Es giebt gewisse strenge Rechte, deren man sich entschlägt, um liebenswürdiger zu seyn. Selbst ein Fürst auf dem Throne wird, wenn er darauf sieht, seine ungemeßne Gewalt nicht dazu gebrauchen, ein Verbrechen, das an ihm begangen worden ist, ohne alle gesezmäßige Untersuchung sogleich zu rächen. Freylich mußte es Christina vor unanständig halten, einen ungezweifelten Verräther erst den Händen der Obrigkeit eines fremden Landes zu übergeben, und nicht allein von derselben ein Urtheil zu erwarten, das nicht anders ausfallen konnte, als sie es sebst gefällt hatte; sondern sich auch in Gefahr zu begeben, daß dadurch ihre geheimsten Angelegenheiten ans Licht gezogen wurden. Aber

warum hatte sie sich selbst in diese mißliche Stellung versezt, in welcher Nachgeben oder Verzeihung oder wenigstens Aenderungen bey der Strafe, beynahe nothwendig waren, um nicht vor zu rachbegierig und grausam angesehen zu werden? Gewiß, wenn sie weiter nichts durch diese That verlezt hat, so war es doch der Wohlstand, die Achtung und Erkenntlichkeit, welche sie dem Könige von Franckreich für die freundschaftliche Aufnahme in seinem Schlosse nicht versagen konnte.

Der französische Hof hielt sich würcklich vor beleidigt, und ließ die Königinn einige Monathe zu Fontainebleau, ohne sie zu besuchen, und nach Paris einzuladen. Sie kam endlich am Ende des Februar im Jahr 1658. in diese Hauptstadt, wohnte einer Lustbarkeit des Hofs bey, bekam aber ihre Wohnung in den Zimmern des Cardinals Mazarin, damit sie es mercken möchte, daß man ihrer bald wieder entledigt zu seyn wünschte. Sie schien es jedoch nicht mercken zu wollen, überließ sich den Ergözlichkeiten mit der heftigsten Begierde, und war auch in ihrer übrigen Aufführung eben so ausschweifend als ehemals. Ihre Bewunderer hatten sich, allem Ansehen nach, durch die Ermordung des Monaldeschi, auch wohl deswegen verringert, weil die ersten Reizungen der Neuigkeit bey ihr verloren waren. Dagegen fand sie unter ihrem eigenen Geschlechte die eifrigsten und wizigsten Lobrednerinnen daselbst; unter andern die Gräfinn von Süze, welche ihren Gemahl und zugleich seine Religion, die Reformirte, verlassen hatte, um ihn, wie Christina sagte, weder in dieser noch in jener Welt zu sehen. Eines Tages begab sie sich auch in die Versammlung der Académie Françoise. Diese hatte sich nicht besonders darauf

gefaßt

gefaßt gemacht: es wurden also nur mittelmäßige Aufsäze vorgelesen; und da die Gesellschaft eben damals an ihrem Wörterbuche arbeitete, legte sie der Königinn eine Probe daraus vor. Von ohngefähr traf dieselbe das Wort Jeu, (Spiel) und unter demselben die Redensart: Spiele der Fürsten, die nur denen gefallen, welche sie vornehmen. Christina lachte selbst darüber, daß sie eine ihr so nüzliche Lehre aus einem Wörterbuche anhören mußte, und bezeigte übrigens viele Zufriedenheit mit einer Gesellschaft, die durch den Entwurf, die feinsten und beredtesten Schriftsteller von Franckreich zu ihren Mitgliedern aufzunehmen, und dadurch eine glückliche Nacheiferung zu erwecken, den schönen Wissenschaften in diesem Reiche mehr Vortheile gebracht hat, als durch ihre gemeinschaftliche Beschäftigungen.

Während dieses Aufenthalts in Franckreich entstand bey Christinen plözlich die Neigung, nach England zu reisen; sie schickte daher ihren Sekretär Madalschi an den Cromwel, dem Ansehen nach nur, um ihn ihrer Hochachtung zu versichern; in der That aber, um ihn auf eine ungezwungene Art dahin zu bringen, daß er sie zu einem Besuche einladen möchte. Cromwel, der mit so großer Geschicklichkeit ein Reich regierte, das er seinem rechtmäßigen Herrn entrissen hatte, nahm ihren Abgeordneten sehr höflich auf; stellte sich aber, als wenn er die Absichten desselben nicht verstünde, und schickte ihn mit vielen ausgekünstelten und weitschweifigen Reden zurück. Man glaubte auch die Ursachen gefunden zu haben, warum er Christinen in England nicht zu sehen verlangte. Er konnte die großen Kosten, welche ihm ihr Empfang verursacht hätte, nüzlicher zu den Bedürfnissen des Reichs anwenden. Da er ein heftiger Feind

der

der römischcatholischen Religion war, so mußte ihm der Anblick einer Königinn, welche sich mit so vielem Aufsehen zu derselben bekannt hatte, und vielleicht einige Gunstbezeigungen für die Römischcatholischen von ihm verlangt haben würde, unangenehm seyn. Ausserdem wollte er auch seine Geschäfte und Anschläge nicht ihren scharfsichtigen Augen bloß stellen: denn er wußte, wie gerne und wie bald sie die Geheimnisse der Höfe entdeckte. Man sezt noch hinzu, daß diese Reise vom Mazarin vorgeschlagen worden sey, der sich der Unterhandlung der Königinn habe bedienen wollen, um eine Vermählung zwischen dem Cromwel und einer seiner Nichten zu stiften. Aber alle diese Nachrichten schreiben sich bloß vom Gregorio Leti her, der kein bewährter Zeuge in der Geschichte ist: und wenn also auch der Vorsaz zu dieser Reise gewiß seyn sollte, so ist man noch nicht verbunden das übrige zu glauben; wenn es gleich meistentheils wahrscheinlich ist.

Im May des Jahrs 1658. kam Christina nach Rom zurück. Sie hatte von dem Cardinal Mazarin eine ansehnliche Geldsumme, als einen Rückstand der französischen Hülfsgelder an Schweden, bekommen, und bezog jezt seinen Palast. Die Spanische Parthey gerieth dadurch auf den Argwohn, sie möchte nur deswegen sich wieder nach Rom begeben haben, um daselbst die Vortheile von Franckreich auf alle Art zu befördern. Ihre Feinde streueten sogar das Gerücht aus, sie sey mit den Franzosen und Engländern auf eine Unternehmung zur See wider das Königreich Neapel oder den Kirchenstaat, bedacht. Unbekümmert um diese Reden, richtete die Königinn einen glänzenden Hofstaat auf. Allein ihr Aufwand konnte von den Einkünften, deren sie genoß, desto we-

niger bestritten werden, da diese wegen des weitläuftigen Krieges, in welchen Schweden damals verwickelt war, immer unordentlicher eingiengen. In dieser Verlegenheit schickte sie den Grafen Sentinelli nach Wien, und ließ dem Kayser den Antrag thun, er möchte ihr, weil der König von Schweden ihr die bewilligten Gelder nicht auszahlen ließ, 24000 Soldaten unter der Anführung des Feldherrn Montecuculi überlassen; mit diesen hoffte sie Pommern zu erobern, wo sie noch eine starcke Parthey hätte; die Einkünfte aus diesem Lande wollte sie sich ihr Leben hindurch vorbehalten; nach ihrem Tode aber sollte es an das deutsche Reich fallen. Der kayserliche Hof nahm dieses Anerbieten an, und ließ die Unterhandlung zu Rom fortsezen; allein Christina unterbrach sie gar bald, weil sie ihre Meinung änderte. Zu ihrer Ehre hätte sie niemals auf eine solche Unternehmung wider ihr Vaterland fallen sollen.

Sie fand in dieser Bedrängniß einen nahen Beystand, den sie gleichwohl am wenigsten verlangt hatte, indem ihr der Pabst ein Jahrgeld von 12000 Scudi ausmachte. Diese Freygebigkeit war desto außerordentlicher, da man vielmehr am päbstlichen Hofe erwartete, daß ihre Bekehrung für denselben einträglich werden würde, und Proselyten, welche von diesem Hofe unterhalten werden müssen, ihm nicht die angenehmsten sind. Alexander der siebente empfol ihr zugleich den Cardinal Azzolini zum Aufseher über ihren Hofstaat, oder zum Oberhofmeister. Man beschreibt uns diesen Cardinal als einen jungen, wohlgebildeten und lebhaften Mann, der einen feinen Geschmack und viele Kenntniß der schönen Wissenschaften besaß, seine Gedancken auch sehr edel auszudrücken wußte; aber dabey arglistig, eigennüzig und

neben

neben einer großen Fähigkeit zu den wichtigsten Angelegenheiten, doch seinem Vergnügen zu sehr ergeben war. Er führte bald eine so gute Haushaltung in dem Palaste der Königinn ein, daß es ihr nie an Gelde fehlte. An Statt sich ihrem Willen zu widersezen, wußte er sich vielmehr nach seiner beugsamen Gemüthsart in jede ihrer Absichten gefällig zu schicken, und er gewann dadurch ihre völlige Hochachtung und Freundschaft.

Da Christina auf diese Art einer beschwerlichen Sorge überhoben war, wandte sie sich abermals zu der Beschäftigung mit den schönen Wissenschaften und Künsten; sie belustigte sich auch an chymischen Versuchen, die aber ihren Einkünften großen Abbruch thaten. Mittlerweile nahm das gute Vernehmen, an welchem sie bisher mit dem Pabste gestanden hatte, ein Ende. Sie wollte den Grafen Sentinelli, eben den, durch welchen sie den Monaldeschi hatte umbringen lassen, mit der Herzoginn von Ceri, einem ungemein reichen Frauenzimmer, vermählen. Der Pabst widerrieth es ihr; als sie aber darauf bestand, ließ er die Herzoginn in ein Kloster bringen, und nöthigte den Sentinelli, Rom zu verlassen, dem jedoch die Königinn ein Regiment in Diensten der Venetianer verschaffte. Daß der Pabst gegen sie kaltsinniger geworden war, kam hauptsächlich von ihrer Partheylichkeit für Franckreich her. Man gab vor, daß sie gesonnen sey, für diese Krone Kriegsvölcker zu werben, die wider Neapel gebraucht werden sollten: daher ließ der Pabst nicht nur alle eigenmächtige Werbungen bey Lebensstrafe verbieten, sondern auch in der Nähe von Christinens Palaste Wachten ausstellen. Um allem Argwohne zu entgehen, entfernte sie sich immer mehr von der französischen Parthey,

und

und zog aus dem Palaste des Cardinals Mazarin in ein Kloster. Allein auch daselbst ließ der Pabst alle ihre Schritte von den Mönchen sehr genau beobachten. Sie hingegen suchte sein Vertrauen wieder zu erhalten, und erschien öfters bey feyerlichen Umgängen, damit sie seinen Seegen bekäme. Ueberhaupt waren Christina und Alexander von einem sehr verschiedenen Geiste: sie im Großen geschäftig, und über alle kleine, niedrige Umstände des Lebens erhaben, so frey und offenherzig, daß ihr diese Eigenschaften öfters schadeten; der Pabst aber ein Mann, der an Kleinigkeiten kleben blieb, und sich durch dieselben ein wichtiges Ansehen zu geben suchte, verstellt und gekünstelt in seiner ganzen Aufführung, und eben daher auch sehr mißtrauisch gegen andere. Man erzählt, daß die Königinn seiner offenbar gespottet, und besonders unter sein Wapen, in welchem er sechs Berge führte, den Vers geschrieben habe: Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus; „Nach langem Gekreiße der Berge werden sie endlich nur eine lächerliche Maus hervorbringen.„ Er soll auch mit ihrer äußerlichen Andacht, und mit ihrer Ehrerbietung gegen ihn und seine Minister schlecht zufrieden gewesen seyn.

Zuweilen ließ sie einen desto brennendern Eifer für die römischcatholische Religion blicken: besonders, wenn ihr Ehrgeiz dabey angegriffen wurde. Sie schickte im Jahr 1658. ihren Sekretär Davißon, einen Schweden, der, wie sie, seine Religion verändert hatte, in sein Vaterland, um für sie desto geschwinder das Geld, welches man ihr schuldig war, aufzubringen. Der König bezeigte sich dabey so willfährig, als es nur immer der damalige Krieg erlaubte; allein da Davißon bey ihm um Gehör bat, wollte

er

er es nicht eher bewilligen, bis derselbe sich eidlich erklärt hätte, daß er nicht Römischcatholisch sey: vermuthlich um allen Verdacht abzulehnen, als wenn er den Uebertritt der Königinn zur Römischen Kirche gleichgültig ansähe, oder mit ihr in einer geheimen Verbindung stünde. Ueber dieses Ansinnen schrieb Christina ihrem Sekretär einen Brief, der aus ihrer Geschichte nicht ganz wegbleiben darf: „Ich halte „Sie, (so fängt sie denselben an,) vor so untüchtig „ein Märtyrer zu werden, daß ich Ihnen nicht rathen „will, sich der Gefahr auszusezen, eine Niederträchtigkeit zu begehen, um Ihr Leben zu retten. Die „Ehre und das Leben sind zwey Dinge, die nach meiner Meinung verdienen, daß man für sie sorge. „Sollten Sie aber Ihre Religion leugnen oder verbergen, so würden Sie keines von beyden retten, im Fall „Sie sich alsdenn vor mir zeigen sollten. Sie müssen „Catholisch leben und sterben: thun Sie dieses nicht, „so machen Sie sich meiner unwürdig. Werden Sie „durch die Drohungen des Königs von Schweden „nicht bestürzt. Enthalten Sie sich ihn zu sehen, „und kommen Sie wieder zu mir. Nach seiner Drohung gegen Sie, werde ich Ihnen geneigter als jemals seyn, und ich werde Ihnen seine harte Begegnung als ein Verdienst anrechnen. Seyn Sie darüber „ruhig. Kommen Sie zurück; aber ohne etwas Niederträchtiges oder Furchtsames begangen zu haben, „und bringen Sie mir sichere Zeugnisse mit, daß Sie „als ein wahrer Catholik gelebt, und alle Pflichten, „zu welchen uns unsere Römischeatholische Religion „verbindet, erfüllt haben. Kommen Sie auf diese „Art zurück, so werde ich Sie freudig und gütig „aufnehmen: wenn mir nur ein Bissen Brodt zu essen „übrig seyn sollte, so werde ich ihn mit Ihnen theilen; „und eher will ich sterben, als Ihnen nicht beyzustehen.

Sollten

„Sollten Sie aber Furcht oder Hoffnung so sehr e
„schüttern, daß Sie jene Pflicht, die Ihnen theurer
„als das Leben seyn muß, überträten, so kommen
„Sie ja nicht wieder zu mir; seyn Sie aber versi-
„chert, daß ich Sie wegen dieser Niederträchtigkeit
„strafen werde, und daß mich die ganze Macht des
„Königs von Schweden nicht hindern soll, Ihnen
„selbst in seinen Armen, wenn Sie sich dahin sollten
„geflüchtet haben, das Leben zu nehmen. Urtheilen
„Sie nun selbst, ob Sie im Stande sind, zu mir
„zurück zu kehren, oder nicht, und glauben Sie,
„daß ich Ihnen Wort halten werde.„ — Davißon gehorchte ihr völlig; wer hätte auch leicht einem solchen Briefe, und einer Königinn, die ihre Strafen mit so vieler Rachbegierde verfolgte, ungehorsam seyn können? Es ist leicht zu sehen, daß sie nur das Verhalten des Königs von Schweden in diesen Anfall von Hitze für die römischcatholische Religion versezt habe, und daß ihre unmäßigen Drohungen aus dem Zorne einer Fürstinn entstanden sind, die sich wegen ihrer Ohnmacht vor verachtet hielt.

Während daß sie auf diese Art ihre Hoheit wenigstens in Gesinnungen und Worten behauptete, nahm die Frau eines Schwedischen Hauptmanns ihren Nahmen und ihr Ansehen in Schweden an, strich in dem Lande herum, und wurde von vielen Personen vor Christinen angesehen; bis man sie im Jahr 1658 aus dem Reiche vertrieb. Dieses verlor im Jahr 1660 seinen König, Carl Gustav, den größten und siegreichsten Helden seiner Zeit, mit dessen Kriegen aber und seinem ganzen Betragen gegen sie, die Königinn übel zufrieden war. Sie entschloß sich nunmehro selbst nach Schweden zu reisen, um ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen;

r Aufenthalt zu Rom war damals auch unangenehm, weil der Pabst und die Spanier ihr vielen Verdruß machten, und der Statthalter von Rom ihre Bedienten unter dem Vorwande bestrafen ließ, daß sie die Quartiersfreyheit gemißbraucht hätten, auf deren Erhaltung die Königinn sehr aufmercksam war. Carl Gustav hinterließ einen Prinzen Carl, dem er unter andern seinen Bruder, den Prinzen Adolph Johann, zum Vormunde bestellte. An diesen schrieb Christina, nicht bloß, um ihm ihren Vorsaz zu melden; sondern hauptsächlich um ihn an seine Pflicht zu erinnern. Indem sie ihn ersucht, auf die Erziehung des jungen Königs allen Fleiß zu wenden, sezt sie hinzu: „Jede andere als „ich würde Sie ermahnen, ihn an dasjenige zu er„innern, was ich für ihn gethan habe; allein ich „versichere Ihnen, daß ich ihm alles, was er mir schul„dig ist, mit der Bedingung erlasse, daß ihm der„einst dasjenige wohl bekannt sey, was er Schwe„den schuldig ist. Bemühen Sie sich, daß er seine „Pflicht kennen lerne, und sie dergestalt lieb gewin„ne, daß er seinen Ruhm und seinen Ehrgeiz in „dem Wohl seines Staats und in der Glückseligkeit „seines Volcks suche. Machen Sie ihn meines und mei„ner Vorfahren Thrones würdig, und sehen Sie „darauf, daß er unsere Stelle auf eine anständige „Art einnehme, indem Sie ihm, wenn es möglich „ist, durch eine schöne und edle Erziehung die gros„sen und heldenmüthigen Tugenden des Königs, „meines Vaters, einflößen.„ Sie fährt fort, ihm dieses auf das eifrigste zu empfelen; allein sie ist eben so beredt in den Lehren, die sie dem Prinzen selbst giebt. „Vergönnen Sie es mir, schreibt sie, daß ich Sie er„mahne, sich der Verbindlichkeit zu erinnern, wel„che Sie Schweden dafür schuldig sind, daß es in

„die

„die Ehre gewilligt hat, eine Crone in Ihr H
„zu bringen. Was sind Sie ihm nicht nach einer
„großen Wohlthat schuldig. Sie sollten den gerin
„sten Schweden mit Hochachtung und Danckbarke
„betrachten: und wenn Sie alles Ihr Blut zu ihrem
„Nutzen vergößen, so würden Sie doch kaum dem-
„jenigen ein Genüge thun, was Sie ihnen schuldig
„sind. Die Kriege des verstorbenen Königs haben
„Ihnen gezeigt, daß es nicht so leicht sey, Kö-
„nigreiche zu erobern, als man sich einbildet. Sie
„müssen daher die Gnade desto höher schätzen, welche
„Ihnen Schweden erwiesen hat, sich Ihrem Hause
„zu ergeben. — — — Seyn Sie dafür danckbar
„gegen dasselbe, und ich werde Ihnen für alles ver-
„bunden seyn, was Sie zum Dienste des Reichs
„thun werden, weil Sie durch die Eigenschaften
„eines guten und wahren Schweden mir viel lieber
„werden, als durch die Bande der Freundschaft,
„welche uns vereinigen.„ — — — Alles dieses ist wohl wahr und schön gesagt; aber es steht deswegen nicht hier; man soll vielmehr urtheilen, ob Christina nicht durch so nachdrückliche Ermahnungen den Prinzen vornehmlich an dasjenige, was er und sein Haus ihr schuldig wären, habe erinnern, und desto gewisser auf ihre Seite ziehen wollen. Sie schreibt es auch in diesem Briefe den Vorstellungen der verwittweten Königinn zu, daß man sich nach dem Tode des Königs in Ansehung der ihr schuldigen Zahlung gefälliger bezeigt habe: desto mehr, vermuthlich aber auch anderer Absichten wegen, wünschte sie in dem Reiche selbst ihre Geschäfte abzuhandeln.

Christina kam also im August des Jahrs 1660 nach Hamburg. Hier erfuhr sie, daß man in Schweden ihre Ankunft nicht gerne sehen würde, und be-

hte sich daher im voraus daselbst bekannt machen lassen, daß sie im Begriff sey, ihrem Vaterlande y der wichtigen Gelegenheit, die sich dazu zeigte, Dienste zu leisten. Viele glaubten damals, daß sie mit den Gedancken umgehe, wieder auf den Schwedischen Thron zu steigen, wenn etwan der König, welcher erst vier Jahre alt war, sterben sollte. Ihre Regierung war noch im besten Andencken; da hingegen ihr Nachfolger durch Kriege und Auflagen dem Reiche beschwerlich geworden war: und die Religion schien auf ihrer Seite nur noch das einzige Hinderniß zu seyn. Zu Rom selbst glaubte man nicht, daß sie zurückkommen werde, weil sie daselbst manche üble Begegnung gelitten hatte. Noch andere sagten, daß sie Schweden in Verwirrung sezen, und die Jesuiten hinein zu bringen suchen werde; daß man daher für die Sicherheit des Königs und des Reichs nicht kräftiger sorgen könne, als wenn man ihr den Eintritt in dasselbe versagte. Würcklich bekam auch der Marschall Linde, der sie im Nahmen des Königs empfieng, als sie in Schweden ans Land getreten war, von der Regierung den Auftrag, es auf eine gute Art zu vermitteln, daß sie ihre Reise nicht weiter fortsezte. Da sie aber nichts davon hören wollte, und Linde ihr frey heraus sagte, man könnte sie wohl vielleicht hindern, weiter zu gehen, sahe sie dieses vor eine harte Beleidigung an, und beschleunigte ihre Reise nur desto mehr. Sie sagte zugleich, die Schwedische Regierung verriethe eine große Schwäche, indem sie sich vor ihr fürchtete; sie wäre in der Gewalt des Königs, wenn sie ja etwas wider den ehemals geschlossenen Vergleich vornähme; Franckreich wollte außerdem Gewähr dafür leisten, daß sie nichts wider das Beste des Reichs unternehmen werde; sie sey so patriotisch gesinnt als

irgend jemand, und wünschte daher, daß man sie nicht nöthigen möchte an Dinge zu dencken, welche ihr bisher nicht in den Sinn gekommen wären.

Man empfieng sie zu Stockholm mit allen königlichen Ehrenbezeigungen, und gab ihr auf dem Schlosse ihre ehemaligen Zimmer ein, wo sie sogleich eine Kapelle aufrichten und täglich Messe lesen ließ. Dieser Schritt machte es, daß man bald kaltsinniger gegen sie wurde. Sie schickte hierauf dem Reichsrathe einen Aufsaz zu, in welchem sie verlangte, daß der mit ihr im Jahr 1654. eingegangene Vertrag von der jezigen Regierung bestätigt werde, und daß man ihr die bewilligten Einkünfte versichern möchte, ohne daß ihre Religionsveränderung ihr dabey einigen Eintrag thun könne. Der Reichs-Rath und der Adel auf dem eben versammleten Reichstage billigten dieses Begehren; allein die Geistlichkeit zog es erst in genauere Ueberlegung. Sie erinnerte dabey, daß nach dem Testamente Gustav Adolphs und verschiedenen Reichsgesezen, ein jeder, der zum Pabstthum überträte, sein Erbtheil, seine Rechte und Vortheile in ganz Schweden verliere. Sie willigte unterdessen darein, daß die Königinn die ihr zugestandenen Einkünfte, doch nicht vermöge des gedachten Vergleichs, sondern lediglich wegen ihres Ruhms, und wegen der Verdienste ihrer Vorfahren um die Schwedische Krone, noch ferner genießen sollte. Die Geistlichen machten noch weiter die Anmerckung, daß der Pabst ein Feind der Evangelischen Religion, und also der unversöhnlichste Feind der Schwedischen Krone sey; und gleichwohl habe sich ihm die Königinn unterworfen, und eidlich versprochen, die Vortheile der Römischcatholischen Religion zu befördern. Man kenne wohl, fuhren

sie fort, die Lehre dieser Kirche, daß Ketzern kein Versprechen gehalten werden dürfte. Christina habe für die Religion ihres Vaters, der sie mit seinem Blute versiegelt habe, so wenig Achtung bezeigt, daß sie auch den Nahmen Augusta, der mit versezten Sylben der Nahme ihres Vaters wäre, nicht mehr führte, sondern sich nach ihrem neuen Vater, dem Pabste, Christina Aleßandra nennete. Der Himmel habe die Schwedische Nation über die Feinde der Evangelischen Religion so lange siegen lassen, als sie in derselben standhaft geblieben wäre, desto weniger könne sie jezt zugeben, daß die Päbstliche Abgötterey im königlichen Schlosse selbst, den Zimmern des jungen Königs gegen über, getrieben werde. — Vielleicht findet man, daß die Geistlichkeit sich durch ihren Eifer für die Religion zu einiger Heftigkeit habe verleiten lassen; sie hatte aber wenigstens die Grundverfassung des Reichs für sich, nach der sich die Königinn so wohl als alle andere zu richten schuldig war, und es ist ein sehr frostiger Scherz, den ein witziger Schriftsteller hier anbringt, die Geistlichkeit sey überzeugt gewesen, wer nicht an Luthern glaube, verdiene auch nicht zu leben.

Die übrigen Stände und die Reichsräthe traten in der Hauptsache der Meinung der Geistlichkeit bey, wo sie nicht gar, wie man glaubte, dieselbe angereizt hatten, diese öffentliche Erklärung zu thun. Man bestätigte ihr den Genuß ihrer Einkünfte auf die vorgeschlagene Art; aber man ließ zugleich ihre Kapelle niederreißen, und schickte ihre Geistlichen und die Italiäner in ihrem Gefolge aus dem Reiche. Diese Anstalten, welche im Grunde darauf zielten, die Königinn selbst aus Schweden zu entfernen, waren vor desto nothwendiger gehalten worden, weil man

an

an ihren Absichten auf den Schwedischen Thron nicht länger zweifeln konnte, und die Menge von Anhängern, die sie sich ehemals durch ihre Freygebigkeit erworben hatte, besorgen ließ, sie möchte mit Hülfe derselben Unruhen im Reiche stiften. Sie hatte würcklich den Ständen einen Aufsaz übergeben lassen, in welchem sie behauptete, daß die Krone von Schweden, im Fall der König ohne männliche Erben stürbe, ihr schlechterdings zugehöre. Allein die Stände schickten ihr diesen Aufsaz sogleich wieder zurück, und verlangten bald darauf von ihr, eine neue Entsagungs-Urkunde auszustellen, in welcher sie sich erklären sollte, daß sie, da sie jezt und auf alle künftige Zeiten von der Schwedischen Krone, und von allem Rechte an dieselbe, ohne alle Ausnahme getrennt und abgesondert sey, noch über dieses bekenne, was auch vor eine Veränderung in dem Reiche und der Regierung von Schweden vorgehen möchte, so hätte sie unter keinem Vorwande irgend eine Anforderung daran; sie sollte darauf ehrlich und gänzlich für ihr ganzes Leben Verzicht thun, ohne eine andere Auslegung als diejenige, welche zur Sicherheit des gegenwärtigen Königs, zur Befestigung der Rechte des Reichs, und zum Wohl aller Einwohner dienen könnte; sie sollte auch versprechen, dagegen auf keine Art, weder durch Gewalt, noch durch Rath, auch nicht durch Schriften und ähnliche Mittel zu handeln; endlich sollte sie sich erklären, daß keine geistliche oder weltliche Macht sie von dieser Verbindlichkeit loßsprechen könne. Christina unterzeichnete diese erneuerte Entsagung ohne Widerrede, und begab sich darauf bald nach Norköping, um daselbst den Winter zuzubringen.

Der Verdruß, ihre Absichten mißlingen zu sehen, und die vermuthlich schon lange empfundene

Reue, die Regierung eines Reichs aufgegeben zu haben, in welchem sie nunmehro die unangenehmsten Befehle annehmen mußte, begleiteten sie dahin. Sie wurden noch durch die Nachricht vergrößert, welche sie daselbst empfieng, daß der Bischof von Abo in einem Briefe, den er nach Deutschland schrieb, versichert habe, er habe sie über ihre Religionsveränderung Seufzer ausstoßen und Thränen vergießen sehen. Hierüber beklagte sich Christina desto lebhafter bey dem Könige, weil sie befürchtete, ein solches Vorgeben möchte ihr an dem Römischen Hofe einen schlimmen Verdacht zuziehen, dem sie vielmehr eben damals ihre standhafte Ergebenheit in Briefen bekräftigte. Sie bat also den König, daß der Bischof dafür gestraft werden möchte, der sich auch des ärgsten Undancks schuldig gemacht hätte, indem sie ihm aus Gnade das Leben erhalten habe, das er unter ihrer Regierung zu verlieren verdient hätte. Würde sie aber keine hinlängliche Genugthuung erhalten, so möchte es den König nicht befremden, wenn sie sich selbst an dem Bischof wegen einer so unerträglichen Beschimpfung rächte. Die Regierung antwortete auf dieses Schreiben Christinens, sie könnte alle Gerechtigkeit erwarten, welche die Gesetze in einem solchen Falle vorschrieben. Allein der Bischof rechtfertigte sich dergestalt, daß er ungestraft blieb: denn er hatte eigentlich auf Verlangen der Geistlichkeit eine Nachricht von allem aufgesezt, was in Ansehung der Königinn auf dem Reichstage vorgegangen war; es waren Begebenheiten, welche mehr Zeugen als ihn hatten, und Christina schien eben deswegen so viele Erbitterung zu zeigen, weil es dem Berichte nicht an Wahrheit fehlte.

Ihr Unwillen stieg aufs höchste, da man ihr auch zu Norköping nicht gestatten wollte, die Messe

lesen

lesen zu lassen. Sie hielt dieses vor eine desto grössere Beleidigung, je weniger man den fremden Gesandten eine solche Uebung ihrer Religion streitig machte, obgleich die Regierung sagen konnte, daß beyde Fälle etwas verschieden wären, und im erstern die Erlaubniß vielleicht gefährliche Folgen haben dürfte. „Ich überlasse ihnen (so schrieb sie von denen, welche sie vor ihre Feinde hielt, an den Statthalter ihrer Ländereyen,) meine Güter und mein Leben, und begehre keine andere Gnade, als daß ich „Schweden möge verlassen können, ohne meine Ehre „und das Völckerrecht verlezt zu sehen, welches bey „Personen von meinem Stande so geheiligt seyn „muß. — — Was thue ich anders, als daß „ich täglich dasjenige bestätige, was ich den „Ständen versprochen habe, niemals einigen Anspruch oder eine Hoffnung auf das Künftige zu „behalten, weil es doch genug ist, um nichts in „Schweden zu hoffen, wenn man sich zur Catholischen Religion bekennt? Verhindern Sie es um „Gottes willen, daß sich die Schweden nicht durch „eine so unanständige Handlung, einer Fürstinn, die „es nicht verdient hat, unehrerbietig zu begegnen, „verabscheuungswürdig machen.„ — Man bezeigte sich darauf etwas gefälliger gegen sie; doch sie verließ auch im May des Jahrs 1661 ihr Vaterland, über welches sie ihr Mißvergnügen deutlich genug sehen ließ.

Hierauf blieb sie fast ein Jahr lang zu Hamburg. Ein reicher Jude Texeira war daselbst ihr Resident: mit diesem traf sie einen schriftlichen Vergleich, um durch ihn die nöthigen Gelder geschwinder zu bekommen, als wenn sie ihre ordentlichen Einkünfte abwartete. Damit sie den Schweden zeigen möchte,

daß sie immer einen gleich starcken Eifer für ihre Religion beybehielte, fieng sie eine lange Unterhandlung an dem Kayserlichen, Französischen, Spanischen und Pohlnischen Hofe an, durch deren Vermittelung sie den Römischcatholischen in Dänemarck und zu Hamburg eine freye Ausübung ihrer Religion zu verschaffen suchte. Allein so nachdrücklich auch ihre Vorstellungen, und so schlau zum Theil die Mittel waren, welche sie vorschlug; so trugen doch diese Höfe Bedencken, eine solche Bemühung zu übernehmen, die ihnen vielleicht das Begehren zugezogen hätte, daß sie auch den Protestanten in ihren Ländern eine völlige Gewissensfreyheit zugestehen möchten. Christina hatte sich auch vorgenommen, den Römischcatholischen in Schweden ähnliche Rechte zu erwerben, und vielleicht wollte sie sich bey ihren Glaubensgenossen immer beliebter machen, um ihres Beystandes versichert zu seyn, wenn etwan Schweden ihre Einkünfte ganz einziehen sollte; sie erkannte aber damals selbst die Schwäche aller ihrer Unterhandlungen. Zu Hamburg suchte sie ihr Vergnügen unter andern auch in chymischen Versuchen. Ein berühmter italiänischer Alchymist, Joseph Franz Borri, der sich wegen seiner schwärmerischen Meinungen aus Italien geflüchtet hatte, und endlich doch zu Rom als ein Gefangener starb, überredete die Königinn, vieles Geld auf das vermeinte Goldmachen zu verwenden. Wenn sie vielleicht bey ihrer Neigung zum Wohlthun edlere Absichten dazu geführt haben, als bloß die Begierde sich zu bereichern; so war doch diese Schwachheit für ihre damalige Verfassung immer schädlich. In dieser Zeit scheinet auch ihr Schreiben an den Dänischen Grafen Ulfeld zu gehören, den sie ehemals in

Schweden geschüzt hatte, der aber in diesem Reiche in eben den Verdacht der Treulosigkeit wie in seinem Vaterlande gefallen war, und jezt in dem leztern eine sehr harte Gefangenschaft ausstand. Christina hielt ihn noch vor unschuldig, und tröstete ihn nicht nur mit dem lebhaftesten Antheile an seinem Unglücke; sie versprach ihm auch ihre Hülfe: und da er bald darauf als ein herumirrender Flüchtling gestorben war, stand sie seinen Söhnen mit allem ihrem vorräthigen Gelde bey. Während ihres Aufenthalts zu Hamburg, entriß sie auch dieser Stadt und der Evangelischen Kirche einen sehr gelehrten Mann, Peter Lambecius oder Langebeck, der an der Schule daselbst lehrte. Er lebte in einem unglücklichen Ehestande, und wurde von seinen Feinden vieler Irrlehren, sogar der Gottesverleugnung, beschuldigt. Da er also das Beyspiel seines Oheims Lucas Holstenius vor sich hatte, der vor mehrern Jahren zur Römischen Kirche getreten war: so konnte es der Königinn nicht schwer werden, ihn zu einem gleichen Uebergange zu bewegen, der auch mit der Stelle des obersten Aufsehers der kayserlichen Bibliotheck zu Wien belohnt wurde.

Christina bemühte sich auch durch andere, solche Bekehrungen zu stiften, besonders an den Schweden. Sie bediente sich lange Zeit dazu des Andreas Galdenblad, der selbst ein Schwede, und einer ihrer Geheimschreiber war. Ihn und einige andere junge Leute hatte der Französische Gesandte heimlich aus Schweden nach Rom geschickt, wo sie im Collegio der Jesuiten erzogen wurden. Nachmals kam kein Schwede nach Rom, den Galdenblad nicht sogleich gesucht hätte zum Abfall von seiner Religion zu verleiten: er trieb

dieses

dieses zuweilen mit solcher Uebereilung, daß Christina selbst mit ihm unzufrieden war. Seine Neubekehrten brauchten auch immer Geld — denn bey den vorgegebenen Bekehrungen der Römischen Kirche unter den Protestanten, ist das Geld immer eines der stärcksten Ueberredungsmittel gewesen, das hingegen diese besser zu nüzen wissen, als sich feile und leichtsinnige Ueberläufer zu erkaufen. Die Königinn, welche nicht allemal die Standhaftigkeit dieser Bekehrten auf eine solche Art unterstüzen konnte, gab dem Galdenblad einst zur Antwort: „Es fehlt mir nicht an gutem Willen; wohl aber an Gelde; wenn mir Gott welches giebt, so werde ich auch andern davon geben.„ Noch zu Hamburg fieng sie eine neue Unterhandlung zum Besten der Venetianer an, welche damals seit vielen Jahren in einen fürchterlichen Krieg mit den Türcken verwickelt waren. Sie suchte die Deutschen und Italiänischen Fürsten dahin zu bringen, daß sie dieser Republik wenigstens mit Gelde beystehen möchten. Allein der Graf Galeazzo Gualdo, ihr Gesandter in Franckreich, den sie in dieser Absicht an die Höfe reisen ließ, hatte allein einigen Nutzen von dieser Bemühung, indem er ansehnliche Geschencke erhielt, um die Beschreibung der Merckwürdigkeiten, die er in verschiedenen Ländern zu sehen bekam, drucken zu lassen; die auch erschienen ist. Dieser Entwurf Christinens war schön und edel, auch wichtig für die Sicherheit Italiens; aber er schlug fehl, wie bey allen ähnlichen Gelegenheiten, wo die Gefahr nicht sehr dringend ist: vermuthlich auch deswegen, weil er nur von ihr herrührte.

Nachdem die Königinn in der Mitte des Jahrs 1662. wieder zu Rom angekommen war, fand sie außer

außer ihren gewöhnlichen Beschäftigungen und Ergözlichkeiten gar bald eine andere große Angelegenheit, bey welcher sie ihre Vermittelung anbieten konnte. Der Französische Gesandte zu Rom, der Düc de Crequi, wurde im August dieses Jahres, von der Corsischen Leibwache des Pabstes, auf Anstiften des päbstlichen Anverwandten, des Cardinals Chigi, beschimpft und gemißhandelt: er verließ darauf Rom, und sein König verlangte dafür die stärckste Genugthuung. Gleich den Tag nach dieser Begebenheit schrieb Christina an den König von Franckreich, und erbot sich dabey zu allen gefälligen Dienstleistungen, die sich nur mit ihrer Ehrerbietung gegen den Pabst vertragen könnten. Sie schickte sogar ihren Sekretär d'Alibert an den König, um ihn desto gewisser zu besänftigen: unter andern schrieb sie an ihn, er brauchte zu seiner Genugthuung kein so schlechtes und unreines Blut als der Corsen ihres, und ihre Bestrafung könne keine des Königs würdige Ersezung der ihm zugefügten Beleidigung abgeben. Da sie dieses allem Ansehen nach auf Verlangen des Pabstes that, so hielt Ludwig der XIV. ihre Vermittelung vor partheyisch, und gab ihr sehr trockene Antworten. Gleichwohl fuhr sie auch im Jahr 1663. fort, ihm einige Nachsicht zu empfelen, bekam aber neue Vorwürfe von ihm, unter andern, daß sie ihm ein Verhalten anrieth, das sie selbst bey einer solchen Gelegenheit nicht beobachten würde. Sie suchte sich dagegen vergebens zu rechtfertigen, und antwortete auch dem Könige auf seine heftige Beschwerden über den Nepotismus am päbstlichen Hofe. „Ich kann Ew. Majestät wohl versi„chern, daß die Neffen dieses Pabstes des Glücks nicht „unwürdig sind, welches sie besizen, und daß ich sie „entschuldige, wenn sie diese blinde und unbeständige

„Göttinn

„Göttinn nicht aus ihren Händen entwischen lassen, „ohne ihr einiges Lösegeld für die Freyheit abzunöthi„gen, welche sie sich nehmen wird, sich dereinst an„derswohin zu wenden. Ich wünschte wie Sie, daß „Gott dem Pabste Stärcke genug verliehen hätte, „um ihrer entrathen zu können. Unterdessen da er „sie einmal um sich haben will, so glaube ich, daß wir „diese menschliche Schwachheit an ihm dulden müssen, „so wie wir sie an vielen andern geduldet haben, „und daß es uns nicht erlaubt sey, wider dieses Uebel „Mittel zu gebrauchen, welche schlimmer als das „Uebel selbst sind. Ich glaube auch, daß es zu Ihrem „Ruhme und Vortheile gehöre, den Feinden des „Catholischen Glaubens die Freude nicht zu machen, „daß sie Sie unter diesem Vorwande auf eine der „Kirche schädliche Art sollten rächen sehen.„ Alles dieses zeigte nur noch mehr Ergebenheit gegen den Pabst an, und war ein sehr unzulänglicher Versuch, seine Neffen zu vertheidigen: es that daher auch gar keine Würckung. Der Pabst wurde endlich genöthigt, mit dem Könige, der ihm bereits Avignon genommen, und Kriegsvölcker wider ihn in Italien hatte einrücken lassen, einen sehr schimpflichen Vergleich im Jahr 1664. einzugehen. Christina selbst wurde in eine nicht geringe Unruhe gesezt, als sich das Gerüchte zu Rom ausbreitete, Ludwig habe sich über ihre Partheylichkeit für den Pabst an dem Schwedischen Hofe beklagt, und als eine Genugthuung von demselben verlangt, daß er ihre Einkünfte in Beschlag nehmen möchte. Hierüber schrieb sie an ihren Statthalter in Schweden, sie hoffte nicht, daß der König oder die Regierung des Reichs dem Könige von Franckreich irgend eine Gewalt über sie zugestehen würden, da sie von niemanden als von Gott abhänge; sie trug ihm auf, die Schwedische

Regie-

Regierung von ihren übeln Gesinnungen gegen sie abzuwenden, und meldete ihm, daß sie, im Fall die Händel zwischen Franckreich und Rom in Feindseeligkeiten ausbrechen sollten, nach Schweden zurückkehren würde. Es zeigte sich jedoch bald, daß jenes Gerüchte und ihre Furcht gleich ungegründet gewesen waren.

Dem ohngeachtet bezeigte sie um diese Zeit eine immer stärckere Neigung, abermals nach Schweden zu reisen. Man glaubte mit vieler Wahrscheinlichkeit, daß der Pabst hauptsächlich diesen Vorsaz beförderte, um durch ihren Beystand die Römischcatholische Religion in Schweden einzuführen. Obgleich ihr erster Versuch zum Besten derselben fruchtlos gewesen war; so schien doch eine große Hoffnung übrig zu seyn, weil ihr ein so ansehnlicher Theil der Schweden ergeben blieb. Die günstigen Gesinnungen derselben mußten so bald als möglich genüzt werden: zumal da der junge schwächliche König unvermuthet sterben konnte, und es für Christinen überaus wichtig war, sich bey diesem Falle in Schweden zu befinden. Sie hatte noch andere Bewegungsgründe, sich in dieses Reich zu begeben. Es ist glaublich, daß ihr Geschmack am Ausländischen damals ziemlich gesättigt war, und daß sie zu Rom insonderheit seit dem schlechten Ausgange ihrer lezten Unterhandlung vieles von ihrem Ansehen verloren habe. Ueberhaupt konnte sie die Reue über ihre Verlassung des Throns nicht länger verbergen, wenn ihr gleich ihr Ehrgeiz anrieth, dieselbe weder zu gestehen, noch allzu empfindlich ausbrechen zu lassen. Verschiedene Fürsten, welche die Regierung niedergelegt hatten, sind noch weit früher mit ihrem Entschlusse und neuem Stande mißvergnügt geworden. Christina befürchtete

dieses

dieſes vermuthlich nicht, weil ſie an die Stelle ihrer vorigen Größe, in ſich ſelbſt Unterhalt genug zu einem Ehrenvollen und angenehmen Leben zu finden hoffte. Allein eben durch den Mittelſtand zwiſchen einer Privatperſon und regierenden Fürſtinn, in den ſie ſich begab, der ſogar nach ihrer Abſicht ſehr viel von Majeſtät und Macht beybehalten ſollte, bereitete ſie ſich ſelbſt eine unvermeidliche Reue vor. Für dieſen hohen Geiſt wurde ihr Zuſtand immer demüthigender, und jedes Zeichen von Geringſchäzung mußte ſie tiefer ſchmerzen, als ein Frauenzimmer, das niemals regiert hat, oder wenigſtens keinen Schatten einer ehemaligen Regierung nach ſich ziehen will. Chriſtina ſagte ſelbſt: „Eine Königinn ohne Land gleicht einer Gottheit ohne Tempel, der man bald aufhört Gebete und Opfer darzubringen.„ Gleichwohl ſuchte ſie ſich in dieſer gezwungenen Verfaſſung zu behaupten, und erkannte zu ſpät, daß ſie allem hätte entſagen ſollen.

Sie ſchickte alſo im Jahr 1665 den Hauptmann ihrer Leibwache Adami nach Schweden: zwar unter dem Vorwande, die genaueſte Nachricht von dem Zuſtande ihrer Angelegenheiten einzuziehen, und der Verzögerung abzuhelfen, die in der Auszahlung ihrer Einkünfte wieder entſtanden war; zugleich aber mit dem Auftrage, ihr von der Regierung die freye Ausübung ihrer Religion im Königreiche auszuwürcken. Dazu war jedoch der Reichsrath nicht geneigt, weil er ihr die erſtgedachten Abſichten zur Ausbreitung der päbſtlichen Herrſchaft völlig zutrauete. Man ſchien es endlich in Schweden zufrieden zu ſeyn, daß ſie ihren Gottesdienſt beobachtete; nur daß ſolches heimlich geſchähe; daß ihr Geiſtlicher kein Italiäner wäre, und öffentlich unbekannt bliebe. Die

Italiäner

Italiäner waren dort sehr verhaßt; man fürchtete sich vor geheimen Ränken derselben, und man glaubte auch nicht, daß Christina ernstlich gesonnen sey, in ihrem Vaterlande zu bleiben, weil sie sich ihrer bediente.

Indem dieses vorgieng, belustigte sie sich unter andern damit, daß sie die Gelehrten zu einer vergeblichen und lächerlichen Untersuchung reizte. Sie ließ eine Münze schlagen, auf deren Vorderseite ihr Kopf mit dem Helme der Minerva bedeckt, und mit Lorbeer bekränzt, nebst ihrem Nahmen erschien; auf der Rückseite aber sahe man einen Phoenix, der in die Sonne blickte, über einem angezündeten Scheiterhaufen, und darüber das Wort Makelos mit griechischen Buchstaben. Die Gelehrten quälten sich mit der Erklärung dieses vermeinten griechischen Wortes, bis ihnen die Königinn entdeckte, daß es Schwedisch sey, und sowohl unvergleichlich, als unverheyrathet bedeute. In beyderley Verstande schickte es sich für die Königinn und für den Phoenix. Mann könnte ihr vorwerfen, daß sie die Gelehrten gemißbraucht habe, die bloß zu wichtigen und ernsthaften Untersuchungen bestimmt sind. Aber eben diese Fürstinn, die zuweilen mit ihnen spielte, verstattete damals dem Ezechiel Spanheim, der sich eben zu Rom befand, den Gebrauch ihrer Bibliotheck und Münzsammlung, und munterte ihn auf, sein unsterbliches Werck vom Nutzen und von der Vortrefflichkeit der alten Münzen zu schreiben. Bey solchen und andern Verdiensten war es auf die rühmlichste Art erlaubt, auch zu scherzen, und über die Beschäftigung mancher Gelehrten mit leeren Spizfindigkeiten, oder über ihre Einbildung einer ausgebreiteten Sprachwissenschaft, zu spotten.

Seit einigen Jahren war sie in eine Streitigkeit mit der Reichsstadt Hamburg gerathen, welche ihren Residenten Texeira derjenigen Rechte nicht genießen lassen wollte, die den Abgeordneten anderer Fürsten gebühren. Sie ließ diese Beschwerde dem Könige von Schweden empfelen, auf dessen Befehl auch nachdrückliche Vorstellungen darüber an die Stadt geschahen. Aber eben diese wollte bald darauf nicht zugeben, daß Texeira ohne ihre Einwilligung Hamburg verließe. Christina bezeigte deswegen dem Senate dieser Stadt in einem Schreiben ihre Verwunderung und ihren Unwillen. Sie drang nicht nur auf ihre Rechte, sondern erinnerte ihn auch, daß er durch solche Einschränckungen der Handlung dieser Stadt schaden würde; und darauf sezte sie hinzu: „Ich bin nicht im Stande, Ihnen bey dieser Gele„genheit zu drohen, und ich bin auch nicht dazu auf„gelegt. Ich sehe es als einen Ruhm an, daß ich „mich seit langer Zeit alles desjenigen entledigt habe, „was Ihnen fürchterlich seyn könnte; aber wenn ich „auch mächtiger wäre als ich jemals gewesen bin, so „würde ich mehr geneigt seyn, Ihnen die Würckun„gen meines Unwillens, als bloße Worte empfinden zu „lassen. Auch in meinem jezigen Zustande dürfen Sie „meine Freundschaft nicht verachten: denn es könnte „sich bey den sonderbaren Staatsveränderungen eines „so buntscheckigten Jahrhunderts, als das unsrige ist, „wohl zutragen, daß Sie Ursache bekämen, es sich reuen „zu lassen, daß Sie mich beleidigt haben.„ Mit so vielem Anstande wußte sich Christina zuweilen nach ihrem zweydeutigen Stande zu bequemen: und hier erreichte sie ihre ganze Absicht.

Sie kam selbst im Jahr 1666. in dieser Reichsstadt an, um Schweden näher zu seyn: und dazu bekam

bekam sie noch einen neuen Bewegungsgrund. Die Schwedische Regierung wollte es nicht zugeben, daß sie ihre Ländereyen einzeln verpachten sollte, und that ihr vielmehr den Antrag, sie alle gegen ein gewisses Jahrgeld wieder an den König und die Krone zu überlassen. Christinen gefiel dieses nicht: sie berief sich auf einen ähnlichen Vorschlag, der ihr bald nach abgetretener Regierung geschehen war; bey welchem aber der König selbst ihr alles Bedenckliche eröfnete, das für sie zu besorgen wäre; unter andern, daß das Geld leicht ausgegeben werden könne; daß aber ihre Ländereyen alsdenn auf immer verloren seyn würden. Dagegen verlangte sie jezt, daß man ihr an Statt der angewiesenen Besizungen in Pommern, welche ihr seit dem Tode des Königs so vielen Verdruß verursacht hätten, andere in Schweden selbst einräumen möchte. Dieses, sagte sie, sey die vornehmste Absicht ihrer Reise; nicht, wie ihre Feinde ausstreueten, als wenn sie an den öffentlichen Angelegenheiten einen Antheil nehmen wollte: welches Vorgeben doch so vielen Eingang gefunden habe, daß man ihr entweder den Zugang in das Reich verwehren, oder die schimpflichsten Bedingungen auflegen wolle. Sie gestand, daß das Volck in Schweden seit einigen Jahren darüber gemurrt habe, daß das Geld, welches in ihren Ländereyen gehoben wird, in auswärtigen Ländern verzehrt werde; allein sie sezte hinzu, man würde, wenn sie die Hindernisse bekannt machen sollte, welche sie wider ihren Willen außerhalb des Reichs zurückhielten, wohl einsehen, daß ihre Abwesenheit nicht aus einer Neigung zu Ergözlichkeiten entstünde.

Doch alle ihre Versicherungen waren bey den Vormündern des Königs und bey dem Reichsrathe vergebens angewandt. Sie beschlossen im May des

Jahrs 1667. gemeinschaftlich mit der verwittweten Königinn, daß Christina nur unter folgenden Bedingungen in das Reich aufgenommen werden sollte. Weder ihr noch ihren Bedienten sollte die Ausübung einer fremden Religion verstattet werden; man sollte genaue Acht haben, daß sie nichts wider ihre ausgestellte Urkunden vornähme, und nicht leiden, daß sie sich am Hofe oder in den Provinzen in die Regierung des Reichs mische; für die Person des Königs sollte man eine ganz besondere Sorge tragen, und daher sollte er sogleich nach Christinens Ankunft, wenn die Glückwünsche von beyden Theilen abgelegt wären, mit seinem Gefolge nach Upsal abgehen, um daselbst zu studieren; wollte sie länger als etliche Wochen in Schweden bleiben, so sollte sie alle Ausländer, die mit ihr gekommen wären, aus dem Lande schicken; wenn die Reichsstände während ihrer Anwesenheit zusammen berufen würden, so sollte es der Königinn nicht erlaubt seyn, sich an dem Orte ihrer Versammlung einzufinden, noch weniger mündlich oder schriftlich sich mit den Ständen in eine Unterhandlung einzulassen; sollte sie aber diesem allem entgegen zu handeln versuchen, so sollte die Regierung ohne Zeitverlust auf ernstliche Gegenmittel bedacht seyn, darunter auch dieses gewesen wäre, sich ihrer Person zu versichern. Um zugleich die Schweden abzuschröcken, daß sie sich in keine Verbindung mit der Königinn einlassen möchten, wurde nicht nur ein Befehl wider die Religionsveränderung gegeben; sondern auch aufs schärfste verboten, daß die Schweden dem Gottesdienste bey den fremden Gesandten nicht beywohnen sollten.

Zu diesen für Christinen so empfindlichen Entschließungen glaubte die Schwedische Regierung durch alles, was sie von derselben wußte, berechtiget zu seyn. Es sey zwar hart, so erklärte sie

sich

sich in ihren Berathschlagungen, von der Königinn eine schlimme Meinung zu hegen, da sie sich ehemals gegen das Reich so gütig bezeigt hätte; allein man wisse wohl, daß sie seit einiger Zeit Italiänische Kunstgriffe angenommen, und sich außerdem durch die Römischcatholische Religion verbindlich gemacht habe, sie auszubreiten und ihren Grundregeln zu folgen, so wie es das Oberhaupt und die Anhänger derselben ihr anriethen. Man könne daher nicht zugeben, daß sie Geistliche von ihrer Religion nach Schweden brächte, oder dieselbe darinne ausübte. Sie könnte sich auch nicht auf das Beyspiel der Gesandten berufen: denn wollte sie als eine Schwedinn angesehen werden, so sey sie verpflichtet die Geseze des Reichs zu beobachten; wäre sie aber eine Fremde, so habe sie kein Recht sich in diesem Lande aufzuhalten, und daher habe sie auch nicht nöthig, sich die freye Religionsübung auszubedingen. Gesezt auch, daß sie sich dieser begeben wollte, so würde sie doch die schlimmen Grundsäzedes Römischen Hofs nicht ablegen, und diese würden bey ihr desto schädlicher seyn, da sie so viele Einsicht und Lebhaftigkeit besize, den Zustand des Reichs sehr genau kenne, auch mit so großem Ansehen ausgerüstet sey. Sollte die Königinn gleich einige Neigung blicken lassen, zur Protestantischen Kirche zurück zu kehren; so könne man doch ihrer Aufrichtigkeit nicht trauen, weil die Römischcatholischen Erlaubniß bekämen, ihre Religion zu verbergen; Christina selbst hätte dieses einige Jahre vorher gethan, ehe sie die Regierung niedergeleget, indem sie, ob sie gleich bereits zur Römischen Kirche getreten war, doch immer noch dem Evangelischen Gottesdienste beygewohnet habe. Man müßte noch mißtrauischer gegen sie werden, wenn man sich erinnerte, in was vor einer Absicht sie im Jahr 1660. in das Reich gekommen sey; indem sie in einem Schrei-

ben an den Cardinal Mazarin, ihre Ansprüche auf die Vormundschaft des Königs, und, wenn er stürbe, auf die Krone selbst, genugsam zu erkennen gegeben habe; wovon auch ihre Protestation ein Beweis sey, die man sie damals genöthigt habe zurück zu nehmen. Aus einem Briefe von Rom, der von eben diesem Cardinal mitgetheilt worden, habe man zugleich gesehen, daß alles dieses aus den Rathschlägen des Pabstes und seiner Staatsbedienten entsprungen sey, welche nach Carl Gustavs Tode es für ihre Religion vor sehr vortheilhaft gehalten hätten, wenn Christina, mit der nöthigen Anweisung versehen, in ihr Vaterland reisete. Es sey sogar bekannt, daß Jesuiten und andere Leute dieser Art sich in Schweden eingeschlichen hätten, und daß man die Königinn überredet habe, viele Einwohner des Reichs wären im Herzen Römischcatholisch; anderer Künste nicht zu gedencken, deren sich diese Leute bedienten, um ihre Absichten auszuführen. Auch dieses verdiene in Betrachtung gezogen zu werden, daß die Königinn auf die schwächliche Gesundheit des Königs sehr aufmercksam geworden, und sogar durch Hülfe der Sterndeuterkunst zu erfahren gesucht haben soll, wie lange er leben werde; daß sie Geduld genug gehabt hat, sich so lange in Hamburg einzuschließen; so daß es scheine, sie habe nur auf eine Gelegenheit gewartet, die sie nützen könnte. Dahin gehöre auch dieses, daß sie einem ihrer Geheimschreiber befohlen habe, im ganzen Reiche, mit Vergrößerung ihrer Liebe gegen die Einwohner desselben, die abschlägliche Antwort bekannt zu machen, die man ihr wegen ihrer Religionsübung und anderer Forderungen ertheilen würde; damit jedermann sehen möchte, daß bloß die Regierung an ihrer Abwesenheit Schuld sey, welche sich dabey des Vorwandes der Religion bediente: so

wie

wie sie überhaupt schon manche Schlüsse der Stände den eigennüzigen Absichten der Regierung zugeschrieben habe. Endlich habe sie auch durch die Einziehung der Hamburgischen Schiffe und Güter in ihren Ländereyen einen sehr bedencklichen Schritt vorgenommen, und sich dadurch eine Unabhängigkeit angemaaßt, die mit der höchsten Gewalt und Freyheit des Reichs nicht bestehen könne. Diesem allem zu Folge beschlossen die Regierung und der Reichsrath von Schweden, daß man der Königinn den Eingang in das Gebiete des Reichs, ausgenommen, Pommern, Bremen und Verden, verwehren müsse; man sollte sich bemühen ihre Einwilligung zu erlangen, daß sie ihre Ländereyen gegen ein gewisses Jahrgeld zurück gäbe; doch mit Vorbehalte ihres Rechtes auf diese, wenn das Geld nicht bezahlt würde; und man sollte es ihrer Wahl überlassen, in einem von den gedachten Ländern ihren freyen Aufenthalt mit der Privatübung ihrer Religion, zu nehmen. Doch sollte man bey der Vollziehung dieser Artikel, alle mögliche Nachsicht und äußerliche Ehrerbietung gegen die Königinn gebrauchen.

Ob sie alle diese argwöhnische Beschuldigungen verdienet habe, ist etwas zweifelhaft; aber sehr wahrscheinlich waren sie doch fast alle, und die Vorsicht zur Erhaltung der Religion und der Staatsverfassung konnte unter solchen Besorgnissen nicht streng genug seyn. Es ist jedoch erlaubt zu glauben, daß der Widerwille, den man gegen die Königinn gefaßt hatte, auch das billige Mißtrauen über seine Grenzen hinausgeführt, wenigstens zu harte Maaßregeln eingegeben habe. Daher sagten auch ihre Freunde in Schweden, dieser anscheinende Eifer, den man für die Religion äußerte, verdecke nur die Rachbegierde

gewisser Personen, die unter Christinens Regierung, oder auch nachher, Ursache zum Mißvergnügen von ihr bekommen hatten. Sie blieb mittlerweile bis in den May des Jahrs 1667. zu Hamburg, wo sie sich mit Gelehrten unterhielt, eine Lotterie von Geschencken ziehen ließ, die sich auf viertausend Thaler beliefen, und andere Belustigungen anstellte. Als sie in einer Münzsammlung daselbst die Schaumünze fand, welche auf ihre Abtretung des Reichs war geschlagen worden, und worauf man eine Krone mit der Beyschrift sah: Et sine te, Auch ohne dich: so warf sie dieselbe mit einer Art von Unwillen auf den Tisch: die Anwesenden schlossen daraus, daß es sie gereue, zu dieser Münze Gelegenheit gegeben zu haben. Zu Rom hatte sie auch einige Münzen schlagen lassen, welche ihre Gleichgültigkeit gegen die königliche Würde ausdrücken sollten, unter andern eine, auf welcher die Weltkugel mit den Worten abgebildet war: Ne mi bisogna, nè mi basta; Ich habe sie nicht nöthig, und sie ist auch nicht genug für mich. Allein es zeigte sich auch damals, wie sonst öfters in der Geschichte, daß großmüthige Gesinnungen, die auf Münzen und andern Denckmalen zur Schau ausgelegt wurden, auch nur meistentheils auf denselben ihren Sitz hatten.

Kaum war Christina in Schweden angelangt, als ihr die Regierung durch den Grafen de la Gardie, der sie mit einem großen Gefolge empfieng, melden ließ, man würde den Geistlichen, den sie mitgebracht hatte, und welcher täglich bey ihr die Messe las, nicht dulden; man bäte sie daher, ihn zurück zu schicken; sonst würde man nach den Reichsgesezen wider ihn verfahren. Sie wollte hierauf sogleich zurückkeh-

rückkehren; ließ sich aber von dem Grafen bereden, noch einmal die Entschließung der Regierung abzuwarten, indem sie nach Norköping reisete. Diese kam, und enthielt nicht nur eine Bestätigung der erstern; sondern erklärte sogar der Königinn, man würde sie auch zu verhindern wissen, daß sie die Messe nicht bey den Römischcatholischen Gesandten zu Stockholm hören sollte; doch suchte man sie durch vielerley Höflichkeiten und Versprechungen zu bewegen, daß sie das Verlangen der Regierung erfüllen möchte. Allein sie gab gleich Befehl zu ihrer Abreise, wollte keine Ehrenbezeigung im Nahmen des Königs mehr annehmen, und versicherte sogar, daß alle Kronen in der Welt sie niemals dahin bringen sollten, sich ihrer Religionsübung zu berauben. Sie kam also bald wieder in Hamburg an, wo sie so lange zu bleiben gedachte, bis die Reichsstände sich versammleten, von welchen sie gelindere Schlüsse als von der Regierung hoffte.

Bey dieser kurzen Reise durch Schweden, sprach Christina mit den Herren, welche ihr im Nahmen des Hofs entgegen gekommen waren, von vielen Dingen auf eine freye, sonderbare, sich selbst unähnliche Art. Sie sagte, der französische Gesandte zu Stockholm habe sie gewarnet nicht dahin zu kommen, weil man sie in Verhaft nehmen oder gar vergiften würde; allein der wahre Bewegungsgrund dieser Warnung sey die Furcht des Gesandten gewesen, sie möchte, wenn der König stürbe, ihr Recht auf die Krone behaupten, und dieses würde dem Könige von Franckreich unangenehm seyn, weil er sich seit den lezten Händeln zu Rom, an denen sie Antheil genommen habe, wenig Günstiges von ihr verspreche. — Und gleichwohl bezeigte sie damals in häuffigen Briefen

die hizigste Freundschaft für den französischen Hof, der sich auch ihrer Angelegenheiten in Schweden annahm, und gegen welchen sie nicht nur behauptete, daß die Vortheile beyder Kronen genau mit einander verejnigt wären und bleiben müßten; sondern auch verächtlich von der Schwedischen Regierung schrieb. Man sieht würcklich aus diesen Briefen, daß sie ein geheimes Verständniß mit Franckreich unterhalten habe: und daraus muß man schließen, daß jene Reden nur ein Kunstgriff waren, um dasselbe zu verstecken. — Sie sagte weiter zu den erstgenannten Herren, sie wüßte nicht, warum sie nicht in Schweden bleiben dürfte; sie wäre nicht aus dem Reiche verbannt, und diejenigen, welche ihr neulich den Genuß ihrer Einkünfte bestätigten, hätten es wohl gewußt, daß sie Catholisch wäre; gleichwohl habe man ihr darüber nichts gesagt, bis sie erst mitten im Reiche diesen Verdruß hätte ausstehen müssen. Allein sie sezte hinzu, sie könne und wolle auch nicht in demselben bleiben: denn was sollte ich darinne vorstellen? Etwan eine Nachtreterinn der Königinn Hedwig? Oder sollte ich mich der Tyranney eines eigensinnigen Königs unterwerfen? Und da einer von den Abgeordneten sagte, man könne hoffen, daß es ein gerechter und billiger König sey und seyn werde, so antwortete sie: Für andere wohl, aber nicht für mich. Sie fuhr fort, es wäre wegen der Eifersucht sogar schädlich, wenn sie in Schweden bliebe; denn da sie eine große Parthey hätte, so könnte sie bey aller Unschuld doch verdächtig werden, und so viele Gewalt sie auch über sich hätte, so dürfte sie doch wohl einmal in Versuchung gerathen: wie sie denn auch auf Carl Gustaven einen Verdacht geworfen haben würde, wenn sie ihm nicht bereits die Krone bestimmt hätte. Von dem Verlangen, daß sie ihren Geistlichen zurück schi-

cken sollte, urtheilte sie, daß sie durch die Erfüllung desselben dem Könige einen sehr schlechten Dienst leisten würde. Denn eben alsdenn, sagte sie, dürfte die Regierung sich genöthigt sehen, mir die freye Religionsübung wider ihren Willen zu verstatten. Aus welchem Grunde sollte wohl der König ihr oder ihrem Gefolge befehlen, oder ihr als seinem Unterthanen begegnen können? denn nach dem natürlichen Rechte sey sie gar keinen Befehlen unterworfen. Ich mercke wohl, fügte sie hinzu, daß man mich nur zu erbittern sucht, damit ich irgend eine Thorheit begehe; aber ich dancke Gott, daß ich mich zu keinem Ungestüm verleiten lasse, und mir selbst nicht schade: ich möchte das Ansehen und die Zuneigung, die ich im Reiche besize, nicht für zehn andere Königreiche verlieren; ich will Schweden zeigen, daß ich es nicht aus Eigennuzen liebe; ich hoffe auch, daß ich in einigen Jahren mich selbst werde unterhalten und alles, was ich empfangen habe, zurückgeben, einen Theil davon aber einigen meiner Freunde, so lange ich lebe, werde ertheilen können.

Sie erklärte hierauf ihre Absichten deutlicher, oder suchte wenigstens diejenigen, mit welchen sie sprach, auszuforschen. „Sollte ich wohl, fragte sie, zuge„ben, daß ein anderer über Schweden regiere, als „der, welchem ich die Krone gegeben habe? Nein, „niemals, antwortete sie selbst darauf; ich wollte lie„ber tausend Leben verlieren, wenn ich sie hätte, ob „ich gleich wünsche, daß der König lange leben möge; „allein wenn er wie alle andere Menschen sterben „sollte, so hätte ich wohl auch etwas dabey zu sagen; „wenn es gleich nicht für mich selbst wäre, doch für „den, welcher an seine Stelle kommen sollte: denn „schwerlich würden Sie es wohl ertragen, daß einer

„Ihres

„Ihres gleichen, den Sie vorher Ihren Bruder ge„nannt hätten, über Sie herrschte.„ Man gab ihr zur Antwort, es sey sträflich nur daran zu dencken; wenn sich aber der Fall zutragen sollte, so würden die Schweden keinen König lieber sehen, als der durch eine freye Wahl, ohne alle Ränke, auf den Thron käme. „Alsdenn, fuhr Christina fort, würde ich „die Geistlichkeit und die Bauern sowohl als den Adel „auf meiner Seite haben, und ich weiß gewiß, daß „sich mir um der Religion willen niemand widersezen „würde.„ Einer von den gegenwärtigen Herren versezte darauf, man verehre sie noch ungemein in Schweden; aber die Zuneigung gegen sie sey gänzlich erloschen, weil sie sich zur Römischen Kirche gewandt, und also das mit der einen Hand umgestoßen habe, was sie mit der andern gebauet hätte; indem sie dasjenige verachtet habe, wofür ihr Vater sein Leben aufgeopfert hätte, worinne ihm noch viele rechtschaffene Männer eher nachfolgen als gestatten wollten, daß eine fremde Religion in das Reich eingeführt würde. „Wollte Gott! rief die Königinn aus, Sie „könnten mir die Versicherung geben, daß man nur „diese Einwendung zu machen habe; so würde ich „sehr zufrieden seyn, und alles würde gut gehen.„ Man konnte dieses kaum anders verstehen, als daß sie zu ihrer alten Religion zurück kehren würde, wenn man sie nur wegen derselben vom Throne ausschließen sollte. Doch sie wollte diesem Verstande vorbeugen: denn sie versicherte gleich darauf, wenn sie auch den Thron sich wünschen sollte, woran sie jedoch nicht gedächte, so würde es nicht geschehen, um jemanden zur Römischcatholischen Religion zu nöthigen; sie könne vielmehr mit dem Marschall von Türenne sagen: Ich bin ein Calviniſt, aber mein Degen ist Catholisch. Sie fragte einen der Schwedischen

Herren,

Herren, ob er gehört habe, daß sie jemanden zur Religionsveränderung habe zwingen wollen, und da dieser antwortete, er wisse vielmehr, daß sie einem Schweden in ihren Diensten solches abgerathen habe, weil es ihm und ihr sehr schädlich seyn würde, ja daß sie demselben gedroht habe, ihn aufhängen zu lassen, wenn er es thäte; so sezte sie dazu: „Ich will Ihnen noch „mehr sagen; man hatte einmal Abrede genommen, „daß der König von Franckreich eine Anzahl Jesuiten „nach Schweden schicken sollte, die sich bemühen möch„ten, die Catholische Religion daselbst einzuführen. „Ein Cardinal sollte dazu behülflich seyn, welcher „sogleich gesagt hatte, daß dieses am besten durch die „Königinn Christina auszurichten seyn würde. Allein „da sie mir diesen Entwurf vortrugen, widerrieth ich „ihnen denselben gänzlich, und sagte: Sie werden „nichts anders erlangen, als daß Sie viele Personen „an den Galgen bringen; es ist nicht so leicht, als „Sie es sich einbilden, sich in Schweden einzuschlei„chen.„

Nachdem sie sich hierauf um die Gesundheit des Königs erkundigt hatte, prophezeyete sie ihm auf dieses oder das folgende Jahr eine große Gefahr, weil er ein schlimmes Zeichen im Gesichte trüge. Sie redete auch viel von den Anstalten, welche zu dem innern Wohlstande des Reichs getroffen werden müßten: durch bloße Verordnungen, sagte sie, wird dieses nicht ausgeführt. Nächstdem gab sie die Warnung, man sollte sich durch den Großconnetable Wrangel nicht zum Kriege verleiten lassen; denn er trachte nach der Reichsfolge, und suche sich wenigstens der Herzogthümer Bremen und Pommern zu bemächtigen: sie nannte auch andere Schwedische große Herren, die wohl ihr Augenmerck auf den Thron richten möchten.

Man

Man antwortete ihr wiederum dergestalt, daß sie sehen konnte, sie streue vergebens den Saamen zu Mißtrauen aus. Sie sagte ferner von dem Ansinnen der Regierung an sie: „Ich hätte dasjenige, was „mir begegnet ist, noch wohl ertragen können, wenn „es von irgend einem Verdienstvollen Könige gekom„men wäre. — Könnte ich die Vortheile des Reichs „von den Vortheilen meiner Feinde trennen, so würde „ich es wohl versuchen mich zu rächen.„ Sie ließ dem Könige von Schweden melden, daß sie ihr Stolz zwar hindern werde, sich zu beklagen; sie werde es aber doch überall sagen, daß man ihr die Freyheit, welche der geringste Resident hat, einen Geistlichen zu halten, nicht habe zugestehen wollen, und darüber wolle sie alle Welt urtheilen lassen. „Es ist jedoch, sezte sie „hinzu, der König von Franckreich, der mir durch „seinen Gesandten diesen Streich hat spielen lassen; „allein er darf nicht glauben, daß ich so viele Achtung „gegen ihn bezeigen werde, als gegen den König von „Schweden. Er ist ein König, dem man gar wohl „mit Spielsachen die Zeit vertreiben kann. Ich wer„de ihn lehren andere nicht zu verachten, wenn er „gleich mächtig ist.„ — Diese Worte machen mit den Briefen verglichen, welche sie im vorigen Jahre an eben diesen König und an seinen Staatsbedienten **Lionne** abgelassen hatte, einen seltsamen Gegensatz aus: entweder, weil sie seitdem würcklich Ursache zum Mißvergnügen gegen Franckreich bekommen hatte; oder weil sie ihre genaue Verbindung mit diesem Hofe den Schweden nur desto mehr verbergen wollte. Der Französische Gesandte zu Stockholm erfuhr diese und andere ihrer Beschwerden gegen seinen Hof; allein sie versicherte ihn, daß es bloß Erdichtungen ihrer Feinde wären. Ein Beweis, wo ich nicht irre, daß sie bey aller freymüthigen Aufrichtigkeit, sich doch

bisweilen in den Kunstgriffen der Verstellung nicht ganz unerfahren gezeigt habe.

Man hörte Christinen auf dieser Reise durch Schweden noch andere Urtheile und Nachrichten vorbringen. Sie that den Vorschlag, man möchte, um die Eifersucht unter den Ständen aufzuheben, alle alte Grafen zu Herzogen, die ältesten Baronen zu Grafen, und die vom alten Adel zu Baronen ernennen; von den übrigen Adelichen aber einen Theil unterdrücken, von Gütern nichts anders als auf Lebenslang verschencken, und das Recht der Erstgeburt bey dem Adel einführen. Von ihrer Religionsveränderung erzählte sie, ein Schwedischer Hofprediger, (der ein sehr beredter Mann war, und während ihrer Regierung gegen ihre ausgelassen freye Aufführung sehr heftig predigte,) habe sie um die Ursache derselben gefragt, worauf sie ihm geantwortet hätte, seine Predigten wären daran Schuld. Dazu sezte sie noch dieses — ein schlechtes Zeugniß von der Redlichkeit ihrer ehemaligen Versicherungen — sie sey niemals von Herzen lutherisch gewesen; es habe aber auch niemand den Muth gehabt, ihr darüber Vorstellungen zu thun, als der Herzog Adolph, und diesem hätte sie geantwortet, es würde ihm übel ergehen, wenn er es noch einmal thäte. Sie begegnete übrigens auf dieser Reise den Kriegsbedienten, welche um sie waren, überaus freundlich und gefällig, um sie auf ihre Seite zu ziehen; mit den Geistlichen klagte sie über die gegenwärtige Armuth des Landes, und gefiel sich darinne zu hören, daß die Bauern ihre Regierung zurückwünschten, weil sie seit derselben noch einmal so viel zahlen mußten, und, wie sie sagten, Glückseeligkeit und Seegen das Land verlassen hätten. Die Kriege des vorigen Königs hatten haupt-

sächlich

sächlich den Grund zu diesen Klagen gelegt. Aber daß sie vor Christinens Ohren erschollen, und daß sie überhaupt einen so lebhaften Antheil an der Verfassung von Schweden nahm, mit so vielem Ansehen von ihren Rechten, und von der Regierung so verächtlich sprach; dieses mußte das alte Mißtrauen gegen sie ungemein verstärcken.

Noch hiziger bis zu Drohungen betrug sie sich bey Gelegenheiten, wo sie niemanden schonen zu dürfen glaubte. Sie hörte, Rivani, ein Tonkünstler in ihrem Solde, sey in die Dienste des Herzogs von Savoyen getreten: diesen forderte sie zwar mit Höflichkeit zurück; meldete aber zugleich ihrem Sekretär, der diesen Auftrag bekam: „Man soll wissen, daß „ich niemals darein willigen werde, daß er meine „Dienste gegen andere verlasse; daß er weiter nur für „mich in der Welt ist, und daß er, wenn er nicht für „mich singt, nicht lange für irgend jemand andern sin„gen soll. Dem sey wie ihm wolle, hat er meine „Dienste verlassen; so will ich, daß er in dieselben zurück „kehre; ist er aber noch in denselben, so suchen Sie „meine Gesinnungen dergestalt zu erklären, daß den „Leuten die Lust vergehe, ihn an sich zu ziehen. Ich „will ihn beybehalten, es koste was es wolle: und „wenn man mich sogar überreden wollte, daß er seine „Stimme verloren habe, so würde dieses nichts helfen; „denn so wie er ist, muß er in meinen Diensten leben „und sterben, oder es soll ihm übel ergehen.„

Zu eben dieser Zeit, da sie sich noch zu Hamburg im Jahr 1668 befand, verlangte sie vom Isaac Voßius, daß er die Geschichte ihrer Regierung beschreiben möchte. Sie beklagte sich gegen ihn, daß die Geschichtschreiber der Schwedischen Nation und

ihren

ihren Königen, durch die gröbsten Fehler, so viel Unrecht zugefügt hätten, „und vornemlich auch mir, „sezte sie hinzu, die ich ohne Zweifel die geringste un„ter denen bin, welche diese Ehre gehabt haben; ob „mir gleich Gott während meiner Regierung unend„liche Gnadenbezeigungen erwiesen hat, und ob ich „gleich ohne Eitelkeit sagen kann, daß Schweden nie„mals Ruhmvoller, siegreicher, glücklicher, niemals „blühender gewesen sey, als unter meiner Anführung. „Allein ich habe bemerckt, daß die Unwissenheit oder „der Neid ihren Gefallen daran gefunden haben, die „größesten und schönsten Handlungen meiner Regie„rung zu verbergen oder zu verdunckeln. Ich ersuche „Sie daher, der Wahrheit, welche alle Schriftstel„ler zu verehren schuldig sind, die entzogene Gerechtig„keit wieder zu erstatten. Auch für Schweden wird es „rühmlich seyn, die Wahrheit unter einer Regierung, „welche die Ehre des Reichs aufs höchste gebracht hat, „an den Tag zu legen. — Ich verlange von Ihnen we„der niederträchtige Gefälligkeiten, noch Schmeiche„leyen. Ich begehre von Ihnen nur die reine Wahr„heit: und diese wird desto weniger verdächtig seyn, „da die ganze Welt es weiß, daß mich das gegen„wärtige Unglück von Schweden, außer Stand ge„sezt hat, Rauch zu erkauffen; und Sie wissen es „selbst wohl, daß ich die Schmeicheley und die Lügen „eben so heftig hasse, als ich die Wahrheit, die Tu„gend, und den wahren Ruhm liebe.„ Sie ließ ihm zugleich einen kurzen Aufsaz zu dieser Arbeit aus„fertigen; doch daß er die Freyheit behielte, wegzu„lassen oder hinzuzusezen, was ihm gefiele. — Diese Geschichte, welche Christina geschrieben wissen wollte, ist niemals zu Stande gekommen: und vermuthlich hat die Welt nicht sehr viel daran verloren. So freymüthig auch die Königinn selbst war; so scheinet

doch ihr Stolz diese Eigenschaft nicht immer in gleichem Grade auch an andern vertragen zu haben: und man weiß außerdem wohl, was besoldete oder wenigstens von einem Fürsten aufgemunterte Geschichtschreiber seines Lebens, vor ein Werck hervorbringen können. Allem Ansehen nach würde auch Isaac Vossius die Geschichte der Königinn nicht so glücklich beschrieben haben, als sein Vater oder andere Gelehrte, die mehr von der Rechtschaffenheit hatten, ohne welche ein Geschichtschreiber alle Früchte seiner Wissenschaft und Arbeit verlieret.

Indem die Königinn diese Befriedigung für ihre Ruhmbegierde suchte, ob sie gleich nur für die Wahrheit besorgt zu seyn schien, erfuhr sie in der Mitte des Jahrs 1667. die Wahl eines neuen Pabstes, Clemens des Neunten, dessen Regierung die Römer, nicht mit Unrecht, das güldene Zeitalter von Rom genannt haben. Sie hatte mit ihm, da er noch Cardinal war, in einem so freundschaftlichen Vernehmen gestanden, daß sie sich entschloß, über seine Erhebung auf den Thron öffentliche Freudensbezeigungen anzustellen. Man widerrieth ihr dieselben in einer Stadt wie Hamburg, wo sie ganz am unrechten Orte angebracht waren, und sogar Unruhen hervorbringen konnten. Aber es war ihrer Gemüthsart gemäß, Hinderniße und Anstoß zu besiegen, auch auf einem übereilten Vorsaze zu bestehen, wenn Aufsehen dadurch erregt werden sollte. Nächstdem folgte sie hierinne dem Rathe ihres ersten Kammerherrn, des Marquis del Monte, der sie stets zum Aufwande reizte, weil er dabey seinen Vortheil fand. Sie ließ also unter andern Feyerlichkeiten ein Feuerwerck abbrennen, und ihren Pallast erleuchten, wo man den Nahmen des Pabstes, sein Wapen, die

Sinn-

Sinnbilder seiner Tugenden, und außer andern Vorstellungen auch die Kirche abgemahlt sah, welche die Ketzerey mit Füßen trat: zugleich ließ sie an verschiedenen Orten Wein für den Pöbel springen. Dieser, den jener Anblick schon erbitterte, der Wein noch mehr erhizte, und viele Englische, Holländische und Dänische Schiffsleute verstärckten, fieng endlich an die Fenster des Pallastes mit Steinen einzuschmeißen, und denselben zu stürmen. Die Bedienten der Königinn gaben Feuer auf das Volck, verwundeten eine große Anzahl, und tödteten einige davon. Sie selbst rettete sich durch eine Hinterthüre zu dem Schwedischen Residenten zu Hamburg, und durch die Anstalten der Obrigkeit wurde der Aufstand bald gedämpft. Christina ließ unter die Verwundeten zweytausend Reichsthaler austheilen. Sie ließ auch einen Bericht von diesem Vorfalle aufsezen, in welchem auf eine sehr unwahrscheinliche Art den Predigern zu Hamburg Schuld gegeben wurde, daß sie den Pöbel zu diesen Gewaltthätigkeiten angefeuert hätten, ja zum Theil selbst dabey gegenwärtig gewesen wären; und es wurde sowohl ihre Erhaltung, als das Unglück der Aufrührer als ein Wunderwerck vorgestellet. Ueberhaupt ließ sie diese Begebenheit, welche ihrer Ueberlegung nicht zur Ehre gereichte, ganz zu ihrem Ruhme erzählen.

Sie hatte schon seit einiger Zeit ihren Briefwechsel mit dem Bourdelot erneuert: dieser mußte ihr alle Neuigkeiten aus Franckreich schreiben, neue Bücher schicken, und selbst dasjenige melden, was man von ihr urtheilte. In einem ihrer Briefe an ihn vom Jahr 1667. lobte sie den Pabst als den größten Fürsten, der damals lebte: und unter den gekrönten Fürsten, nicht zugleich unter den übrigen, war er es

nebst Christinen an Einsichten und Klugheit in der That. In einem andern Briefe ist sie wohl damit zufrieden, daß ihr Bourdelot nicht alle Schriften übersandt habe, die auf Ludwigs des Vierzehnten damaligen Feldzug in Flandern herausgekommen waren. „Ich liebe, schreibt sie, die schönen Thaten „eben so sehr als ein anderer; aber die Lobschriften lie„be ich nicht, und den Satyren bin ich so geneigt, „daß ich selbst diejenigen gerne lese, die wider mich „gemacht worden sind, deren Anzahl auch Gott Lob! „ganz beträchtlich groß ist; nur um mich auf meine „eigene Kosten zu belustigen, nachdem ich mich so „lange auf fremde Kosten belustigt habe. Ich sage: „auf meine Kosten; denn alles, was ich bisher gesehen „habe, ist so thöricht und ungereimt, daß ich es un„möglich hätte lesen können, wenn sie nicht von mir „übel geredet hätten.„ Er hatte ihr von der Einsprizung des Bluts der Thiere Nachricht gegeben, durch welches man damals das faule und matte Geblüte der Menschen zu ersezen vorschlug. Darauf antwortete sie ihm: „Die Erfindung ist schön; aber ich möchte „mich ihrer nicht bedienen, aus Furcht ein Schaaf zu „werden: denn im Fall der Verwandlung wollte ich „lieber eine Löwinn werden, um zu verhindern, daß „man mich nicht auffresse. — Doch um Ihnen im „Fall der Noth zu zeigen, daß ich mich besser auf die „Einspritzung des Bluts verstehe, als die andern „Thiere, bin ich entschlossen mich des Bluts irgend „eines Deutschen zu bedienen: denn dieser ist dasje„nige Thier, das unter allen Thieren, die ich kenne, „dem Menschen am wenigsten ähnlich sieht. Ich „zweifle jedoch, ob man Blut oder Wein aus ihm „herausbringen möchte, und ich fürchte, man möchte „dadurch noch thierischer werden. Sie sehen, man „findet überall Gelegenheit sich zu belustigen; — —„

allein

allein die Leser dürften hinzusezen, eine Belustigung mit solchem Witze war nur des Briefes an einen Bourdelot würdig: nur gegen einen Franzosen von dieser Art geziemte es der Königinn, über ein Volck zu spotten, das niemals Ursache gehabt hat, sich unter ein anderes sezen zu lassen, aber desto mehr sich über viele andere erhoben hat. Doch dieser Brief wurde nicht einmal abgeschickt, weil sie die Freundschaft mit Franckreich, dessen Eroberungen darinne eben nicht gepriesen waren, zu erhalten suchte.

Die Versammlung der Schwedischen Reichsstände, auf welche Christina wartete, gieng im Jahr 1668 vor sich. Sie hatte sich über die Regierung des Reichs sehr zu beklagen. Insonderheit scheinet der Großkanzler Graf de la Gardie sich wegen der Begegnung haben rächen zu wollen, die sie ihn gegen das Ende ihrer Regierung empfinden ließ. Man hatte in ihren Ländereyen Commißionen angeordnet, welche die Art, wie dieselben regiert würden, untersuchen sollten. Diejenigen, welche ihre Einkünfte übel verwaltet hatten, wurden von der Regierung unterstüzt. Man ließ sie sogar durch einen derselben beschuldigen, sie hätte ihm ihren Vorsaz anvertrauet, dem Könige von Schweden die Krone zu entreißen. Allein die Stände waren ihr desto günstiger, und darunter auch die Geistlichkeit: vielleicht weil sie die Hoffnung nicht verloren hatte, Christina könnte wohl einst zu ihrer ersten Religion zurücktreten. Der Gesandte, den sie nach Schweden schickte, hatte gleichwohl eine lange und schwere Unterhandlung zu führen, bey welcher sie ihre Scharfsichtigkeit und Kenntniß der Menschen von neuem zeigte; aber auch einen neuen Entwurf von Größe machte. Sie verlangte Statt ihrer Ländereyen in Schweden und

Pommern den unumschränckten Besitz von dem Herzogthum Bremen, dessen Satthalter, der stets ein Schwedischer Reichsrath seyn sollte, sie eben so wohl als alle andere obrigkeitliche und Kriegsbedienten daselbst sezen und bezahlen wollte; doch daß sie neben ihr auch dem Könige von Schweden den Eid der Treue leisteten. Sie begehrte wegen dieses Herzogthums Sitz und Stimme auf dem Deutschen Reichstage, und auf den Creißtagen; ingleichen das Recht, mit ihrem Nahmen und Wapen nach den Reichsgesezen daselbst Münze zu schlagen; der Kayser und die Generalstaaten sollten ihr für den Besitz Gewähr leisten; und zu ihrer Sicherheit wider alle Zufälle wollte sie sich das Recht der Geißelschaft auf ihre bisherige Schwedische Ländereyen vorbehalten. Sie drang nächstdem auch auf die Vergünstigung einer freyen Religionsübung in Schweden, und brachte ihre ganze Parthey in Bewegung, um beydes zu gewinnen. Der Reichsrath, dessen Macht während der Versammlung der Stände aufhörte, bemühte sich, sie von ihrem Vertrauen auf dieselben abzuziehen; allein sie kannte die Stände und die Verfassung des Reichs zu gut, als daß sie sich in Gefahr gesezt hätte, nach geendigtem Reichstage wieder allein von den Reichsräthen abzuhangen. Zwar wurde der vorgeschlagene Tausch mit dem Herzogthum Bremen von den Reichsständen durch solche Zusäze verändert, daß sie denselben nicht annehmen konnte; aber sonst bewilligten sie ihr zu ihrer Zufriedenheit, daß alle Bedingungen, die in ihren Entsagungs-Urkunden stünden, aufs genaueste beobachtet werden sollten; sie und ihre Bedienten sollten an dem Orte, wo sie ihren Sitz aufschlagen würde, ihre Religion frey ausüben können; sie möchte in einem Lande leben, in welchem sie wollte, so sollte sie ihrer Einkünfte ruhig genießen; der König

sollte

sollte ihr höchstens in einem Jahre 50000 Thaler, die ihr die Krone schuldig war, bezahlen, und nebst den Ständen alle diese Artikel durch einen feyerlichen Schluß des Reichstages bestätigen.

Diese Erklärung sezte sie endlich in den Stand, gegen das Ende des Jahrs 1668 nach Rom zurück zu reisen. Aber einige Monathe vorher, da noch ihre Unterhandlung in Schweden fortgieng, hatte sie bereits eine andere sehr Geheimnißvolle in Pohlen angefangen. Johann Casimir, der dieses Reich regierte, faßte damals den Entschluß, die Krone niederzulegen, mit welcher so viel Verdruß und Unruhen verbunden gewesen waren. Unter den Fürsten, welche, sobald dieses bekannt wurde, nach dem Pohlnischen Throne strebten, befand sich auch Christina, bey der die Neigung zu herrschen immer stärcker zu werden schien. Sie wählte einen ihrer Kaplane, den Prior Hacki vom Cistercienser-Orden, einen gebohrnen Pohlen, um ihre Absicht in diesem Königreiche zu befördern; er bekam aber zugleich Befehl, sich gänzlich nach den Vorschriften des päbstlichen Nuncius daselbst zu richten. Diesem sollte er vorstellen, daß sie durch die Achtung, welche sie stets gegen den König von Pohlen, als den Aeltesten von ihrem Hause, gehabt hätte, bisher verhindert worden sey, sich um die Nachfolge im Reiche zu bewerben; dieses bey seinem Leben zu thun, würde sie immer vor ein Verbrechen gehalten haben, weil sie ihn als ihren zweyten Vater ehrte; aber nachdem sie seinen Vorsaz erfahren, verbinde sie ihre Geburt sich der Republik unter so vielen, die nach der Krone trachteten, darzustellen, indem sie dieselben alle an Geburt und vielleicht auch an Verdiensten übertreffe. Sie wollte sich deswegen an den Nuncius wenden, weil sie ihre Hoff-

nungen und ihr Glück in keine andere Hände als in seiner Heiligkeit ihre, übergeben könnte, und da sie hoffte, daß ihr der Pabst hierbey günstig seyn werde, so schätze sie diese Ehre höher als den Besitz der Krone selbst. Sie bat also den Nuncius, die Republik daran zu erinnern, daß die Königinn die einzige noch übrige Person von dem Königlichen Schwedisch-Pohlnischen Hause sey; daß sie die Krone von Schweden niemals würde niedergelegt haben, wenn Schweden ein Catholisches Königreich gewesen wäre, oder wenn es damals das Ansehen gehabt hätte, daß man es Catholisch werde machen können; daß man ihr ein Unrecht erweisen würde, wenn man ihr einen Ausländer vorzöge, der weniger als sie würdig wäre, den Thron ihrer Vorfahren zu besteigen; daß es auch für die Republik vortheilhaft sey, die Königinn zu wählen, weil ihr Alter und ihre Abneigung sie stets von einer Vermählung entfernen würden; so daß, weil sie keine Anverwandte noch Kinder hätte, die Republik von ihr nichts für ihre Freyheit zu besorgen hätte, und nach dem Tode der Königinn alle Freyheit haben würde, ein anderes Haus zu wählen. Zugleich verlangte sie, daß diese Unterhandlung vor dem Kayserlichen, Schwedischen und Französischen Gesandten geheim gehalten werde, weil diesen allen daran gelegen sey, dieselbe zu verhindern; ja wenn auch einer oder der andere von ihnen ihr hierinne beystehen wollten, so würden sie ihr durch ihren Beystand nur schaden: und überhaupt besitze sie so viel Stolz und Trotz, daß sie ihr Glück niemanden anders, als Gott, seinem Statthalter, und der Republik zu dancken haben wolle. Sollte der Nuncius, sezt sie hinzu, andere Befehle von Rom bekommen; weil der Pabst versprochen hätte, einen

andern

andern Mitbewerber um die Krone zu unterstüzen, so würde sie ihren Entwurf gerne aufgeben.

Dieser Entwurf war an sich mit der Christinen eigenen Geschicklichkeit angelegt; vielleicht aber für kein Reich weniger als für Pohlen. Sie schrieb bald darauf an ihren Abgeordneten, sie wollte diesen Sieg nicht durch Geld erlangen. „Es ist wahr, sagt „sie, daß ich keines habe; wenn ich es aber auch hätte, „so soll man wissen, daß ich es bey dieser Gelegenheit „nicht aufwenden würde: denn kann ich nicht Königinn von Pohlen werden, so will ich mich auch nicht „unter diesem Vorwande hintergehen lassen. Ich „könnte der Republik mehr versprechen als sonst irgend „jemand; aber meine Ehre und mein Nutzen hindern „mich daran: außerdem macht mich meine Gemüthsart geneigter, wenig zu versprechen, und viel zu thun. „Ich darf mich rühmen, daß ich so sehr als jemand „auf der Welt erkenntlich bin, und ich gebe mein „Wort, daß niemand, der mir Dienste leisten wird, „sich seine Sorge und Mühe werde gereuen lassen. „Was die Republik anlangt, so werde ich ihr Ursache verschaffen, Gott tausendmal dafür zu dancken, „daß sie mich gewählet hat.„ — Darauf geht sie die übrigen Fürsten durch, die nach dem Besitze dieser Krone strebten, und zeigt bey einem jeden, was ihn dazu untüchtig oder den Pohlen verdächtig mache; oder daß er wenigstens mit ihr nicht verglichen werden könne. So erinnert sie bey dem Herzoge von Neuburg, daß er alt, stolz, sehr eigennüzig, und mit Kindern überladen sey; daher er sich auf Kosten der Republik zu bereichern suchen würde; Franckreich empfele ihn nur, um ihn ins Unglück zu stürzen, und Schweden sey nicht im Stande ihm Hülfe zu leisten, noch sich während einer Minderjährigkeit, welche die

jetzige Regierung schwach und unglücklich mache, sei-
netwegen in einen verderblichen Krieg einzulassen.
Den Prinzen von Conde hält sie vor den fürchterlich-
sten unter ihren Mitbewerbern, wegen seiner Geburt,
seiner Verdienste und seines Geldes. „Alles dieses
„kann nur durch die starcke Abneigung der Pohlen ge-
„gen die Franzosen bestritten werden: man muß ihn
„verdächtig zu machen suchen, und als einen heftigen
„Prinzen vorstellen, dessen aufgebrachter Zorn sich
„für so vielen Verdruß, den ihm Franckreich seit vie-
„len Jahren erregt, an Pohlen rächen möchte. Die-
„ser Prinz, der den Kopf voll von dem weiten Um-
„fange der königlichen Gewalt in Franckreich hat,
„schickt sich nicht dazu ein freyes Volck zu regieren:
„ohne Zweifel wird seine einzige Absicht darauf ge-
„hen, die Freyheit desselben zu unterdrücken, sein
„Ansehen fest zu sezen, und dasselbe nach dem Mu-
„ster und despotischem Begriffe, das er in Franckreich
„vor sich hatte, zu bilden; so daß er das Reich in sei-
„nem Hause wird erblich machen wollen. Da er sei-
„nen Sohn über alle Maaße liebt, so wird er ihn
„und seine Nachkommen, die Republik mag wollen
„oder nicht, zu seinen Nachfolgern einzusezen suchen:
„und dieses könnte ihm durch den mächtigen Beystand
„von Franckreich gelingen, das alle seine Kräfte da-
„bey anwenden wird, weil es ihm vortheilhaft ist,
„nicht allein sich auf immer dieses Prinzen zu entle-
„digen; sondern auch in Pohlen einen solchen König
„zu unterstüzen, der wegen seiner weitaussehenden
„Entwürfe stets seiner Hülfe bedürfte. Man muß
„sie an Heinrich den Dritten, und an den Streich
„erinnern, den er ihnen spielte, da der Französische
„Thron erledigt wurde. — Dieser Prinz ist zwar
„ein großer Feldherr und ein trefflicher Soldat, aber
„sehr ungestüm und höchst geizig: es ist sogar zwei-
„felhaft

„felhaft, ob er ein eben so großer König seyn werde, „als er ein großer Feldherr ist, und man muß diese „Eigenschaften, welche sehr verschieden sind, nicht mit„einander vermengen. Ganz Europa hat Ursache, „sich seiner Wahl zu widersezen; vorzüglich der heilige „Stuhl, der Kayser und Schweden; auch alle andere „Staaten, ausgenommen Franckreich, das dabey allein „seinen Vortheil findet. Es ist bekannt genug, wie „sehr Franckreichs Uebermuth, wenn es mächtig ist, „die Ehrerbietung gegen den heiligen Stuhl vergessen „kann, und ich glaube, daß dem Pabste mehr als „irgend einem andern daran gelegen sey, sich der Er„höhung des Prinzen zu widersezen.„ — Man sieht, mit welcher Kunst Christina alles zu beurtheilen und zu nüzen gewußt habe; aber es ergieng ihr auch dabey zuweilen wie denen, welche gegen einen Mitbewerber auch schlimme Muthmaaßungen an Statt würcklicher Beschuldigungen anwenden, nur um ihn aus dem Wege zu schaffen

Außer den bereits gedachten Empfelungen, welche sie für sich gebraucht wissen wollte, gab sie ihrem Abgeordneten noch diese an die Hand, daß sie schon eine glückliche und rühmliche Regierung geführt habe; daß der Pabst, welcher sie kenne, ihr die Ehre erweise, sie ohngeachtet ihres Geschlechts der Republik zu empfelen, und daß sie den Pohlen auf keine Art zur Last fallen werde, weil sie das ungerechnet, was sie ihr geben würden, genug hätte, um nach ihrem Stande zu leben. Ihr Antrag schien zum Theil wohl aufgenommen zu werden; man machte ihr nur zwo Einwendungen, davon die eine ihr Geschlecht, die andere ihr eheloses Leben betraf. Auf die erstere antwortete sie aus der Pohlnischen Geschichte, daß auch Prinzeßinnen auf diesen Thron gesezt worden wären; doch

mußte

mußte sie selbst gestehen, daß sich diese allemal vermählt hätten. Sie fügte noch hinzu, sie sey auf dem Throne gebohren worden, und habe als König ein Reich und eine der tapfersten Nationen der Welt, weit unumschränckter als einer ihrer Vorgänger beherrscht. Dieses sey in ihrer ersten Jugend geschehen; jezt da ihr Geist und Leib in vollkommener Stärcke wären, sey sie den Pflichten der Regierung desto mehr gewachsen. Selbst ein Kriegsheer werde sie mit Freuden anführen, und die bloße Hoffnung dieses Vergnügen zu erlangen, mache, daß sie sich die Pohlnische Krone wünsche: ja wenn man ihr diese mit der Bedingung geben wollte, nicht zu Felde zu gehen, würde sie dieselbe nicht annehmen. Aber der Vorschlag sich zu vermählen, sagte sie, seze sie in die äußerste Verlegenheit. Sie sey eine Todtfeindinn dieses schröcklichen Jochs, den sie sich für die Herrschaft der ganzen Welt nicht unterwerfen werde. Da sie Gott frey habe gebohren werden lassen, so könne sie sich nicht entschließen, sich einen Herrn zu geben. Wenn sie auch ihre Abneigung gegen die Ehe überwinden könnte, so sey dieselbe für ihr Alter lächerlich, und sie würde sich vergebens unglücklich machen, weil man keine Kinder von ihr erwarten könnte. Doch Pohlen sey ein Wahlreich: daher dürften die Pohlen wohl zu bewegen seyn, daß sie weniger auf das Künftige sähen als auf das Gegenwärtige. „Sie brauchen, schreibt sie, „einen König, der sie einige Jahre gut regieren könne. „Ich kann noch ohngefähr zwanzig Jahre leben: da„durch gewinnen sie Zeit, um nach meinem Tode ein „anderes Geschlecht zu wählen, aus welchem sie ihre „Könige immerfort hernehmen könnten. Es ist „sogar ihr Vortheil, wenn ich stets bleibe wie ich bin: „denn wenn ich keine Kinder habe, so werde ich bloß „auf den Ruhm bedacht seyn, mich ihrer Wahl durch

„große

„große und heldenmüthige Thaten würdig zu machen.
„Sollten alle diese Vorstellungen das Hinderniß von
„Seiten der Ehe nicht heben, so kann sich der Nun-
„cius der List bedienen, daß er ihnen Hoffnung mache,
„wenn erst die Wahl auf mich werde gefallen seyn,
„würden mich das Zureden Seiner Heiligkeit und
„ihre Bitten zur Ehe bewegen. In dieser Absicht
„muß er ihnen beyzubringen suchen, daß ich jünger
„sey, als ich würcklich bin, damit ihnen jenes Ver-
„sprechen desto glaublicher vorkomme; ob ich gleich
„zweifele, daß sie es vor wahr halten werden, weil
„die Zeit meiner Geburt zu bekannt ist. Allein ich
„dencke, daß mir dieses überhaupt nicht hinderlich
„seyn, und daß man sich nicht darum bekümmern
„werde, ob ich mich vermähle, oder nicht.„ Sie
macht sich selbst noch den dritten Einwurf, ihre Unwis-
senheit in der Pohlnischen Sprache. Darauf antwor-
tet sie, ihre Mitbewerber verstünden sie so wenig als
sie, und sie werde das thun, was diese nicht thun
könnten, nemlich sie in kurzer Zeit zu erlernen suchen.

Diese Unterhandlung der Königinn wurde beson-
ders durch ein sehr nachdrückliches Breve unter-
stüzt, welches der Pabst im September des Jahrs
1668. an die versammleten Pohlnischen Reichsstände
erließ, und worinne er nichts vergaß, was sie em-
pfelen konnte. Sein Nuncius hielt es vor dienlich,
weder in des Pabstes noch in Christinens Nahmen
eher einen Antrag zu thun, bis die beyden stärcksten
Partheyen, von Neuburg und von Conde, alle
Hoffnung würden verloren haben: bis dahin wollte
er es nur durch andere ausstreuen lassen, daß sie
nach dem Throne strebte, um zu sehen, wie dieses
Gerüchte aufgenommen werde, und um sie nicht
einer förmlichen Verweigerung auszusezen. Allein

der Königinn mißfiel dieser Vorschlag, weil sie nach demselben befürchtete, sich zu späte zu zeigen. Sie verlangte vielmehr, daß die Empfelung des Pabstes so bald als möglich bekannt gemacht würde; damit sie aus der Würckung derselben urtheilen könnte, wie sie sich weiter zu verhalten hätte. In der Folge warf sie sogar einiges Mißtrauen auf den Nuncius, als ob er, vielleicht geheimen Befehlen von Rom zu Folge, ihr Bestes bey dieser Angelegenheit nicht aufs ernstlichste besorgte. Sehr bald aber merckte sie, daß ihr Geschlecht dabey ihr am nachtheiligsten sey; gleichwohl erklärte sie sich, lieber zu sterben, als sich zur Ehe zwingen zu lassen. Der Mangel an Freygebigkeit schien ihr ebenfals hinderlich zu seyn; davon schrieb sie an den Nuncius: „Wenn ich auch „im Stande wäre, Geld auszutheilen, so wäre dieses doch die einzige Sache, die ich ohne Beleidigung meiner Ehre nicht thun kann. Ich kenne die „Pohlen; ich weiß, daß sie von allen Partheyen Geld „nehmen, darüber lachen, und alsdenn thun, was „zu ihrem Nuzen ausfällt. Gelingt die Sache nicht, „so werde ich nur die auf einige Briefe verwandte „Mühe verloren haben; an Statt daß alle übrige „ganze Jahre darauf angewandt haben.„ Zulezt sammlete man in Pohlen alle Einwendungen, die wider sie gemacht werden konnten, und darunter auch die unerheblichsten. Man sagte, die Geseze von Pohlen erlaubten einem Frauenzimmer nicht, die Krone allein zu besizen; man warf ihr den Todt des Monaldeschi; sogar die Stockschläge, welche sie einem ihrer Bedienten hatte ertheilen lassen; die Kerzerey, mit welcher ihre Familie angesteckt wäre, und die unglückliche Regierung derselben in Pohlen vor; man berief sich auch auf den verhaßten Antheil der vorigen Königinn an der Regierung. Christina be-

ant-

antwortete zwar dieses alles sehr wohl; allein sie merckte zugleich, daß immer weniger Hoffnung für sie übrig bliebe. Würcklich wurde auch in der Mitte des Jahrs 1669 ein Pohlnischer Herr, Michael Coributvon Wiesnowicky, zum Könige von Pohlen gewählt. Diese Nachricht nahm Christina ziemlich gleichgültig auf: sie verlangte nur von ihrem Prior, daß er ihr den Geburtsort des neuen Königes, und die Polhöhe desselben melden möchte; vermuthlich um daraus durch Hülfe der Sterndeuterkunst seine künftigen Schicksale vorher zu sagen.

Man hat diesen Entwurf der Königinn so richtig beurtheilt, daß beynahe nichts hinzu zu sezen übrig bleibt. Ueberhaupt ist es zu verwundern, daß sie geglaubt hat, er könne ausgeführt werden. Außer allen Hindernissen, die ihr bekannt wurden oder die sie sich selbst machte, war die Erinnerung der Pohlen an die herrschsüchtige Gemahlinn ihres lezten Königes so unangenehm, daß sie dadurch allein von Christinen abgeschröckt werden konnten, die schon öfters ihr Ansehen heftig genug behauptet hatte. Allein sie versuchte gerne schwere Unternehmungen, um der Ehre willen große Schwierigkeiten überwunden zu haben, und die meisten Menschen halten auch dasjenige bald vor möglich, was sie eifrig wünschen. Dazu kam die Begierde, sich wegen des Mißvergnügens, das sie in Schweden erfahren hatte, auf die rühmlichste Art Schadloß zu halten. Der Pabst konnte ihr dabey seine Fürsprache desto weniger versagen, da sie für die Römischcatholische Religion in Schweden, und wegen der Ehrenbezeigungen, die sie ihm selbst erwies, zu Hamburg viel gelitten hatte; vielleicht aber versprach er sich selbst wenig von diesen Bemühungen, und that nicht einmal alles, wodurch er

sie

sie hätte erleichtern können. Wenn unterdessen Christina durch dieses Bestreben ihre unbeständige Gesinnungen und die Reue über den verlaßnen Thron ihrer Vorfahren nur zu deutlich an den Tag gelegt hat, den sie mit einem andern vertauschen wollte, auf welchem sie allem Ansehen nach lange nicht so ruhig und vergnügt, als auf dem Schwedischen, würde geherrscht haben; so konnte sie sich in der Folge vor glücklich schätzen, auf den Pohlnischen Thron nicht erhoben worden zu seyn. Denn die kurze Regierung des neuen Königs war eine der unglücklichsten und unruhigsten: es ist auch nicht glaublich, daß Christina die tief durchgedrungenen Uebel dieses Staats würde haben heilen können.

Da sie noch mit dieser Unterhandlung beschäftigt war, zog sich im Jahr 1668 eine neue Streitigkeit mit der Regierung von Schweden zu, die nach dem Ende des Reichstags wieder allein die höchste Gewalt ausübte. Sie war von derselben beleidigt worden, und suchte sich dadurch zu rächen, daß sie die Bedienungen in ihren Ländereyen den Anverwandten und Freunden der Reichsräthe nahm, die ihr Verdruß verursacht hatten, und diejenigen damit belohnte, welche zu den günstigen Schlüssen der Reichsstände behülflich gewesen waren. Die Regierung hatte jedoch weit mehr Mittel in den Händen, sie zu kränken: sie weigerte sich, die Forderung der Königinn an die Krone zu bezahlen, weil in dem öffentlichen Schatze kein Geld wäre; sie wollte auch nicht gestatten, daß die von ihr ernannten Personen ihre Einkünfte verwalten sollten. Ihr oberster Statthalter, ein Reichsrath, der Großschazmeister des Reichs geworden war, wollte nicht einmal seine Stelle niederlegen, die Christina einem andern ertheilt hatte.

Alles

Alles dieses verachtete sie anfänglich, und sezte sogar Drohungen dazu; sie war aber bald genöthigt, glimpfliche Vorstellungen dagegen thun zu lassen. Nichts war ihr anstößiger, als daß die Regierung ihre Einkünfte durch die königliche Kammer wollte bezahlen lassen; an Statt, daß sie auch hierinne einen Schein der königlichen Würde beybehalten wollte, alles durch ihre eigene Unterbedienten und Einnehmer zu besorgen. Man bewilligte ihr dieses endlich im Jahr 1671, nachdem sie dem Großkanzler in einer andern Sache nachgegeben hatte. Unter diesen Händeln machte sie, um sich mehr Ansehen zu geben, die Nachricht bekannt, daß der König von Schweden, eben da sie im Begriff war, von Hamburg nach Rom zurück zu reisen, eine Person an sie geschickt habe, die sie in seinem Nahmen abhalten sollte, während seiner Minderjährigkeit nicht wieder nach Schweden zu kommen, besonders durch die Vorstellung, sie habe sich so viele Liebe und Hochachtung in Schweden erworben, daß sie ihm fürchterlich geworden sey, weil sie noch immer das Herz seiner Unterthanen besize. Hierauf habe sie geantwortet, es sey gar nicht ihre Absicht gewesen nach Schweden zu reisen, gleichwohl habe sie auch nicht verdient, daraus verbannt zu werden; unterdessen danckte sie dem Könige, daß er ihr ein so zuverläßiges und rühmliches Zeugniß von der Zuneigung der Schweden gegen sie habe ertheilen wollen.

Christina war auch für die Ehre ihrer Freunde besorgt, und darunter gehörten damals der Pabst und eine Anzahl der Großen seines Hofs vorzüglich. Sie beklagte sich daher im Jahr 1669 darüber, daß in Holland so viele grobe Unwahrheiten von dem Päbstlichen Hofe gedruckt würden, und ließ den

Groß-Pensionarius von Witt, dem sie schon dafür Verbindlichkeit schuldig war, daß er sich ihrer Angelegenheiten in Schweden angenommen hatte, ersuchen, dieser Lästersucht zu steuern. Sie sezte hinzu, daß man ihrer zwar ebenfals in diesen Büchern nicht geschont habe; allein man habe dabey alle Wahrscheinlichkeit verlezt, und sie nehme sich auch nur ihrer Freunde an. Zugleich machte sie von dem Pabste und seinem Hofe die prächtigsten Lobsprüche. In der That gefiel sie sich auch zu Rom niemals mehr, als unter der Regierung Clemens des neunten; allein dieser starb bereits im Jahr 1670. Die kleinen Händel, welche sie um diese Zeit mit einigen großen Familien zu Rom hatte, denen sie es vergebens wehren wollte, ihre Loge bey den öffentlichen Schauspielen ihr gerade über zu halten, wurden bald beygelegt.

Ihr Umgang mit Gelehrten, und die Aufmunterung, welche sie ihren Arbeiten erwies, während daß sie sich selbst mit der Gelehrsamkeit eifrig beschäftigte, wurden immer stärcker. Die Arcadische Schäfergesellschaft, die noch jezt zu Rom die schönen Wissenschaften, und sonderlich die italiänische Dichtkunst in Aufnahme zu bringen sucht, entstand aus vierzehn Personen, die sich in Christinens Palaste zu versammeln pflegten, und nahm sie, ob sie gleich erst nach dem Tode derselben gestiftet wurde, zu ihrer Beschützerinn an. Kein gelehrter Mann oder wiziger Kopf zu Rom und in Italien überhaupt entgieng der Aufmercksamkeit der Königinn. Sie unterhielt den Erzbischof Angelo della Noce völlig, und schickte ihm einst ein außerordentliches Geschenck mit dem Verbote, niemanden etwas davon zu sagen. Franz Camelli war Aufseher über

ihre

ihre Münzsammlung, von welcher er auch ein Verzeichniß herausgab. Johann Franz Albani, der nachmals unter dem Nahmen Clemens der eilfte Pabst wurde, genoß ihres besondern Schutzes. Der berühmte Heinrich Noris beförderte insonderheit die gelehrten und nüzlichen Unterredungen, die sie anstellen ließ. Den Dichter Alexander Gundi behielt sie an ihrem Hofe, und überhäufte ihn mit Wohlthaten. Einen andern Dichter Vincenz Filicaja, gegen den sie ebenfals, aber ohne daß es bey ihrem Leben bekannt werden durfte, sehr freygebig war, sezte sie mit einer zu hizigen Bewunderung über alle Odendichter alter und neuer Zeiten. Caßini und Giordani, zween große Kenner der Mathematik, standen in ihren Diensten: der erstere nahm besonders astronomische Beobachtungen in ihrem Palaste, oft in ihrer Gegenwart, vor, und sie war dieser Art von Kenntniß so sehr ergeben, daß sie im Jahr 1680 bey Erscheinung des großen Cometen, die Gelehrten in Italien nach dem damals herrschenden Vorurtheil durch eine versprochene Belohnung von tausend Pistolen aufforderte, die Vorbedeutung dieses Cometen genau anzugeben. Auf ihr Verlangen wurde der Jesuit Vieyra, der berühmteste Portugiesische Prediger, nach Rom geschickt; er weigerte sich aber, die Stelle ihres Beichtvaters anzunehmen. Sonst bezeigten sich die Gelehrten auf diejenige Art danckbar gegen sie, wie sie es ohngefähr seyn können. Außer den erstgedachten und andern Dichtern, die ihr Lob besangen, schrieb Michael Capellari ein vortreffliches lateinisches Gedicht zu ihrer Ehre. Der Jesuit Pallavicini, der ebenfals ein Mitglied ihrer Academie oder gelehrten Gesellschaft war, schrieb ein Buch zum Ruhme ihres Uebertritts zur Römi-

schen Kirche; das aber nicht gedruckt werden durfte, weil man vier und funfzig Ketzereyen darinne wollte angetroffen haben. Der Cardinal Tonicst und der Benediktiner Mabillon schrieben ihr Bücher zu, die sie herausgaben; doch war sie mit ihnen unzufrieden, daß sie ihr den Nahmen, Durchlauchtigste Königinn von Schweden, beygelegt hatten. Denn, sagte sie, mein bloßer Nahme wäre allein hinlänglich gewesen. Man könnte noch viel mehr Gelehrte in und außer Italien nennen, welche die Gewogenheit der Königinn empfunden haben; aber noch so viele berühmte Nahmen würden doch nicht mehr beweisen, als die bisher angeführten. Es ist auch gewiß, daß sich die Gelehrten aller Gegenden an sie gewandt, sich ihr empfolen haben: entweder um ihre Wohlthätigkeit rege zu machen, oder um sich wenigstens durch Zeichen ihres Beyfalls ein Ansehen zu geben.

Da sie unterdessen erfahren hatte, daß im Jahr 1672 ein Schwedischer Reichstag gehalten werden, und Carl der eilfte auf demselben die Regierung völlig antreten sollte; schickte sie den Marquis del Monte, ihren ersten Kammerherrn, als außerordentlichen Gesandten dahin, um ihre Rechte bey dieser Gelegenheit in mehrere Sicherheit zu sezen. In seinen Verhaltungsbefehlen stand dieses oben an, daß er die Bestätigung und Erfüllung des Reichstagsschlusses vom Jahr 1668 in Ansehung der ihr und ihrem Gefolge zugestandenen freyen Religions-Uebung in Schweden, begehren sollte; wobey sie sich die damals vorgeschlagenen Bedingungen gefallen ließ, daß sie zwar so viele Geistliche, als sie zum Gottesdienste nöthig hätte, mitbringen, und daß demselben auch andere fremde Römischcatholische

bey-

beywohnen könnten; daß sie aber weder einen Jesuiten, noch einen andern Mönch mitbringen, ihre Geistlichen dem Könige genau anzeigen, und keinen Evangelischen zu ihrem Gottesdienste zulassen sollte. Außer der Wiederholung anderer alter Forderungen, trug sie ihrem Gesandten auf, den Vorschlag zu thun, daß sie ihre sämmtliche Kammergüter für eine Million und fünfmal hundert tausend Thaler verkaufen wollte; oder man möchte ihr für diese Summe, bis sie bezahlt wäre, das Herzogthum Bremen überlassen. Er sollte vorstellen, daß die Krone davon großen Vortheil ziehen würde, weil Bremen ein verwüstetes Land sey; dahingegen ihre Ländereyen dem Könige, dem sie jezt beschwerlich fielen, mehr als ihr eintragen würden. Sie erbot sich auch Anweisungen auf Holland oder einen andern Staat, der Hülfsgelder an Schweden bezahlte, anzunehmen, und verlangte die Ersezung alles ihr bisher, zum Theil auch von ihren ehemaligen Unterbedienten zugefügten Schadens.

Nächst diesen Aufträgen gab Christina ihrem Gesandten auch geheime; besonders in Absicht auf sein Verhalten gegen die Stände, welche sie größtentheils für ihre Freunde hielt, und gegen den Reichsrath, der ihr zwar nicht geneigt war, dem sie aber doch mit der äußersten Ehrerbietung und Geduld bey allem seinem Kaltsinn oder Trotze begegnet wissen wollte, um nur einen günstigen Ausgang zu gewinnen. Sie erinnerte den Marquis, dieses seine eifrigste Bemühung seyn zu lassen, daß er ihr die Zuneigung ihrer Freunde in Schweden erhalte, und sie belehrte ihn, wie er nicht nur dieses ausrichten, sondern auch ihren Feinden bessere Gesinnungen beybringen sollte. Was das Religions-

geschäffte anlangt, so sollte er bey denen, die sich dagegen sezen, die Furcht erregen, daß sich die Königinn wohl endlich einmal entschließen dürfte, eine Reise nach Schweden ohne Geistliche vorzunehmen. „Dieses würde sie, sezt Christina hinzu, in die „größte Verlegenheit, und fast in Verzweiflung stür„zen: denn jezt verwehren sie mir den Eingang in „Schweden bloß unter dem Vorwande der Reli„gion; dieser aber würde alsdenn wegfallen, und „ich habe mich in der Welt und zu Rom in ein sol„ches Ansehen gesezt, daß man diese Handlung vor „keine Niederträchtigkeit, sondern vor eine nöthige „Klugheit auslegen würde.„ Der Gesandte sollte überdieses in ihrem Nahmen alles versprechen, was ihr Anhänger erwerben könnte: Jahrgelder, Güter und dergleichen mehr; wenn es Zeit dazu seyn werde, würde sie davon halten, so viel sie könnte.

Zu allen diesen Vorschriften kamen noch andere, welche zeigen, daß der Aufmercksamkeit der Königinn nichts entgangen sey, was zu ihren Vortheilen diente. Sie wünschte unter andern die freye Schiffahrt für die Insel Oeland zu erhalten, um durch die Vermehrung des Zolls ihre Einkünfte daselbst zu verbessern. Sie verlangte, daß man ihr die noch vom deutschen Kriege übrigen Hülfsgelder von Franckreich, die sich auf sieben bis achtmal hundert tausend Thaler beliefen, verschaffen möchte. Der Gesandte sollte auch dafür sorgen, daß sie ihre Einkünfte genießen könnte, wenn sie sich gleich in ein Kloster begäbe: „wozu ich, schreibt sie, starcke „Neigung habe; welches ich auch schon gethan ha„ben würde, wenn ich nicht besorgt hätte, mein „Jahrgeld alsdenn zu verlieren.„ Da der Gesandte bereits zu Hamburg angelangt war, schickte sie ihm

ihm noch einen Befehl nach, darauf zu dringen, daß ihr die Schwedische Regierung, wie sie schon einmal begehrt hatte, zu der ansehnlichen Summe Geldes verhelfen möchte, welche der Bayerische Hof noch vom dreyßigjährigen Kriege her an Schweden schuldig war: denn dergleichen Anforderungen hatte sie sich, da sie der Regierung entsagte, vorbehalten.

Allein mit diesen Unterhandlungen des Marquis del Monte war eine sehr sonderbare verbunden, die er in Christinens und des Pabstes Nahmen zugleich am Schwedischen Hofe führen sollte. Pohlen war damals in einen unglücklichen Krieg mit den Türcken verwickelt, der Pabst, der alle Europäische Fürsten aufmunterte, diesem Königreiche Hülfe zu leisten, schrieb auch in gleicher Absicht ein Breve an den König von Schweden. Christina begleitete dasselbe mit einem Schreiben, in welchem sie den König durch die schmeichelhaftesten Vorstellungen zu bewegen suchte, für die Ehre, welche ihm, wie sie sagte, der Pabst erwies, demselben mit aller Achtung und Höflichkeit zu begegnen. In einem besondern Aufsaze, der zugleich mitgetheilt werden sollte, zeigte sie, daß Schweden von den Türckischen Eroberungen in Pohlen, wegen Liefland und Pommern viel zu befürchten habe; und daß es, wenn erst die Türcken sich dieses Reich unterworfen hätten, vergebens seyn würde, sich ihnen von Seiten Schwedens zu widersezen. Sie ließ auch zu diesem Beystande Hülfsgelder von dem Pabste, und Kriegsvölcker von andern Fürsten hoffen. Ihrem Gesandten befohl sie, das päbstliche Breve nicht anders zu übergeben, als wenn er vorher von einer guten Aufnahme desselben versichert wäre. Zwar glaubte sie nicht, daß man

Bedenken tragen werde es anzunehmen, da der Pabst den König darinne nur überhaupt als einen christlichen Fürsten in diesem Falle betrachtete; allein sie wollte auch dem Pabste keine Beschimpfung zuziehen: „diesem großen Monarchen, wie sie an ihren „Gesandten schrieb, dessen Staaten so schön und an„sehnlich wären, daß eine Spanne von seinem „Lande mehr werth sey, als das ganze Schwe„dische Gebiete.„ Fast scheinet es, Christina habe sich, indem sie diese ungeheure Vergrößerung entwarf, dafür trösten wollen, daß sie das Königreich Schweden und ihre Siege über die Parthey des Pabstes, mit einem päbstlichen Jahrgelde vertauscht habe.

Ihre Bemühungen waren zwar nicht ganz vergebens; aber das Breve ward doch uneröffnet zurückgeschickt. Der König von Schweden antwortete ihr, daß er bereits in Pohlen, Rußland und am kayserlichen Hofe wegen einer solchen Hülfe für Pohlen Anträge gethan, aber noch keine Früchte davon gesehen habe; daß er vorher für die innere Ruhe seines Reichs sorgen müßte, ehe er einen ausländischen Krieg unternehmen könnte; und daß er wegen der versprochenen Hülfsgelder vorläufig die stärckste Sicherheit verlange. Er erinnerte, daß dabey ein Bündniß mit Pohlen nothwendig sey, und daß diese ganze Angelegenheit nirgends besser als am kayserlichen Hofe abgehandelt werden könne, dem an diesem Zustande Pohlens vorzüglich viel gelegen wäre; dahingegen der König nicht wohl selbst mit dem Pabste in Unterhandlung treten könnte. Mehr Würckung brachten alle diese Schreiben nicht hervor. Man hält es unterdessen vor wahrscheinlich, daß der Pabst und seine Freundinn, vielleicht auch der Kayser, durch

diese Vorschläge nur gesucht haben, Schweden von der Verbindung mit Franckreich, das eben in diesem Jahre 1672. die Vereinigten Niederlande gänzlich zu unterdrücken suchte, und in dem Verdachte stand, daß es mit den Türcken gemeinschaftlich handelte, abzuziehen. Wenigstens war doch diese Zeit, da ein christlicher Fürst einen so weitaussehenden Krieg erregte, nicht die bequemste, um Vertheidigungs-Bündnisse wider die Türcken zu schließen.

Glücklicher war Christina in ihren eignen Geschäften: sie erhielt im Jahr 1673. von den Schwedischen Reichsständen die Bestätigung des ehemals mit ihr geschlossenen Vergleichs, und ihrer freyen Religionsübung, ingleichen ein Urtheil wider einen Schweden, der sonst in ihren Diensten gewesen war, und über welchen sie große Beschwerden führte. Vermuthlich suchten sie die Stände durch diese Gefälligkeiten dahin zu bringen, daß sie gänzlich nach Schweden zurückkehren, und ihre starken Einkünfte daselbst verzehren möchte. Allein dazu bezeigte sie desto weniger Neigung, je mehr sie in diesem Reiche alle Königliche Hoheit hätte ablegen müssen, deren sie sich nur gegen den einzigen Pabst begeben wollte. Sie hatte damals auch schon neue Ansprüche zu behaupten gefunden. Der lezte König von Pohlen, Johann Casimir, war am Ende des Jahrs 1672. in Franckreich gestorben, Christina begehrte, als seine nächste Anverwandtinn, den Besitz seiner Verlassenschaft, auch seiner Güter in Pohlen und Neapel. Er hatte zwar in seinem lezten Willen darüber andere Anordnungen gemacht; allein sie verwarf dieselben als ungültig. Der Pabst ließ ihre Forderung ebenfals unterstützen: vielleicht, weil er hoffte, sie werde, wenn sie die

Güter im Neapolitanischen bekäme, dieselben dereinst dem Römischen Stuhle schencken. So sehr sie auch in dieser Sache bis zum Jahr 1678. arbeitete, so war doch alles vergebens: sie fühlte es abermals, daß sie keine regierende Königinn mehr sey.

Auch durch die Beleidigungen empfand sie es, welche ihr noch immer in Schriften zugefügt wurden. Sie beklagte sich im Jahr 1674. gegen den Bourdelot, daß in Franckreich unter dem Nahmen des Chanüt ein Buch gedruckt worden sey, worinne man sie mit Lästerungen angegriffen habe, und ersuchte ihn, wie bereits der Schwedische Gesandte gethan hätte, darauf zu dringen, daß der Verfasser desselben öffentlich gezüchtigt werde. „Ich „bin zwar, schreibt sie, so geneigt als man es seyn „muß, dergleichen Thorheiten, die nur ihren Urhe„bern schaden, zu verachten und zu vergeben. Al„lein ich glaube meinem Ruhme einige Rache schul„dig zu seyn, die ich ihm nicht versagen will. Doch „versichre ich Ihnen, daß ich mich ohne Verdruß „und Unruhe derselben bediene. Das Jahrhundert, „in welchem wir leben, tröstet mich: man verscho„net in demselben niemanden, und ordentlich greift „die Verleumdung die größten Verdienste an. „Was mich anlangt, so habe ich mich an die Un„danckbarkeit des menschlichen Geschlechts gewöhnt, „und bin seit langer Zeit dem Neide und dem Be„truge ausgesezt. Mein Trost ist dabey, daß mir „mein Gewissen nichts vorwirft. Schweden, Rom, „und alle andere Gegenden der Welt, wo ich mein „Leben zugebracht habe, werden wenigstens nach „meinem Tode ein Zeugniß ablegen, wie falsch die„se Verleumdungen sind. Meine Ehre und mein „Ruf sind Gottlob zu gut gegründet, als daß ich

„mich

„mich vor denselben fürchten sollte. Ich berufe „mich selbst auf das Gewissen derer, welche sie er„funden haben, und bin gewiß, daß sie selbst das „nicht glauben, was sie sagen.„ Gewissermaaßen konnte die Königinn mit einer solchen Miene auf die Beschuldigungen wider sie herabsehen; aber bey dieser Gelegenheit war es natürlich, daß sie es noch verächtlicher, gleich der vollkommensten Unschuld, that.

Ueber dieses Schicksal, das sie mit den vortrefflichsten noch auf dem Throne sizenden Fürsten gemein hatte, war es nicht schwer sich zu beruhigen. Weit mehr kränckendes für Christinen brachte der Zustand mit sich, in welchen sie durch den Krieg versezt wurde, zu dem sich Schweden im Jahr 1674. durch Franckreich verleiten ließ. Da derselbe bald die Gegenden ergriff, wo ihre Ländereyen lagen, verlor sie einen großen Theil ihrer jährlichen Einkünfte: der Schwedische Hof nahm selbst die für sie bestimmten Gelder zu den Kriegskosten weg, und endlich bemächtigte sich der Churfürst von Brandenburg des ganzen Schwedischen Pommern. Christina schickte noch vor dem Ausbruche dieses Unglücks im Jahr 1674. den Grafen von Waßenau, (oder Vasano, wie sie ihn in ihren Briefen nennt), als ihren Gesandten nach Schweden, um die Zahlung ihrer Jahrgelder zu beschleunigen. Er war ein unehelicher Sohn des Königs von Pohlen, Ladislaus des siebenten, und von dieser Seite ihr Anverwandter. Nach dem Tode des Königs Johann Casimir, seines Oheims, begab er sich zu ihr nach Rom, und erhielt eine Stelle unter den Herren ihres Hofs. Der Cardinal Azzolini und der Marquis del Monte befürchteten, er möchte ihnen

das

das Vertrauen der Königinn entziehen, und wohl gar dereinst ihre ganze Erbschaft bekommen. Sie suchten ihr daher eine üble Meinung von ihm beyzubringen, und ihn zugleich von Rom zu entfernen: beydes gelang ihnen nur gar zu glücklich. Christina warf ihm, da er kaum in Hamburg angekommen war, eine langsame und schläfrige Aufführung vor, die sich für ihr Feuer und ihre Bedürfnisse nicht schickten. Bald darauf schrieb sie ihm, sie sehe wohl, daß er zu gar nichts taugte; in allen seinen Briefen sey nicht der geringste gesunde Verstand; sie, die sich bisher eingebildet habe, die Menschen zu kennen, habe sich, indem sie ihn gewählt, auf eine so grobe Art betrogen, daß sie sich dessen ihr ganzes Leben hindurch schämen werde; er sey kein Sohn des Königs Ladislaus, sondern müsse nothwendig vom König Casimir abstammen, indem er wenigstens eben so dumm als dieser sey: und sie sagte ihm noch vieles andere mit gleicher Härte. Der Graf von Waßenau scheinet freylich diejenige Lebhaftigkeit nicht besessen zu haben, welche Christina von ihren Gesandten verlangte; allein sie war auch wider ihn eingenommen, und die seltenste Geschicklichkeit würde damals, da Schweden mehr auf seinen Krieg als auf die Königinn bedacht war, nichts ausgerichtet haben. Sie litte daher im Jahr 1676. Mangel am nothdürftigen Unterhalte, und grämte sich auch darüber, daß sie nicht im Stande sey, ihr Königliches Wort denen zu halten, welche ihr mit Vorschuß an Gelde beygestanden hatten. Es war nicht genug, daß sie den traurigen Zustand von Schweden bedauerte, für dessen Ehre und Glückseligkeit sie doch, wie sie sagte, so viele Mühe angewandt habe; sie mußte sich zugleich erinnern, daß sie aller dieser Klagen

hätte überhoben seyn können, wenn sie ihre glückliche Regierung über Schweden fortgesezt hätte.

In diesen mißlichen Umständen verfiel Christina auf ein schon ehemals gewähltes Hülfsmittel: sie suchte sich der Herzogthümer Bremen und Pommern zu bemächtigen, um die Einkünfte aus denselben auf Lebenslang zu ziehen; nach ihrem Tode aber sollte Pommern an das deutsche Reich zurückfallen. Montecuculi war damals der beste Kayserliche Feldherr, und ihr alter Freund. Diesen bat sie sich mit 20000 Mann von dem Kayser aus, um ihre Absicht zu erreichen. Der Pabst unterstüzte ihr Ansuchen bey demselben, und in einem Schreiben an den Kayser vom Jahr 1676. führte sie die stärcksten Bewegungsgründe an, um ihn zu einem günstigen Entschlusse zu bringen; unter andern ihre eifrige Sorge für die Unterhaltung des Friedens mit seinem Hause, so lange sie regierte; auch den Beystand, den sie seinem Vater geleistet hatte, um ihn, seinen Sohn, zum Römischen Könige wählen zu lassen. Allein der Kayser, der seine Kriegsvölker zu dieser Zeit weit besser gegen Franckreich nüzen konnte, hatte auch anderer Ursachen wegen keine Neigung, ihr zu willfahren. Er antwortete ihr in allgemeinen höflichen Ausdrücken; die eigentliche abschlägliche Antwort aber schickte er an den Cardinal Pio. Christina hatte auch von dem Kayser Sicherheitsbriefe zu einer Reise nach Hamburg begehrt, wo sie ihren Aufenthalt nehmen wollte, damit sie ihren Ländereyen desto näher seyn möchte. Er billigte aber auch dieses nicht; weil sich beyde Kriegführende Partheyen bemühen würden, sie auf ihre Seite zu ziehen; dadurch würde sie beyden verdächtig werden, und sich noch mehr Schaden an ihren Einkünften zufügen. Ihre

Unter

Unterhandlung mit dem Kayser wurde mittlerweile in Franckreich bekannt, und sie hatte sich auch seit einiger Zeit laut genug über diese Krone beschwert, daß sie Schweden in einen so unnöthigen und unglücklichen Krieg verwickelt habe. Dadurch wurde ihre lange Freundschaft mit diesem Hofe unterbrochen. Um sich dafür zu rächen, ließen die Französischen Staatsbedienten einen Auszug aus den Nachrichten des Chanût, der Gesandter an ihrem Hofe gewesen war, drucken; worinne viele ihr eben nicht rühmliche Stellen vorkamen. Sie sahe wenigstens das oben gedachte Buch, über welches sie sich gegen den Bourdelot beklagt hatte, jezt von dieser Seite an, und versicherte ihn, daß sie nur Verachtung und Mitleiden gegen so vergebliche Versuche wider ihre Ehre hegte.

Doch das Mißvergnügen, welches sie darüber empfand, daß der Kayser ihren Antrag ausgeschlagen hatte, vereinigte sie gleich wieder mit Franckreich, von welchem sie auch ein vortheilhaftes Anerbieten bekam. Sie ließ daher im Jahr 1676. Ludwig dem Vierzehnten durch den Cardinal von Bouillon folgende Vorschläge thun. Franckreich sollte an der Einführung der Römischcatholischen Religion in Schweden arbeiten, welches bey den jezigen Umständen, da Schweden der Hülfe dieses Reichs so sehr bedürfte, überaus leicht seyn würde: in dieser Absicht sollte es sich bemühen, daß alle Schwedische Geseze wider die Römischcatholischen auf einem Reichstage aufgehoben werden möchten. Es sollte Schweden vermögen, der Königinn seine Rechte auf die verlornen Länder abzutreten; wenigstens sollte ihr Franckreich die 200000 Thaler jährlicher Einkünfte, welche sie sich vorbehalten hatte, dergestalt

gestalt versichern, daß sie künftig von den französischen Hülfsgeldern an Schweden bezahlt würden; Franckreich sollte auch Schweden dahin bringen, daß es Christinen wegen seiner Forderungen, die über neun Millionen Thaler betrugen, befriedigte; und sollte überhaupt nicht nur ihre Unterhandlungen in Schweden unterstüzen, sondern auch für alles Gewähr leisten, was sie mit dieser Krone ausmachen würde. — Es war nicht zu verwundern, daß sie bey Schwedens damaliger Schwäche und Abhängigkeit von Franckreich, die Sachen so vorstellte, als wenn Franckreich in jenem Lande alles habe ausrichten können, was es nur wollte. Allein diese Vorschläge sollten einmal dem Könige von Franckreich schmeichelhaft und angenehm seyn; so wie der erste darunter besonders dem Cardinale, der sie übergab.

Zugleich befohl sie dem Marquis del Monte, abermals nach Schweden zu gehen, und ähnliche Vorschläge daselbst zu thun. Sie verlangte ein Jahrgeld von 300000 Thalern, welches noch zwey Jahre nach ihrem Tode fortdauren sollte; dagegen wollte sie ihre Ländereyen in Schweden zurückgeben. Der Gesandte sollte auch zu Nimegen, wo man eben im Begriff war, Friedenshandlungen anzustellen, den Antrag thun, daß die Königinn die unumschränckte Herrschaft über ihre Ländereyen in Pommern, und die Freyheit erhalte sie zu verkaufen. Schweden aber sollte ihr sein Recht auf die Domcapitel zu Bremen und Hamburg abtreten. Nichts war unwahrscheinlicher, als daß diese Vorschläge würden angenommen werden. Der Marquis kam auch nicht weiter als nach Hamburg. Unter andern Vorschriften, welche ihm die Königinn ertheilte, war auch diese, daß weder er noch sein Sohn sich

jemals

jemals in einen Zweykampf einlassen sollten, wenn sie gleich jemanden von ihr übel reden hörten: vermuthlich sahe sie es ein, daß dieses kein Mittel sey, weder ihre noch eines andern Ehre zu retten. Sie verbot ihnen auch keine Gesundheiten anzunehmen, die ihnen zugetruncken würden, nicht einmal der Königinn ihre: und zu einer andern Zeit erlaubte sie dem Marquis, sich eher vielen Liebeshändeln als der Trunckenheit zu überlassen.

Darauf beschloß sie ihn als ihren außerordentlichen Gesandten nach Nimegen zu schicken, und ertheilte ihm im Jahr 1677. ihre Verhaltungsbefehle darüber. Eine andere Königinn, die nicht viel mehr als diesen Nahmen und einige damit verbundene Ehrenbezeigungen übrig behalten hätte, würde es schwerlich gewagt haben, einen solchen Gesandten zu einer Friedensversammlung zu senden, wo es ungewiß war, ob man ihn davor erkennen würde. Allein Christina verließ sich auf ihr Ansehen, und auch darauf, daß sie mehrmals nach ihrer Entfernung vom Throne Gesandten abgeschickt und auch erhalten hatte. Doch, es mögen entweder einige Besorgnisse von jener Art sich bey ihr geregt, oder sie mag den großen Aufwand gescheuet haben, zu dem sie ein Gesandter vom ersten Range, der vermuthlich eine geraume Zeit zu Nimegen hätte bleiben müssen, genöthigt haben würde; genug, sie schickte an dessen Stelle ihren Sekretär Cederkranz dahin. Dieser junge Schwede war noch nicht lange in ihren Diensten; sie war aber mit seiner Fähigkeit wohl zufrieden, und sagte, da sie einst seiner gedachte, es sey ihr Schicksal, nicht nur das Glück derer, die ihr dienten, sondern auch ihren Verstand auszubilden. Zuerst ließ sie ihn im Jahr 1678. nach Franckreich

reisen,

reisen, um zu erfahren, wie dieser Hof gegen sie gesinnt sey. Sie erfuhr es nur gar zu bald, und beklagte sich gegen den Bischof von Straßburg darüber, daß Franckreich ihr, an Statt den großen Ueberrest der Hülfsgelder vom dreyßigjährigen Kriege, wie es längst versprochen hätte, abzutragen, nur Versicherungen der Höflichkeit ertheilte, auch ihr sonst insgeheim schlimme Dienste leistete. Da sie zu wissen glaubte, daß die wider Schweden und Franckreich verbundenen Fürsten entschlossen wären, die eroberten Schwedischen Länder in Deutschland nicht wieder zurück zu geben: so wollte sie versuchen, zum Besize derselben zu gelangen, und hoffte, Schweden würde sie lieber in ihren Händen sehen, als in der Gewalt ihrer Feinde. Dem Französischen Hofe gefiel dieser Vorschlag nicht: Cederkranz gieng also nach Nimegen, um ihn den daselbst versammelten Gesandten zu empfelen.

Aus den Vorschriften, welche ihm Christina gab, sieht man abermals, mit welcher Stärcke und mit wie vielem Glücke sie stets die Unterhandlungen würde geführt haben, wenn sie den Thron nicht verlassen hätte. Sie sezte es als gewiß voraus, und es war auch damals sehr wahrscheinlich, daß Schweden seine verlornen Länder nicht wieder bekommen würde; wenn man sie aber ihr überließe, sagte sie, so könnten sie nach ihrem Tode an Schweden zurückfallen; dieses Mittel gereiche ferner Franckreich zur Ehre, weil es dadurch zugleich für sie und für Schweden sorgte, und sich mit guter Art seiner Verbindlichkeit entledigte; es sey endlich auch den Bundsgenossen rühmlich, weil es einen Mittelweg enthalte, auf welchem sie nicht nöthig hätten, von Franckreich Gesetze anzunehmen, und außerdem den Weſt-

phälischen Frieden geltend machen würden. Dazu komme noch dieses, daß die gedachten Länder eigentlich ihre Eroberungen wären, auf welche sie ihr Recht niemals verlieren könnte; selbst wegen des großen Schadens, den sie durch diesen Krieg erlitten habe, und wegen ihrer unermeßlichen Forderungen an Schweden sey sie berechtiget, dieselben zu verlangen: zumal da dieses eine ausnehmende Erleichterung des Friedensschlußes abgeben werde. Aller dieser Vorstellungen sollte sich ihr Gesandter bedienen, den auch der Pabst durch den seinigen zu Nimegen unterstüzen lassen wollte. Dieser sollte einen Aufsaz zu ihrem Besten übergeben. Allein Christina verwarf in demselben die Ausdrücke: Beschüzung ihrer Vortheile, und Großmuth des Königs von Franckreich. „Ich verlange, sagte „sie, Gerechtigkeit und Beystand; Beschüzung „aber von niemanden als von Gott allein, und aus „Liebe zu Gott von Seiner Heiligkeit.„ Eben so „wenig, sezte sie hinzu, werde sie das vorzügliche Ansehen erkennen, das sich der König von Franckreich über andere Höfe zu geben suche.

Dieser Eifer Christinens für die Unabhängigkeit zu einer Zeit, da sie des Schutzes wohl bedurfte, war doch eines so großen und freyen Geistes würdig? Sie erklärte diese Gesinnungen in Briefen, die sie nach Franckreich schrieb, mit solcher Freymüthigkeit, daß ihr Geheimschreiber Santini, dem sie daselbst ihre Aufträge ertheilte, zurückschrieb: „Wären Ew. Majestät nicht dasjenige, was Sie „würcklich sind, so würde ich mich zu so gefährlichen Unternehmungen nicht gebrauchen lassen.„ Darauf gab sie zur Antwort: „Sie haben Recht; „aber wenn mich der König von Franckreich mit

„glei-

„gleicher Münze bezahlt, so muß ich Geduld haben. „Doch wird dabey dieser Unterscheid seyn, daß ich „wenigstens dasjenige selbst aufgesezt habe, was „ihm geschrieben wird; da er hingegen nicht im „Stande ist, es eben so zu machen.„ Die Vergleichung war erniedrigend; aber wahr, und man entdeckt häuffig genug diesen Grund von Christinens hohem Betragen, das Bewußtseyn ihrer Vorzüge vor fast allen regierenden Fürsten. Daher bekam auch Cederkranz, und mit ihm der päbstliche Nuncius zu Nimegen, von ihr eine Anweisung, sie bey ihren Unterhandlungen von allen andern Fürsten zu unterscheiden. Sie sollten ihr niemals den Beynahmen Durchlauchtigste geben, noch von andern geben lassen; sondern sie bloß die Königinn Christina nennen; sie sollten auch nicht zugeben, daß sie nach einem andern Fürsten als nach dem Pabste und Kayser genannt werde. Um alle Schwierigkeiten des Rangs zu vermeiden, verlangte sie, daß ihre Angelegenheiten in einer besondern Schrift von den Gesandten ausgemacht würden. Sie wollte auch, daß, wenn in ihrem Nahmen geredet würde, unter den übrigen Fürsten allemal der König von Schweden oben an stehen, sobald sie aber mit demselben genannt würde, sollte sie den ersten Platz erhalten. Ihrem Gesandten verwies sie es, daß er in einem an den Schwedischen Hof zu übergebenden Aufsaze, von ihr die Worte gebraucht hatte: ihr Vaterland. „So reden alle „unsere Bauren, schrieb sie. Es muß heißen: ihr „Reich und ihr Vaterland. — — Das Königreich Schweden gehöret mir und dem Könige. Ich „mache ihm sein Recht nicht streitig: denn ich werde dasjenige nicht widerrufen, was ich ihm einmal gegeben habe, und ich werde es ihm, wenn

„sich die Gelegenheit dazu zeigt, mit meinem Blute „erhalten. Allein der Unterscheid zwischen mir und „ihm ist dieser, daß ich alles, was ich bin, Gott „allein; der König aber alles, was er ist, Gott und „mir zu dancken hat: und es ist dienlich, die Leute „hieran zu erinnern. Denn nichts wird leichter „vergessen als eine Wohlthat, und in Schweden „eilt man sehr, das Andencken davon auszulö„schen. — — Sie sind ein Schwede, und vielleicht fürchten Sie sich, die Wahrheit zu sagen: „in diesem Falle sagen Sie: der Vortheil von „Schweden, der Nutzen von Schweden, und „wissen Sie, daß ich hierinne äußerst aufmercksam „bin.„ Sie war es sogar auf die Italiänischen Zeitungen, in denen Schwedens Ruhm angegriffen wurde. Der Zeitungsschreiber zu Mantua hatte geschrieben, Franckreichs Schutz werde für Schweden hinlänglich seyn. Darüber beschwerte sie sich bey seinem Landesherrn, und verlangte, daß derselbe dafür gezüchtigt werden sollte; weil Schweden keinen andern Schutz als den göttlichen erkenne, und niemals in eine solche Noth gerathen werde, daß es von Franckreich müßte beschützt werden. Der Herzog von Mantua befriedigte die Königinn, und diese ihre Sorgfalt für Schwedens Ehre schien ihr desto anständiger zu seyn, da man zu eben dieser Zeit, im Jahr 1679. auf eine für Schweden noch schimpflichere Art, eben dieses, worüber sie ihren Unwillen bezeigte, in Franckreich drucken ließ.

Allein zu Nimegen konnte sie keinen von ihren Vorschlägen ausführen. Die Angelegenheiten von Schweden hatten durch die Siege des Königs über die Dänen, und durch Franckreichs Angriff auf den Churfürsten von Brandenburg, eine so vortheilhafte

hafte Wendung bekommen, daß Schweden seine verlornen Länder in Deutschland fast gänzlich wieder erhielt. Christina rief daher ihren Gesandten im Jahr 1679 aus dieser Stadt zurück: zumal da sie Franckreichs gebieterische Aufführung nicht länger vertragen konnte. Als der Friede ohne ihr Zuthun geschlossen worden war, that ihr der Schwedische Hof den Antrag, Franckreich sollte ihr jährlich auf Rechnung ihrer Forderungen eine gewisse Summe Geldes bezahlen; sie wollte aber niemals wieder mit dieser Krone einige Geschäfte abzuhandeln haben, und führte überhaupt bey dieser Gelegenheit das Sprüchwort an: Wenn man sein eigner Herr seyn kann, muß man sich keinen andern Herrn geben. Auf den Vorschlag, daß man ihr gegen ihre Ansprüche das Herzogthum Bremen abtreten wollte, gab sie zur Antwort, daß sie zwar damit zufrieden wäre; allein da ihre Forderungen über die Hälfte mehr betrügen als dieses Land werth sey, so möchte ihr der König noch das Herzogthum Zweybrücken dergestalt überlassen, daß sie es nach ihrem Gefallen verkaufen könnte. An Statt ihre Anforderungen zu untersuchen, fieng Schweden nunmehro, da es des Friedens genoß, wieder an, ihre Einkünfte richtiger zu bezahlen: dadurch verlor sie ihre Entwürfe aus den Gedancken, und ihre Hofstatt wurde von neuem glänzend.

Nach dem Tode Clemens des zehnten im Jahr 1676. hatte sich Christina viele Mühe gegeben, dem Cardinal Conti, dessen Bruder und Schwester in ihren Diensten waren, die Päbstliche Würde zu verschaffen. Aber eben wegen dieser Verbindung waren die Cardinäle weniger geneigt dazu, und es kam endlich der Cardinal Odescalchi unter

dem Nahmen Innocenz des eilften auf den Thron: ein sehr ungelehrter, aber desto strengerer Pabst in Absicht auf die Verbesserung der öffentlichen Sitten. Als Cardinal hatte er fünf Jahre nach einander den Ort sehr fleißig besucht, wo Christina den Schauspielen zusah; jezt aber wollte er diese zerstören: und überhaupt vertrug sich ihre Gemüthsart mit seiner Unbiegsamkeit und Rauhigkeit nicht. Unter seiner Regierung wurde wider seinen Willen der Spanische Priester Molinos zu Rom von Franckreich und von den Jesuiten verfolgt, und zulezt von der Inquisition im Jahr 1687. zu einer ewigen Gefangenschaft verurtheilt: zwar, wie es das Ansehen hatte, wegen einiger schwärmerischer Meinungen; im Grunde aber, weil er den Jesuiten verhaßt geworden war. Christina gerieth, so wie der Pabst sebst, in den Verdacht, daß sie eine Anhängerinn dieses sonst frommen Mannes sey: denn sie nannte ihn einen heiligen Mann, hoffte, daß ihn Gott gegen seine Feinde beschützen werde, und schickte ihm in seinem Gefängnisse Speisen aus ihrer Küche. Allein es scheint nicht, daß ihre Gesinnungen gegen ihn viel mehr als Mitleiden gewesen sind.

Sie wurde unterdessen immer eifriger in der Empfelung ihrer Religion. Ein gelehrtes Frauenzimmer in Franckreich, Anna le Fevre, die nachmals unter dem Nahmen der Frau Dacier so berühmt geworden ist, hatte Merckmale ihrer Hochachtung erhalten, und bezeigte dafür eine lebhafte Danckbarkeit. Christina nahm dieselbe sehr wohl auf, und schrieb ihr im Jahr 1678. unter andern: „Sie, von der man mir versichert, daß Sie ein „schönes und angenehmes Mädchen sind, schämen

Sie

„Sie sich nicht so gelehrt zu seyn? In Wahrheit,
„das ist zu viel; und durch welche geheime Zauber-
„kunst haben Sie die Musen mit den Gratien zu ver-
„einigen gewußt? Könnten Sie noch zu dieser Ver-
„bindung das Glück ziehen, so würde dieses ein Zu-
„wachs fast ohne Beyspiel seyn, bey welchem man
„nichts mehr wünschen könnte, als die Erkenntniß
„der Wahrheit, die auch einem Frauenzimmer, das
„sich mit den heiligen Schriftstellern in ihren ange-
„bohrnen Sprachen zu unterhalten im Stande ist,
„nicht lange verborgen bleiben kann. Ich hoffe
„und wünsche es mit der Hülfe Gottes, daß sie
„Ihnen dereinst, wenn Sie solche ohne Vorurtheile
„zu Rathe ziehen, die Gewißheit geben werden,
„daß ohngefähr funfzehnhundert Jahre vorher, ehe
„die Luther und Calvine der Wahrheit entsagt
„hatten, alle vernünftige und große Leute in unserer
„Welt eben so sehr Catholisch gewesen sind, als wir
„es jezt alle hier zu Rom sind, und als es der ge-
„sundeste und beste Theil von Ihrem Franckreich
„ist.„ Christina wiederholte diese Ermahnungen von Zeit zu Zeit, und die Frau Dacier trat auch im Jahr 1685. nebst ihrem Manne zur Römischen Kirche. Wenn aber dieser abgenüzte Beweis von dem Alterthum des Römischcatholischen Glaubens bey ihr einen Eindruck hat machen können: so sieht man wohl, daß sie zwar gelehrt, aber zu kurzsichtig gewesen sey, als daß sie die nach und nach entstandenen unzähligen Veränderungen und Zusäze dieser Religion hätte entdecken können. Es ist der Mühe nicht werth, von andern vermeinten Bekehrungen, welche Christina oder ihr Geheimschreiber Galdenblad gestiftet hat, besonders zu reden; aber ein damit verwandtes Beyspiel kann zeigen, daß ihr Ehrgeiz in Absicht auf die Religion auch die Gestalt

der Demuth anzunehmen gewußt habe. Koskiöld, ein unehelicher Sohn von Gustav Adolphs Bruder, war, nachdem er die Catholische Religion angenommen hatte, von jedermann verlassen worden, starb beynahe vor Hunger und Blöße, und schlief unter den Kirchthüren von Rom. Galdenblad gab Christinen davon Nachricht, und wollte ihn, da sie befohl, ihr diesen ihren Anverwandten vorzustellen, vorher auf eine anständige Art kleiden; allein sie verlangte, daß er in seinem elenden Aufzuge, in ihrem öffentlichen Vorzimmer erscheinen sollte. Hier gieng sie ihm entgegen, hörte ihn seine Begebenheiten erzählen, und begegnete ihm überaus liebreich, indem sie zugleich sagte, er möchte es sich vielmehr vor eine Ehre als vor eine Schande schätzen, für eine so gute Sache so viel gelitten zu haben. Sie leistete ihm darauf allen Beystand, und brachte ihn in die Kriegsdienste der Venetianer.

Aber einen besonders unerwarteten Eifer für die Religion und Gottseeligkeit nach ihren Begriffen ließ sie gegen den Grafen von Wasenau (oder Wasanau) blicken, der nun wieder an ihrem Hofe lebte. Er scheinet damit umgegangen zu seyn, eine ansehnliche Stelle in der Welt zu erhalten; Christina rieth ihm dagegen in einem merckwürdigen Schreiben gegen das Jahr 1679, oder etwas später, in den geistlichen Stand zu treten. „Mir däucht, schrieb „sie, daß Sie am besten thun werden, wenn Sie sich „nach Monte Cassino oder auch wohl nach Valle Om„brosa begeben, welches zween schöne Oerter nicht „weit von hier sind, und, indem sie das Ordenskleid da„selbst nehmen, sich dem Dienste Gottes auf ihr „übriges Leben widmen. Sie sind glückseelig, daß „Sie es thun können, und ich beneide Ihren Zu„stand,

„stand, der Ihnen erlaubt einen so schönen Entschluß „zu fassen. Es giebt nichts so Großes, Ruhm„würdiges und Schönes, als sich Gott ohne allen „Vorbehalt ergeben: und wenn Sie diesen Beruf „freudig und muthig ergreifen, so werden Sie sich „dabey wohl befinden. In der Welt und bey Hofe „ist nichts für Sie zu hoffen: Sie sind elend, und „können Ihre Geburt durch nichts unterstüzen; ich „bin nicht im Stande Ihr Glück zu machen; ja „nach dem Urtheile der Welt bin ich noch elender als „Sie, weil ich größer, und nicht glücklich genug bin, „um einen ähnlichen Vorsaz zu fassen, den ich mir „vielleicht wünschen möchte selbst ausführen zu kön„nen. — — Wissen Sie, daß der Mensch zu et„was größerm gemacht ist, und daß die Welt nichts „hat, das ihn befriedigen könnte. Wenn Sie der „einzige Monarch der ganzen Erde werden könnten, „wenn Sie mit allem Glanze und Ruhm, mit aller „Größe, Glück und Vergnügen der Welt umgeben „wären: so würden Sie darum nicht zufriedner seyn, „als Sie jezt sind. Ich rede aus Erfahrung zu Ih„nen, Sie würden deswegen nicht glücklicher seyn; „vielmehr würden Sie mancherley Verdruß und „Eckel empfinden, der Ihnen noch unbekannt und schlim„mer als alles ist, was Sie bisher empfunden haben. „Nachdem Sie also alle verlangte Güter geschmecket „hätten, würden Sie so starck von dem Elend und „der Nichtigkeit dieses alles überzeugt seyn, daß „Sie sich selbst Ihrer schämen würden, dasjenige so „sehr geschäzt und verlangt zu haben, was doch so „wenig zu bedeuten hat, und nur dazu dient, den „Menschen das Leben und den Todt gleich unerträg„lich zu machen. Wären Sie von dieser Wahrheit „gehörig überzeugt, so würden Sie sich mit Freuden „dem Hafen nähern, den Ihnen die göttliche Vorse-

„hung öffnet, um sich vom Schiffbruche zu retten.
„Doch ehe Sie sich zu dieser großen Veränderung
„entschließen, prüfen Sie und ziehen Sie Ihr Herz
„und Ihre Kräfte wohl zu Rathe; allein trauen Sie
„darauf nicht, trauen Sie auf Gott, und wenn Sie
„von seinem Beruf überzeugt sind, so gehen Sie so-
„bald als möglich aus der Welt, wie aus einem
„Hause, welches brennt, aus welchem man sich sehr
„geschwinde retten muß, wenn man nicht darinne
„umkommen will. Bringen Sie Ihre Angelegen-
„heiten in Ordnung, und geben Sie herzhaft das
„wenige, was Sie haben, Gott: fürchten Sie nicht,
„etwas zu verlieren; er wird Ihnen alles mit Wu-
„cher zurückgeben. Dieses Opfer ist der beste Ge-
„brauch, den wir von allem, was es in der Welt
„giebt, machen können, und Gott ist so gütig, daß
„er uns dafür belohnt, wenn wir ihm das geben, was
„nur ihm zugehört. Was vor Ruhm und Vergnü-
„gen ist es, einem so guten Herrn zu dienen! und wie
„glücklich bin ich, daß ich für ihn alles verlassen,
„alles verloren habe! Diese Beruhigung ist mehr
„werth als die Herrschaft der Welt: machen Sie es
„eben so, und Sie werden eben so vergnügt und zu-
„frieden seyn als ich; denn das einzige Geheimniß,
„es vollkommen zu seyn, ist dieses, daß man alles
„verlasse. — — — Sie werden mich vielleicht
„fragen: warum thun Sie es nicht auch? Sie ha-
„ben Recht; aber ob ich gleich weder Lust habe, je-
„manden Rechenschaft von mir zu geben, noch von
„einem Stande bin, da ich es thun müßte; so will
„ich Ihnen doch gerne alle Bedencklichkeit hierüber
„heben, indem ich Ihnen erkläre, daß eben dieselbe
„Vorsicht, welche Sie zu dieser Glückseeligkeit ruft,
„mir verbietet, nach derselben zu trachten, wie ich es
„aus den Würkungen erkläre. Alles, was mir in

„meinem

„meinem Leben begegnet ist, giebt mir die Gewißheit, „er wolle nicht, daß ich daran dencken soll, und man „sey widerspenstig gegen seine Befehle, wenn man „sich einer Lebensart ergeben will, zu welcher man „allem Ansehen nach nicht berufen ist.„

Die Gesinnungen, welche dieser Brief zu erkennen giebt, machen einen so sonderbaren Abfall gegen die gleichgültige oder leichtsinnige Denckungsart über die Religion aus, die man ehemals an Christinen bemerckt hatte, daß man kaum zweifeln darf, sie werde diese leztere schon seit geraumer Zeit abgelegt haben. Eine feurige Andacht ist ohnedem meistentheils der Antheil von Frauenzimmern, denen die Welt bey ihrem einbrechenden hohen Alter ganz den Rücken zugekehret hat: eben so leicht konnte sie es von Christinen werden, die jezt in einem Alter von mehr als funfzig Jahren, einen merklichen Eckel an der Welt gewonnen hatte, in der sie nicht viel Großes weiter ausrichten konnte, und ihre Bestimmung fast erfüllt zu haben schien. Man muß es nur bedauern, daß so viele schöne Gedancken und Ausdrücke in ihrem Briefe auf nichts anders als auf die Mönchs-Frömmigkeit hinauslaufen: gleichsam als wenn dieses das höchste und gefälligste Opfer wäre, das die Menschen Gott von ihren Kräften bringen könnten, wann sie dieselben in einer völligen Unthätigkeit gegen die menschliche Gesellschaft erhielten, zu deren Bestem er sie offenbar bestimmt hat, und sie nur in den abgemeßnen Andachtsübungen eines Klosters, träg und fast Gedanckenlos sich verzehren ließen. Wasanau wurde auch durch Christinens Bewegungsgründe nicht überredet: er bekam endlich nach ihrem Tode eine mäßige Ehrenstelle an dem Päbstlichen Hofe, und genoß eines Jahrgeldes, das sie ihm hinterlassen hatte.

Doch

Doch Christina selbst nahm immer noch an allen wichtigen Begebenheiten der Welt einen lebhaften Antheil. Der König von Schweden ertheilte nach geschlossenem Frieden die Stelle eines Großkanzlers dem Grafen Benedikt Oxenstierna, einem Sohne des großen Oxenstierna. Dazu wünschte sie ihm im Jahr 1680 mit desto mehrerm Vergnügen Glück, da sie sich noch mit ungemeiner Danckbarkeit an die verdienten Männer seines Hauses erinnerte, außerdem aber wußte, daß er der Französischen Parthey entgegen gesezt sey, die auch Carl der eilfte nach dem lezten unglücklichen Kriege verlassen hatte. Sie fand den neuen Großkanzler geneigt, eine Unterhandlung wieder vorzunehmen, die sie ehemals wegen des Tausches ihrer sämmtlichen Ländereyen gegen Bremen veranlaßt hatte. Er glaubte, daß diese Veränderung dem Reiche bey seinem jezigen Zustande wohl nüzlich werden könnte, weil das Herzogthum Bremen zu weit von Schweden entfernt war, als daß man es bey einem Angriffe, dergleichen man auch damals von Dänemarck befürchtete, geschwind genug hätte vertheidigen können. Aber auch diesesmal, in den Jahren 1682 und 1683 ward der Entwurf der Königinn rückgängig: denn Schweden wollte ihr nicht die unumschränckte Herrschaft, die sie über das gedachte Herzogthum verlangte, bewilligen, und von den benachbarten Fürsten konnte sie auch nicht erhalten, daß dieses Land, im Fall eines Kriegs zwischen Schweden und ihnen, damit verschont bleiben sollte. Sie beschwerte sich vielmehr in dem leztern dieser Jahre über den Schwedischen Hof, der einem ihrer vornehmsten Bedienten, dem Cederkranz, einen Auftrag zum Nachtheil ihrer Rechte sollte gegeben

geben haben. Dieser hatte ihn sogar angenommen, und sie entsezte deswegen ihn sogleich von seiner Stelle.

Zu Rom gab Christinen alles, was Aufsehen verursachte, bis zum Cärimoniell einige Beschäftigung. Der Gesandte des Königs von Pohlen, der Herzog von Radzivil, war mit den Cardinälen in einen heftigen Streit gerathen: er verlangte den ersten Besuch von ihnen, und drohte sonst abzureisen, ohne sie zu besuchen. Die Königinn suchte ihn im Jahr 1680 durch ein langes und beredtes Schreiben zu bewegen, daß er hierinnen nachgeben möchte; ob sich gleich einige Cardinäle schon entschlossen hatten, das Verlangen des Herzogs, als eines Abgesandten vom ersten Range, zu erfüllen. Sie gebrauchte dabey Lobsprüche seiner übrigen Aufführung; die gütige Nachsicht des Pabstes gegen ihn, die er bey manchen Vorgängern desselben nicht würde angetroffen haben; die Hoffnung einer Geldhülfe, welche der Pabst dem Pohlnischen Reiche gemacht hatte; das Nichtige der Titel und Ehrenbezeigungen überhaupt, die von großen Männern verachtet würden; die Ehrerbietung, welche er dem Pabste auch in Ansehung der Cardinäle schuldig sey, und vorzüglich den Ruhm, den sich der Gesandte selbst dadurch erwerben könnte. Man hätte erwarten sollen, daß Christina vielmehr für die Würde und Hoheit der Fürsten, als für das Ansehen des Päbstlichen Hofes besorgt gewesen wäre; allein sie war mit diesem zu genau verbunden, und sezte ihre Ehre zum Theil darinne, sich gegen niemanden als gegen den Pabst zu demüthigen, weil sie ihn nicht sowohl als einen Fürsten betrachtete, als von Seiten der Kirche und Religion, wo sie eine der größesten Unternehmungen ausgeführt zu haben glaubte.

Desto

Desto weniger hingegen ließ sie etwas von den feyerlichen Vorschriften der Höfe, von Ehrennahmen und Merckmalen des Rangs fallen, wenn sie mit Personen zu thun hatte, die unter ihren Stand erniedrigt waren. Sie befohl ihrem Statthalter Olivekrans, niemanden als den Reichsräthen von Schweden zu weichen, und sich von jedermann den Titel Excellenz geben zu lassen. Gegen die fremden Gesandten und auswärtigen Cardinäle, die zu Rom anlangten, beobachtete sie das abgemessenste Cärimoniell. Wollten sie Gehör bey ihr erlangen, so mußte es gleich darauf geschehen, wenn sie bey dem Pabste, in der Peterskirche, und bey dem Dechant der Cardinäle gewesen waren: und alle Gebräuche, Arten der Anrede, die Stühle selbst bey diesem Gehöre, wurden vorher aufs genaueste bestimmt. Sie lebte lieber, wenn es ihr zuweilen an Gelde fehlte, eine Zeitlang eingezogen, oder, wie man es bey Fürsten nennt, unbekannt, als daß sie bey den von ihr eingeführten Feyerlichkeiten die geringste Veränderung gestattet hätte. In dieser strengen Aufmercksamkeit auf kleine, wenig bedeutende Zeichen der Ehre, verkennt man Christinens großen Geist nicht ohne Mißvergnügen.

Allein auf hohe Entwürfe war sie wenigstens immer bedacht. Im Jahr 1682 breitete sich zu Rom das falsche Gerüchte aus, daß der König von Schweden gestorben sey, und vor seinem Tode ein Testament aufgesezt habe, in welchem weder auf Christinen, noch auf den Reichsrath die gehörige Rücksicht wäre genommen worden. Sie, die den Vorsaz noch nicht abgelegt hatte, nach dem Absterben des Königs ihm auf dem Throne zu folgen, wurde über dieses Testament, das gleichwohl nur erdichtet

dichtet war, sehr entrüstet. „Ich hoffe, schrieb „sie an ihren Statthalter unter andern, man „werde nicht vergessen, daß die Krone, welche man „besizt, ein Geschenck aus bloßer Gnade sey, das „nur dem Könige Carl Gustav und seinen recht„mäßigen Nachkommen von mir und von Schwe„den ertheilt worden ist. Das Reich willigte darein, „und kann, im Fall daß der jezige König sterben „sollte, ohne gegen Gott und mich strafbar zu wer„den, keine andere Könige noch Königinnen wäh„len, wenn nicht vorher meine Rechte in Sicher„heit gesezt sind. Erinnern Sie Schweden an „seine Schuldigkeit, und überzeugen Sie es, daß „ich, so lange ich lebe, sein Wohl und seine Glück„seeligkeit wünschen werde, und wenn man mir et„wan während eines Zwischenreiches oder einer „Minderjährigkeit folgen wollte, so würde man die „Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen mit Nutzen er„fahren.„ Zugleich erfuhr sie, daß man auch ihren Todt in Schweden ausgestreuet habe. Sie erkannte, daß ihn vielleicht manche wünschen möchten; sezte aber hinzu, daß sie wenigstens niemals vor Furcht oder Eigennuzen sterben werde, wie man in Schweden geurtheilt hätte.

Damals wurde der Kayser in einen der gefährlichsten Kriege mit den Türcken verwickelt; sie belagerten Wien selbst im Jahr 1683, und Franckreich, das fast zu gleicher Zeit den vor kurzem geschlossenen Frieden gebrochen hatte, schien mit ihnen ein merckliches Verständniß zu unterhalten. Christina empfand die Gefahr, mit welcher Deutschland und das christliche Europa überhaupt dadurch bedrohet wurde, überaus lebhaft; aber ihre Freude kam auch der Entzückung nahe, als wider ihr und

jeder-

jedermanns Erwarten in dem gedachten Jahre die Türcken von Wien weggeschlagen wurden. An ihrem Vergnügen hatte auch der Unwillen gegen den König von Franckreich, der schon lange Europa mit fast unaufhörlichen Kriegen beunruhigte, großen Antheil. Sie wünschte daher in einem Briefe an den Vicekönig von Neapel, daß Gott Europa eben so wohl von jeder andern Sklaverey, als wie jezt von der türckischen, befreyen möge: und in einem andern Briefe sagte sie, die wichtigste Würckung des Siegs über die Türcken sey nach ihrer Meinung diese, daß er die Welt von der Französischen Kranckheit (del mal Francese) geheilet habe. Da der König von Pohlen Johann Sobiesky zu dem Entsaze von Wien das meiste beygetragen hatte: so wünschte sie ihm in einem Schreiben voll Bewunderung und Danckbarkeit Glück dazu; sie gestand zugleich, daß sie ihn um den schönen Ehrennahmen des Befreyers der Christenheit, und um das Vergnügen, so vielen unglücklichen Christen oder Türcken das Leben oder die Freyheit geben zu können, sehr beneide.

Der Ritter Terlon, den seine Gesandtschaft in Schweden berühmt gemacht hat, versuchte es, Christinen zu überreden, daß alles, was man von geheimen Verbindungen zwischen seinem Könige und der Pforte ausbreitete, keinen Grund habe. In ihrer Antwort vom Jahr 1684 gab sie ihm zwar Beyfall; rühmte aber den König von Pohlen mit einem offenbaren Vorzuge über Ludwig den Vierzehnten. Dabey ließ es Terlon nicht bewenden; um seine Vertheidigung stärcker zu führen, erzählte er der Königinn alles, was Ludwig ehemals gegen die Türcken gethan hätte, und kündigte den großen

Ent-

Entwurf desselben zur Ausrottung der vermeinten Kezerey in seinem Reiche lobrednerisch an. Allein Christina antwortete ihm mit einer Scharfsichtigkeit, die er hatte erwarten können. Sie rieth ihm, die nach Candia geschickte Hülfe nicht unter die heldenmüthigen Thaten seiner tapfern Nation zu zählen. „Ich weiß nicht, schrieb sie, wie es damit zu„gegangen ist; aber unglücklicher Weise ist Candia „nicht eher verloren worden, als nachdem die Fran„zösische Hülfe daselbst angelangt war. Man muß „auch die Unternehmungen auf Gigery, Chio, Al„gier, und andere Städte, vergessen, wo die Car„cassen viel Lärmen gemacht, aber wenig ausgerich„tet haben. Die Türcken fragen nicht viel darnach, „und die Christen fangen auch an, sich darüber auf„zuhalten. Und was die Einschließung von Luxem„burg betrifft, so muß man die Großmuth und „Mäßigung des Königs, Ihres Herrn, bey dieser „Gelegenheit nicht auf Kosten der Klugheit rühmen, „der diese Ehre gebühret.„ Noch vorher hatte sie geschrieben: „In Ansehung der Bekehrung der Ke„zer, von welcher Sie in einem so hohen Tone re„den, weiß ich nicht, was ich Ihnen sagen soll; ich „habe so wenig Einsicht in diese Dinge, daß ich noch „zweifle, ob man in Franckreich daran arbeite, die „Ketzer zu Catholiken, oder die Catholiken zu Ke„zern zu machen.„

Die feine Spötterey, mit welcher sie damals ihr Urtheil über den Französischen Religionseifer ausdrückte, veränderte sich bald in eine sehr ernsthafte Erklärung über denselben. Nach vielen harten und größtentheils ungerechten Verordnungen wider die Reformirten in Franckreich hob der König im Jahr 1685 das Edikt von Nantes, auf welchem ihre freye

Religionsübung beruhte, ohne alles ihr Verschulden auf, befohl ihnen durchgehends, zur Römischen Kirche zu treten, überließ sie nicht nur der Wuth ihrer bittersten Feinde, der Geistlichkeit und der ihr ergebenen Großen, sondern schickte auch in die Gegenden, wo sie am zahlreichsten und standhaftesten waren, eine Anzahl Soldaten, die sie durch Bedruckungen aller Art zum Abfall nöthigen sollten; verbot ihnen gleichwohl ihr Vaterland zu verlassen; konnte es aber gleichwohl nicht verhindern, daß die Flucht von einigen hundert tausend derselben sein Reich entvölckerte und ärmer machte. Diese Verfolgung wurde von den meisten Römischcatholischen in Franckreich, ob sie gleich die Menschlichkeit, die Grundsäze des Christenthums, und die höchsten Pflichten eines Fürsten übertrat, doch vor eine große That angesehen. Terlon wünschte Christinens Meinung darüber zu hören: diese meldete sie ihm in einem Briefe vom Februar des Jahres 1686, welcher mehr als irgend ein anderer hier ganz zu stehen verdienet.

„Da Sie meine Gedancken über die vorgegebe„ne Ausrottung der Ketzerey in Franckreich wissen „wollen, schreibt sie, so sage ich sie Ihnen mit Ver„gnügen über eine so wichtige Materie. Ich bin „gewohnt niemanden zu fürchten, und niemanden „zu schmeicheln: daher gestehe ich Ihnen aufrichtig, „daß ich eben nicht sehr von dem glücklichen Fort„gange dieser großen Absicht überzeugt bin, und daß „ich mich darüber nicht, als über eine unserer heili„gen Religion sehr vortheilhafte Sache, freuen kann. „Im Gegentheil sehe ich viel Nachtheiliges voraus, „das ein so neues Verfahren überall hervorbringen „wird. Im Ernste gesprochen, sind Sie der Aufrich-

„tigkeit

„tigkeit dieser Bekehrten gewiß? Ich wünsche, daß „sie Gott und ihrem Könige redlich gehorchen mö„gen; allein ich fürchte ihre Hartnäckigkeit, und ich „möchte nicht alle Entheiligungen zu verantworten „haben, welche diese Catholiken begehen werden, die „von Mißionarien gezwungen worden sind, welche „gar zu leichtsinnig mit unsern heiligen Geheimnis„sen umgehen. Die Kriegsleute sind seltsame Apo„stel. Ich halte sie für geschickter zum Todtschla„gen, Nothzüchtigen und Stehlen, als zum Ueber„zeugen: würcklich melden uns auch Nachrichten, „an denen man nicht zweifeln darf, daß sie ihre Mis„sion sehr nach ihrer Art ausrichten. Ich bedaure „diejenigen, welche man ihrem Gutdüncken über„läßt: ich beklage so viele zu Grunde gerichtete Fa„milien, so viele rechtschaffene Leute, die Bettler ge„worden sind; und ich kann dasjenige, was jezt in „Franckreich vorgeht, nicht ohne Mitleiden ansehen. „Ich beklage diese Unglücklichen, daß sie im Irr„thum gebohren sind: und so wie ich für die Herr„schaft der ganzen Welt nicht an ihren Irrthümern „Antheil nehmen wollte, so möchte ich auch nicht „Ursache an ihrem Unglücke seyn. Ich betrachte „jezt Franckreich als eine Krancke, der man Arm „und Fuß ablöst, um sie von einem Uebel zu heilen, „das ein wenig Geduld und Sanftmuth gänzlich „geheilt haben würden. Allein ich befürchte sehr, „dieses Uebel möchte sich verschlimmern, und end„lich unheilbar werden; es möchte dieses unter der „Asche versteckte Feuer dereinst stärcker als jemals „ausbrechen, und die verlarvte Ketzerey möchte de„sto gefährlicher werden. Nichts ist löblicher als „der Vorsaz, die Ketzer und Unglaubigen zu bekeh„ren; allein die Art, wie man dieses anfängt, ist „sehr neu: und da sich unser Heyland dieses Mit-

„tels nicht bedienet hat, um die Welt zu bekehren, „so muß es wohl nicht das beste seyn. Ich bewun„dere, aber begreife nicht diesen Eifer und diese „Staatsklugheit, die mir zu hoch sind: und es freuet „mich sogar, daß ich sie nicht begreifen kann. Glau„ben Sie wohl, daß jezt die Zeit sey, die Hugo„notten zu bekehren, und sie in einem Jahrhunder„te zu guten Catholiken zu machen, in welchem „man in Franckreich die Ehrerbietung und Unter„würfigkeit so sichtbar verlezt, welche man der Rö„mischen Kirche schuldig ist, die der einzige und un„umstößliche Grund unserer Religion ist, weil sie „es ist, der unser Heyland das prächtige Verspre„chen gethan hat, daß die Pforten der Hölle sie „nicht überwältigen sollen. Gleichwohl ist die är„gerliche Freyheit der Französischen Kirche niemals „näher zu einer Rebellion getrieben worden, als „jezt. Die lezten Sätze, welche die Französische „Geistlichkeit unterzeichnet und bekannt gemacht „hat, sind so beschaffen, daß sie der Ketzerey nur „einen zu scheinbaren Triumph verschafft haben: und „ich glaube, sie müsse sich über alle Maaße verwun„dert haben, als sie sich kurz darauf von denjenigen „verfolgt sah, welche über diesen Grundartikel un„serer Religion Lehren und Meinungen haben, die mit „den ihrigen so sehr übereinstimmen. Dieses sind „die starcken Ursachen, welche mich hindern, mich „über diese vermeinte Ausrottung der Ketzerey zu „freuen. Der Vortheil der Römischen Kirche ist „mir ohne Zweifel so werth als mein Leben; aber „eben dieser Vortheil macht, daß ich dasjenige, was „vorgeht, mit Schmerzen ansehe: ich gestehe Ih„nen auch, daß ich Franckreich genug liebe, um die „Verwüstung eines so schönen Königreichs zu bekla„gen. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß ich

„mich

„mich in meinen Muthmaaßungen betrügen, und daß „sich alles zum höchsten Ruhme Gottes, und des „Königs, Ihres Herrn, endigen möge: ich bin auch „versichert, daß Sie an der Aufrichtigkeit meiner „Wünsche nicht zweifeln werden.„

Es ist nicht unglaublich, daß das Mißvergnügen, welches Christina damals gegen Franckreich empfand, viel dazu beygetragen habe, daß sie über diese Sache so frey und nachdrücklich urtheilte. Allein die sanftern Gesinnungen selbst bey der Ausbreitung ihrer Religion waren ihr natürlich, und sie hatte sie mit mehrern Mitgliedern ihrer Kirche gemein: man sagt, daß sogar der damalige Pabst Innocenz der Eilfte die Gewaltthätigkeiten gegen die Französischen Reformirten gemißbilliget habe. Auch die tiefe Verehrung gegen den Pabst, welche sie in diesem Schreiben blicken ließ, pflegte sie gerne als eine Eigenschaft, auf welche sie sich viel einbildete, zur Schau auszustellen. Unterdessen findet man doch hier von beyden Seiten einen sonderbaren Widerspruch. Die Königinn tadelte die Verfolgung der Protestanten, und wollte doch einem Hofe und einer Religion eifrig ergeben seyn, nach deren Grundsäzen sie verfolgt werden müssen: und dieses zu Rom, wo man über die Ermordung vieler tausend Protestanten öffentliche Freudensbezeigungen angestellet hat. Sie machte der Französischen Geistlichkeit wegen des einzigen, worinne sie Lob verdiente, Vorwürfe, wegen der vier berühmten Sätze, die sie im Jahr 1682 der uneingeschränckten höchsten Gewalt und der Unfehlbarkeit des Pabstes entgegen gesezt hatte; und wünschte ihr doch eine gemäßigtere Denckungsart gegen fremde Glaubensgenossen. Eini-

germaaßen hatte sie doch bey diesen Vorwürfen Recht. Die Französische Geistlichkeit, welche sich durch jene Sätze so eifrig für ihre Rechte gegen den Pabst bezeigt hatte, entehrte sich durch die Beförderung dieser Verfolgung so sehr, als es immer eine Gesellschaft von Inquisitoren, die den Vortheilen des Pabstes eine blinde Ergebenheit gewiedmet haben, hätte thun können.

Christinens Brief an den Ritter Terlon wurde wenige Wochen darauf wider ihren und seinen Willen gedruckt. Sie wunderte sich darüber; aber es verdroß sie nicht, daß man daraus ihre Gesinnungen kennen lernte. In einem andern Schreiben sezte sie noch hinzu: „Ich bitte Gott von ganzem Her„zen, daß dieser falsche Triumph der Kirche ihr nicht „dereinst wahre Thränen kosten möge. Man muß „unterdessen zur Ehre von Rom wissen, daß alle ver„ständige und verdiente Männer allhier, die von ei„nem wahren Eifer angetrieben werden, sich hier„inne eben so wenig als ich von Franckreich hinter„gehen lassen, und daß sie gleich mir alles mitleidig „ansehen, was in dieser Welt vorgeht, wo man den „Zuschauern so viele Ursache zu weinen und zu lachen „giebt.„ Jener Brief kam unter andern auch Baylen zu Gesichte, der ihn in seine Monathsschrift, Neuigkeiten der Republik der Gelehrten, einrückte. Dieser berühmte Reformirte Gelehrte zu Rotterdam, der in Ansehung der Religion überhaupt zwar sehr verträglich und nur gar zu oft zweifelnd war; allein gegen die Römischcatholische Religion sich stets mit einer Art von Heftigkeit erklärte, weil er den Verfolgungsgeist, von dem ihre Lehrer eingenommen sind, vor eines der größten Uebel der menschlichen Gesellschaft hielt, sezte einige Anmerckungen zu dem Briefe,

und

und endigte mit folgender: Dieses ist ein Ueberreſt von Proteſtantiſchen Geſinnungen; (c'eſt un reſte de Proteſtantisme.)

Der Königinn mißfiel dieſes Urtheil, weil es ihr in der Römiſchen Kirche einen Verdacht zuziehen konnte, den ſie mit der äußerſten Sorgfalt vermied. Sie befohl ihrem Sekretär Galdenblad, bloß unter dem Nahmen eines Verehrers der Königinn, an Baylen zu ſchreiben, und ihm beſonders Vorwürfe wegen der Beſchuldigung zu machen, daß ſie noch etwas von der Proteſtantiſchen Religion an ſich habe. Galdenblad that dieſes, rühmte den Eifer der Königinn in dem Bekenntniſſe der Catholiſchen Religion, und ſagte, ſie ſey nicht auf Franzöſiſche, ſondern auf Römiſche Art, das heißt nach der Weiſe des heiligen Peters und des heiligen Pauls, Catholiſch; darum verwerfe ſie auch dieſe Verfolgungen: zugleich ließ er Baylen eine Ahndung von ihr befürchten, wenn ſie ſeine Anmerckung leſen ſollte. Chriſtina billigte dieſes Schreiben, und machte noch einige Erinnerungen zu demſelben, darunter folgende die merckwürdigſte war: „Was die Verleumdung „des Proteſtantismus anbetrifft, ſchrieb ſie, ſo iſt die„ſelbe unerträglich, und man kann nicht begreifen, „wie ein Menſch, der nur ſeinen Nahmen zu ſchrei„hen im Stande iſt, einen ſo groben Fehler begehen „könne, daß er eine ſolche Thorheit ſagte. Wenn „Chriſtina ſo unglücklich wäre, daß ſie aufhörte, „Catholiſch zu ſeyn: ſo würde man ſie doch nicht be„ſchuldigen können, daß ſie zu einer Religion zurück „kehrte, zu der ſie ſich niemals bekannt hat. Sie „hat zwar das Unglück gehabt, in der Ketzerey Lu„thers gebohren zu werden; allein ſie war von dem „Alter eines reifen Verſtandes an ſo glücklich, daß

„sie niemals etwas von dem geglaubt hat, was Luther „und Calvin gelehrt haben. Unter allen Religionen „wählte sie die Römischcatholische, welche ihr die ein„zige wahre zu seyn schien, und sie hatte nie einige „Neigung zu derjenigen, in welcher sie gebohren „worden war: man kann auch versichern, daß sie, „wenn sie unglücklicher Weise die Catholische nicht „gewählt hätte, vollkommen neutral in Religions„sachen geblieben seyn, oder sich eine sehr kurze, aber von „Luthers und Calvins Religion sehr verschiedene „würde gebildet haben.„ Man kann von diesem allem glauben was man will: denn es ist mit der Geschichte ihrer Jugend schwer zu vereinigen, und könnte zum Theil leicht aus dem Ehrgeize entstanden seyn, der auf eine wichtige Einsicht und Wahl weit früher gerathen seyn wollte, als man ordentlich glaubte.

Bayle vertheidigte sich in seiner Monathsschrift gegen diesen Brief eines Ungenannten sehr wohl. Wenn er der Königinn einen Ueberrest von Protestantischen Gesinnungen zugeschrieben habe, sagte er, so heiße dieses nicht so viel, daß sie die Protestantische Religion nicht aufrichtig abgeschworen hätte; sondern nur, daß sie nicht alles abgelegt habe, was sie unter den Protestanten gelernt hatte: denn zu Rom, sezte er hinzu, kann man gewiß nicht lernen, die Verfolgungen zu tadeln. Galdenblad hatte sich auch darüber beschwert, daß er nur der berühmten Christina gedacht habe, ohne den königlichen Nahmen beyzufügen. Dieses rechtfertigte Bayle durch andere Beyspiele: und die Königinn war damit zufrieden. Allein den ersten Vorwurf ließ sie ihm von neuem durch ein anderes Schreiben machen, in welchem außer ihrer vorher angeführten Erklärung, behauptet wurde, daß sie der Protestanti-

stantischen Religion nichts schuldig sey, und daß sie lediglich nach den heiligen Grundsäzen der Catholischen — (doch gewiß nicht nach denen, die in derselben herrschend sind,) — die Französische Bekehrungsart verdammt habe. Zugleich wurde ihm gerathen, selbst an die Königinn zu schreiben. Bayle bediente sich der angebotnen Ehre durch einen sehr ehrerbietigen und schmeichelhaften Brief an Christinen; sie antwortete ihm gütig, verlangte einen öffentlichen Wiederruf von ihm, den er auch bald darauf in seiner Monathsschrift leistete, und trug ihm statt einer Büßung auf, ihr künftig alle merckwürdige neue Bücher in Lateinischer, Französischer, Spanischer und Italiänischer Sprache, die in Holland herauskämen, selbst Romane und Satyren nicht ausgenommen, besonders aber chymische Schriften, nebst seiner Monathsschrift, auf ihre Kosten zu senden. Beyde Theile fanden ihren Ruhm und Vortheil bey diesem Vergleiche: daher war er bald geschlossen. Bayle fieng sogar an der Geschichte Christinens und ihres Vaters zu arbeiten an; aber ihr bald darauf erfolgter Todt hat vermuthlich gemacht, daß er nur diesen Anfang davon hinterlassen hat.

An dem Französischen Hofe machte Christinens Schreiben an den Ritter Terlon viel Aufsehen. Ohne Zweifel geschahe es auf Befehl desselben, daß er ihr eine bessere Meinung von der gewaltsamen Bekehrung der Hugonotten beyzubringen suchte. Allein sie antwortete ihm hitziger und freymüthiger als jemals: „Man läßt Sie Mühe und Arbeit ver„gebens anwenden, indem man sich Ihrer bedient, „um mich zu einer Aenderung meiner Sprache und „meiner Gesinnungen zu bringen; wenn man Sie

„aber gleich beredter als Cicero war, gemacht hät-
„te, so würde man seine Absicht doch nicht errei-
„chen. Es ist wenig daran gelegen, ob diese
„Sprache und diese Gesinnungen Ihrem Hofe und
„Ihrer Geistlichkeit mißfallen oder nicht; man
„wird mich nicht verhindern die Wahrheit zu sa-
„gen, und ich bewundere die Mühe, welche man
„sich giebt, die Dragoner „ Mißionarien zu recht-
„fertigen. Vielleicht würde man mich überredet
„haben, wenn ich dieses Geschlecht weniger kennte;
„allein wenn man mir gleich ihre ehrliche Auffüh-
„rung eidlich versichern wollte, so ist es mir un-
„möglich solche zu glauben. Doch, wenn man mich
„nicht überredet, so belustigt man mich wenigstens.
„Man betrügt sich sogar sehr, wenn man den Zei-
„tungen diejenigen Begriffe Schuld giebt, die ich
„von Franckreichs gegenwärtigem Zustande habe.
„Man sollte wissen, daß ich die gedruckten und die
„handschriftlichen Nachrichten nur deswegen lese,
„um selten dasjenige zu glauben, was sie sagen;
„man beklagt sich aber auch mit Unrecht über die-
„selben: denn die Zeitungsschreiber werden viel zu
„gut bezahlt, als daß sie nicht alles schreiben sollten,
„was Franckreich gefällt. Ist es nicht bekannt,
„daß Franckreich eben so wohl ganze Regimenter
„Lobredner habe, wie es Regimenter von Grena-
„diers hat? Da die Welt so sehr mit Thoren und
„Feigen angefüllt ist: so verrichtet diese Art Kriegs-
„völcker überall Wunderwercke zum Besten dieses
„Reichs; zumal in einem so leichtgläubigen Jahr-
„hunderte. Was die Schutzschrift anlangt, die
„man Ihnen für die Französische Geistlichkeit in die
„Feder gegeben hat, so würde man mich leicht über-
„reden können, diese berühmte Gesellschaft vor wei-
„se zu halten; zum Unglück aber sind Sie selbst

den

„den man dabey gebraucht, kein so großer Theolo-
„ge, daß sie die Lehre der lezten Sätze behaupten
„könnten: und ich, die es verdrießen sollte, mehr
„Theologie zu verstehen als Sie, halte mich hierin-
„ne an das Urtheil des Pabstes. Man wird mich
„auch sehr schwer überzeugen können, daß Franck-
„reichs jeziger Zustand so blühend sey als man ihn
„rühmt. Um die Leute hierüber eines bessern zu be-
„lehren, verweise ich sie auf die fünf großen Ver-
„pachtungen. Und was die Untrüglichkeit des Kö-
„nigs, Ihres Herrn, betrifft, so wird man mir
„vergönnen, sie nicht zu glauben, weil Salomo,
„der nicht allein der weiseste unter den Königen,
„sondern auch unter den Menschen war, hundert
„Thorheiten begangen hat. Bey diesen Umständen
„glaube ich, es sey gut, daß wir uns auf unsere Weis-
„heit nicht verlassen, unsere Schmeichler mögen uns
„davon sagen was sie wollen: zumal da man in
„Franckreich so unverschämt gewesen ist, die Unfehl-
„barkeit des Pabstes in Zweifel zu ziehen, die ich
„vor besser gegründet halte. Man wird also zu-
„geben müssen, daß man sogar an der Unfehlbar-
„keit des Königs, Ihres Herrn, zweifle. Ich
„wundere mich eben nicht darüber, daß die Ver-
„wegenheit derer, welche Sie schreiben lassen, sie
„so weit verleitet, daß man mir vorwirft, ich
„schmeichelte der Hartnäckigkeit der Ketzer; und ich
„werde mich nur durch Verachtung wegen einer so
„lächerlichen Beschuldigung rächen. Ich biete allen
„und jeden Trotz, meinem Briefe einen so verkehr-
„ten Sinn beyzulegen. Ich getraue mir sogar zu
„versichern, daß derselbe, wenn es Gott gefällt,
„mehr wahre Bekehrungen stiften wird, als die Ei-
„telkeit, der Eigennuzen und die Grausamkeit fal-
„sche gestiftet haben. Die Zeit wird uns alles hel-

„ler machen, und den falschen Ruhm mit den fal-
„schen Tugenden vertreiben: sie wird der Wahrheit
„und der Tugend überall auf eine so glänzende Art
„den Sieg verschaffen, daß man sich in der ganzen
„Welt darüber verwundern wird, wie zu Rom,
„wo Se. Heiligkeit eben eine so würdige Cardinals-
„erhebung veranstaltet haben. Nach diesem Wun-
„der muß man sich gefaßt machen, bald mehrere zu
„sehen: die gute Parthey bereitet sich auch mit Freu-
„den darauf, da sie sieht, daß die Sklaverey von
„Rom durch diesen einzigen Meisterstreich des
„Pabstes zernichtet worden ist.„ Sie meldet dem Ritter noch die Eroberung von Ofen in diesem Jahr 1686. mit ausnehmenden Merkmalen des Vergnügens, als eine That, die alles Große und Schöne dieses Jahrhunderts übertreffe, und endigt ihren Brief dergestalt: „Sollten Sie unglücklicher Weise „einer Parthey zugethan seyn, die dasjenige, was „vorgeht, nicht bewilligt: so wünsche ich herzlich, „daß Gott sie darüber trösten möge. Ertheilen Sie „unterdessen denen, die Sie nach einem Stillschwei-
„gen von drey Monathen schreiben lassen, diesen
„heilsamen Rath, daß sie mich in Ruhe lassen:
„denn die Quelle, woraus ich alles nehme, was die
„Leute betrüben kann, ist unerschöpflich; sie mö-
„gen sich aber deswegen an Gott halten, nicht
„an mich.„

Nicht nur der lebhafte, wizige, belustigende Ausdruck, in welchen Christina viele wahre und lehrreiche Gedancken zu kleiden pflegte, hat diesem Briefe eine Stelle hier verschaft; sondern hauptsächlich ihr unterscheidender Trieb, den man darinne erblickt, ihre Meinung desto muthiger, spöttischer, und fast möchte man sagen, desto troziger zu behaupten, je mehr

dieselbe

dieselbe von Leuten, gegen welche sie wenig Hochachtung hegte, oder sonst mißvergnügt war, angegriffen wurde. Es scheinet in der That, daß ihr der Französische Hof um diese Zeit etwas verächtlich begegnet sey: ihr großer Widerwillen gegen denselben brach daher auf allen Seiten aus. Sogar das Gerüchte beunruhigte sie, daß der Herzog von Mantua im Begriff sey, an den Französischen Hof zu reisen: sie schrieb daher im Jahr 1686. an ihn, daß sie es zwar nicht glaubte; daß aber alle diejenigen, die für die Freyheit Italiens wachten, und an dem Ruhm des Herzogs Antheil nähmen, diesen Schritt fürchteten, weil er dem allgemeinen Besten sehr nachtheilig seyn würde. Auf der andern Seite erfuhren die Cardinäle von der Französischen Parthey zu Rom ihre Reden mit dem größten Mißfallen. Sie änderte aber dieselben nicht; sondern beschloß vielmehr, weil ihr der Aufenthalt zu Rom durch diese Händel verdrießlich wurde, sich an einen andern Ort, vorzüglich nach Bremen, wenn ihr vorgeschlagener Tausch noch zu Stande kommen könnte, zu begeben.

Zu gleicher Zeit aber beförderte Christina die Ausgabe eines großen astronomischen Wercks, das auf ihre Kosten gedruckt werden sollte. Der Verfasser desselben, Matthias Wasmuth, ein berühmter Gelehrter zu Kiel, suchte darinne durch astronomische Beobachtungen und Berechnungen die ganze Zeitrechnung zu berichtigen, und den Kalender zu verbessern. Sie versprach ihm die Unterstüzung, um welche er bat, unter zwo Bedingungen: erstlich, daß er nicht das geringste wider das Ansehen des Pabstes, noch wider die Lehren der Römischen Kirche in seinem Buche vorbringen;

zwey-

zweytens, daß er in demselben des Franz Cevera, eines sehr gelehrten Sternkundigen, der ihm den Weg gebahnt hatte, und nur durch den Todt verhindert worden war, seine Arbeit auf ihre Unkosten zu vollenden, rühmlich gedencken sollte. Funfzehntausend Reichsthaler wurden erfordert, um Wasmuths Werck zu drucken; von diesen hatte sie im Jahr 1686. schon acht tausend bezahlen lassen, und die übrigen sollten im nächsten Jahre folgen. Christina versprach auch seinen Kalender an den Höfen zu empfelen: „zwar von dem jezigen Pabste, „sagte sie, ist nichts zu hoffen; aber es wird bald „ein anderer kommen, wenn es Gott gefällt; als„denn werde ich Wunder verrichten.„ Wasmuth mußte sich nach den vorgeschriebenen Bedingungen richten, und fand bey der ersten derselben große Schwierigkeiten. Er mußte viele Stellen verändern, die vor ketzerisch ausgegeben wurden, als man sie im Jahr 1687. zu Rom las. Christina war schon gesonnen, dem Wercke ihren Beystand ganz zu entziehen; endlich aber war sie mit seinen Verbesserungen zufrieden: sie giengen auch so weit, daß er in seiner Zuschrift sagen mußte, keine Verbesserung des Kalenders sey canonisch, oder könne als eine Vorschrift gelten, wenn sie nicht von dem heiligen Römischen Stuhle gebilligt worden sey. Unterdessen erschien doch dieses Werck erst nach dem Tode seines Verfassers und der Königinn, im Jahr 1692. zu Kiel, voll Gelehrsamkeit und des mühsamsten Fleißes. Wenn man Christinen bey mäßigen Einkünften einen so beträchtlichen Theil derselben auf den Druck eines solchen Wercks verwenden sieht: so kann man sich nicht enthalten zu wünschen, daß es den Fürsten bekannter werden möchte, es sey eines der kräftigsten Mittel in ihren

Hän-

Händen, der Wahrheit, Gelehrsamkeit, Religion und Tugend aufzuhelfen, daß sie die gemeinnüzigsten Schriften nach einer weisen Wahl verfertigen, sie freygebig drucken, und eben so großmüthig vertheilen lassen.

Indem Christina mit diesem Wercke und andern Schriften beschäftigt war, aber auch den Zustand von Europa immer aufmercksam betrachtete, wurde im Jahr 1687. der große Streit über die Quartiersfreyheit der Gesandten zu Rom rege. Sie hatten es seit langer Zeit dahin gebracht, daß außer ihren Bedienten, auch alle diejenigen, die von ihrer Nation waren, und öfters viele andere Personen, welche mit jenen in den nächsten Straßen an ihrem Palaste wohnten, unter ihrem Schutze standen, und von der Gerichtsbarkeit der Obrigkeit zu Rom befreyet waren. Innocenz der Eilfte wollte endlich diesen schädlichen Mißbrauch, der vielen Verbrechern Zuflucht und Strafloſigkeit verschaffte, aufheben. Die Fürsten seiner Kirche willigten darein; nur den König von Franckreich ausgenommen, der die Quartiersfreyheit seines Gesandten eine Zeitlang gewaltsam behauptete. Auch Christina, die dieses Rechts in Absicht auf die ganze Gegend um ihren Palast stets unangefochten genossen hatte, begab sich desselben. Sie schrieb mit vieler Höflichkeit an den Pabst; erklärte sich, daß sie ihm zwar nichts weiter anbiete, als was ihm gehörte, daß ihm aber ihr Beyspiel vielleicht bey den jezigen Umständen nicht unnüz seyn dürfte: und sie behielt sich nur die schuldige Achtung gegen die Wohnungen ihrer Bedienten vor. Schon dieser Brief, so viel Ehre sie auch von demselben hatte, ward an dem Päbstlichen Hofe übel ausgelegt. Gleich darauf

aber

aber wurde sie auch von der noch übrigen Seite, wo sie sich die gebührende Achtung vorbehalten hatte, beleidigt. Die Gerichtsbedienten verfolgten am Osterfeste dieses Jahres einen jungen Menschen, den sie gefangen nehmen sollten, aus einer Kirche, in welche er geflüchtet war, bis zu den Wagenbehältnissen der Königinn, und warfen ihm, da er sich an dieselben unbeweglich fest hielt, einen Strick um den Hals, um ihn davon loßzureißen oder gar zu erwürgen.

Sobald Christina davon Nachricht bekam, erklärte sie sich, daß sie bey dieser Gelegenheit dem Pabste zeigen wollte, sie werde sich nicht immer so verächtlich als bisher begegnen lassen. Sie ließ den Gerichtsdienern befehlen, den Gefangenen wieder auszuliefern: diese gehorchten auch, und sie ließ ihn in die Kirche zurückführen, aus welcher er entflohen war. Dem Päbstlichen Schazmeister, der das gerichtliche Verfahren angeordnet hatte, versicherte sie zugleich, daß sie bey der ersten Veranlassung noch mehr thun würde. Der Pabst sahe seiner Seits ihre Handlung als eine öffentliche Störung der Gerechtigkeit an, und ließ die beyden Personen, durch welche sie den Gefangenen in Freyheit gesezt hatte, zur Verantwortung vorladen. Allein sie lachte nur darüber, und schrieb folgende Zeilen an den Schazmeister, die jedermann bald auswendig wußte: „Sich „und Ihren Herrn entehren, das heißt jezt in Ihrem „Gerichte die Gerechtigkeit verwalten. Ich trage „viel Mitleiden mit Ihnen, und Sie werden mir „noch mehr erwecken, wenn Sie erst Cardinal seyn „werden. Unterdessen gebe ich Ihnen mein Wort, „daß diejenigen, welche Sie zum Tode verdammt ha„ben, wenn es Gott gefällt, noch eine Zeitlang le-

„ben werden: und wenn sie von ohngefähr eines an„dern als des natürlichen Todes sterben sollten, so „sollen sie nicht allein sterben.„ Christina wollte hierauf ihrer ganzen Hofstatt den Abschied geben, damit man nicht sagen möchte, sie erregte einen Aufstand, oder rüstete sich wider den Pabst; alle aber, die in ihren Diensten waren, baten sie so eifrig, sie darinne zu behalten, daß sie es ihnen nicht versagen konnte. Unterdessen blieb sie standhaft dabey, das, was sie gethan hatte, zu behaupten: sie ließ sich auch durch die zwey von dem Schatzmeister verurtheilten Personen öffentlich begleiten, ohne daß jemand dieselben angegriffen hätte. Nach vielen Erklärungen von beyden Seiten ließ sie dem Pabste folgenden Vergleich durch seinen Beichtvater vorschlagen: sie bäte ihn für sich und ihre Bedienten, die nichts ohne ihren ausdrücklichen Befehl gethan hätten, demüthig um Verzeihung, wenn er von ihnen jemals wäre beleidigt worden; ersuchte ihn aber Befehl zu geben, daß sie niemals wieder so sehr beschimpft würde, indem sie eher tausendmal sterben als solches leiden wollte. Der Pabst bewilligte alles; nur begehrte er durchaus, daß ihre beyden Diener gestraft werden sollten, und sie hingegen schüzte sie desto mehr. Sie und viele andere glaubten, alles dieses geschehe nur deswegen, um sie aus Rom zu entfernen; sie sagte aber vor jedermann, daß sie ihren Feinden dieses Vergnügen nicht machen werde. Daher gieng sie von neuem, in Begleitung aller ihrer Hofbedienten, welche wohl bewaffnet waren, in die Kirche, und da ihr der Pabst ein Geschenck von seltnem Obste schickte, sagte sie: „Ich dencke nicht, daß „er mich durch sein Geschenck einzuschläfern hofft; „nein, nein, ich will gewiß auf meiner Hut seyn.„ Der Unwillen des Pabstes stieg immer höher; er

begnügte sich aber daran zu sagen: è Donna, es ist ein Frauenzimmer: ein Wort, das Christinen in diesem verächtlichen Ton ausgesprochen, so sehr als die schlimmsten Schmähworte ärgerte. Endlich nahm ihr der Pabst, um sie zu demüthigen oder zur Unterwerfung zu nöthigen, das Jahrgeld von 12000 Thalern, das sie so lange von der Päbstlichen Kammer genossen hatte.

Hierinne aber betrog sich Innocenz: denn Christina bediente sich eben dieses Mittels, sich über ihn selbst zu erheben. Sie schickte dem Cardinal Azzolini, der ihr diese Nachricht gegeben hatte, folgende Antwort: „Ich kann Ihnen versichern, „daß Sie mir die angenehmste Nachricht von der „Welt ertheilet haben, und ich beschwöre sie bey „der Liebe zu sich selbst, mir diese Gerechtigkeit wie„derfahren zu lassen. Gott, welcher das Innerste „meines Herzens kennt, weiß, daß ich nicht lüge. „Die 12000 Thaler, die mir der Pabst gab, waren „der einzige Schandflecken meines Lebens, und ich „nahm ihn von der Hand Gottes als die größte Be„schimpfung an, durch welche er meinen Stolz de„müthigen konnte. Ich sehe wohl, daß ich bey ihm „zu Gnaden gelangt bin, da er mir die sonderbare „Gnade erzeigt, mir dieselben auf eine so rühmliche „Art zu entziehen. Gott hat mich bey dieser Gele„genheit für das Wenige belohnt, was ich nach sei„ner Eingebung für ihn gethan habe. Ich entsage „in dieser Welt jeder andern Belohnung. Diese Gna„de, welche er mir erwiesen hat, ist tausend Königrei„che werth: und ich bitte ihn, mich vor der Eitelkeit „zu bewahren, von der ich bey einer so schönen „Veranlassung versucht werde. Nur dieses einzige „bedaure ich, daß man mir nicht monathlich hun-

„dert tausend Thaler hat entziehen können, die für „den Kayser eine des Pabstes würdige Hülfe seyn „würden: ich hätte alsdenn ein größeres Verdienst, „um mich zu freuen. Allein der Pabst entzieht mir „nichts; er nimmt es nur vielen Leuten, die es mehr „bedürfen als ich. Ich bitte Sie, dem Pabste und „dem Cardinal Cibo in meinem Nahmen für die „Gnade zu dancken, daß sie mich dieser Verbindlich„keit entledigt haben. Ich war allein, als mir Ihr „Briefchen gebracht wurde. Ich hätte in diesem „Augenblicke gewünscht, daß die ganze Welt in mei„nem Herzen die Freude sehen möchte, mit der es „mich erfüllt hat; allein Gott weiß es, und dieses ist „genug. Bitten Sie ihn für mich, daß er mich „vor der Eitelkeit verwahre, die aus den Gesinnun„gen entstehen, welche er mir eingiebt. Ich ge„traue mir zu sagen, daß sie seiner würdig sind, und „daß er mir heute eine der ausnehmendesten Gna„denbezeigungen erwiesen hat, mit denen er mein „Leben überhäufft hat„ Noch über dieses ließ sie dem Pabste durch den Cardinal Cibo für diese Gnade Danck abstatten, die sie zu erheben nicht Worte genug finden konnte.

Ohne auf die andächtigen Gesinnungen zu sehen, die sie vielleicht bey dieser Gelegenheit stärcker abgeschildert als empfunden hat, ist es schon begreiflich genug, wie sehr ihrem edeln Stolze die Verbindlichkeit wegen eines mäßigen Jahrgeldes von einem Fürsten, wie der Pabst war, zur Last gefallen seyn müsse. Sie schien um diese Zeit, gegen die Mitte des Jahrs 1687. einen gleich starcken Widerwillen gegen Franckreich und den Pabst zu hegen. Zwar wünschte sie ungemein in einem Briefe, daß Franckreich irgend einen empfindlichen Verdruß leiden

möchte; „aber noch mehr, und so sehr als meine „Seeligkeit, sagte sie, wünsche ich noch vor meinem „Tode einen großen und würdigen Pabst auf dem „Römischen Throne zu sehen, und mein Vertrauen „zu Gott ist so groß, daß ich hoffe, er werde mir „diese Gnade erzeigen. Es ist seiner Ehre daran „gelegen, und ich glaube nicht, daß er seine Kirche „in ihrer jezigen Verwüstung verlassen werde.„ Doch mit Franckreich wurde ihre alte Freundschaft eben durch diese Händel mit dem Pabste, plözlich wieder hergestellt. Ludwig der Vierzehnte behauptete die Quartiersfreyheit seines Gesandten mit so vieler Heftigkeit, daß er gegen das Ende des Jahrs 1687. den Marquis von Lavardin mit einigen hundert Kriegsbedienten und Soldaten nach Rom schickte, um dem Pabste Trotz zu bieten. Dieser Gesandte war gegen Christinen im Nahmen seines Hofs sehr zuvorkommend an höflichen Anträgen; sie vereinigte sich daher mit demselben gegen ihren gemeinschaftlichen Feind: und nur eine solche Absicht konnte vermuthlich einen so eingewurzelten Widerwillen ausrotten. Die Königinn erbot sich auch zu einem Vergleiche mit dem Pabste, wenn er ohne Nachtheil ihrer Ehre geschlossen werden könnte; aber dieser gab niemals im geringsten nach, und beyde sind unter diesen Umständen gestorben. Sie verlangte sogar ihre völlige Quartiersfreyheit wieder, weil der Spanische Gesandte, da er die Standhaftigkeit des Französischen Hofs sah, eben dieses begehrt hatte, und sie schrieb im Jahr 1688. an ihren Statthalter: „Ich bin hier, wie ehemals Cäsar, in den Händen der Seeräuber: nach seinem „Beyspiele drohe ich ihnen, und sie fürchten mich „mehr, als Sie sich es einbilden können.„

Nach

Noch vollkommener sieht man ihre damalige Denckungsart aus einem Briefe vom Jahr 1687. an die berühmte Scüdery, die sich durch einen zu ihrer Zeit glänzenden Witz längst Christinens Hochachtung erworben hatte. „Sie müssen wissen, „schreibt sie an dieselbe, daß ich, seitdem Sie mich „gesehen haben, gar nicht schöner geworden bin. „Ich habe alle meine guten und schlimmen Eigen„schaften so völlig und lebhaft beybehalten, als sie „jemals gewesen sind. Ohngeachtet der Schmeiche„ley bin ich noch immer mit meiner Person eben so „unzufrieden als sonst. Ich beneide niemanden um „Glück, weitläuftige Staaten und Schätze; aber „ich möchte mich gerne durch Verdienst uud Tugend „über alle Sterbliche erheben: und dieses macht „mich mißvergnügt über mich selbst. Meine Ge„sundheit ist übrigens vollkommen, und wird so „lange dauern als es Gott gefällt. Ich habe von „Natur eine sehr starcke Abneigung gegen das Alter, „und ich weiß nicht, wie ich mich an dasselbe werde „gewöhnen können. Hätte man mir die Wahl zwi„schen demselben und dem Tode gelassen, so glaube „ich, daß ich ohne Bedencken den leztern würde ge„wählt haben. Doch da man uns darüber nicht zu „Rathe zieht, so habe ich mich daran gewöhnt, ver„gnügt zu leben. Daher beunruhigt mich auch der „Todt nicht, der sich nähert, und seinen Augenblick „niemals verfehlt. Ich erwarte ihn, ohne ihn zu „begehren, und ohne ihn zu fürchten.„ Nach einigen Lobsprüchen, welche sie diesem Frauenzimmer giebt, setzt sie hinzu: „Salie haben Sie, die Sie „so gut schreiben, den Prinzen von Conde sterben „lassen können, ohne etwas in Versen oder in Pros: „auf ihn zu verfertigen? Was vor ein Verlust für „Franckreich. — — Ich wenigstens habe ihn so

„sehr bedauert, als jemand von den Seinigen, „und ich verurtheile Sie dazu, etwas aufzusezen, „das eines Helden von einem so ausnehmenden und „außerordentlichen Verdienste würdig sey. Mir „däucht, es sey eines der grösten Vergnügen des „Lebens, dasjenige gut zu loben, was gelobt zu „werden verdienet.„ Aber auch eines der schwersten, könnte man hinzusezen, wenn dieses Lob öffentlich erscheinen soll.

Im Jahr 1688. schickte Christina den jungen Marquis del Monte nach Schweden, weil sie sich immer noch über die üble Verwaltung mancher Einnehmer und anderer Bedienten in ihren Ländereyen, auch über die Eingriffe der Krone in ihre Rechte, beklagte. Zugleich ließ sie es durch ihn noch einmal versuchen, ob sie nicht gegen das ihr angewiesene Gebiet den unumschränckten Besiz von Bremen erhalten könnte. Sie hatte ihn, eben nicht nach seiner Neigung, mit der reichen und tugendhaften Tochter des Monaldeschi, der auf ihren Befehl hingerichtet worden war, verheyrathet. Da er in Schweden war, starb sein Vater zu Rom, und die Königinn, die ihn ungemein bedauerte, tröstete den Sohn unter vielen Lobsprüchen des Vaters. Sie ließ bey dieser Gelegenheit viele Andacht blicken, und schrieb unter andern an den jungen Marquis: „Es ist mir leid, daß Sie ohne „Messe sind; aber man findet Gott überall, und er „allein ist zu allem hinlänglich: jedes andere, so gut „es auch seyn mag, ist ohne ihn nichts. Erin„nern Sie sich, daß wir alle wie Schatten ver„schwinden werden.„ Uebrigens suchte sie diesen Marquis zu einem eben so geübten Staatsbedienten zu machen, als sein Vater gewesen war, und

hatte

hatte die größte Hoffnung, daß er es werden würde. Ohngeachtet der Fehler, die sie an ihm bestrafte, vertrauete sie ihm schon fast alles. Sie befohl ihm, ihr höchstes Recht an die Schwedische Krone zu behaupten; versicherte, daß sie wohl dereinst den König von Schweden wegen seiner Undanckbarkeit und Ungerechtigkeit gegen sie zur Reue bringen dürfte, und gestand, daß sie immer gerne fortlaufende Händel mit Schweden haben möchte: vermuthlich, um das Andencken ihrer Rechte in diesem Reiche immer zu erneuern, und um sich für das Betragen zu rächen, über welches sie sich beschwerte. Gleichwohl liebte sie ihr Vaterland, und bezeigte eben diesem Marquis, daß sie demselben tausend Leben aufopfern, auch zu aller Zeit, wenn es nöthig seyn würde, dahin reisen wollte; obgleich der bloße Gedancke Rom zu verlassen, ihr das Herz durchdringe.

Rom war es jedoch allein, keineswegs der Pabst und sein Hof, die ihr diesen Aufenthalt so angenehm machten. Sie meldete ihrem Gesandten: „Der „Pabst ist verhaßter, als irgend jemand, und was „noch schlimmer ist, er wird auch von jedermann „verachtet.„ In einem andern Briefe versicherte sie, daß sie nur noch ein Ueberrest von Ehrerbietung gegen den heiligen Stuhl gehindert habe, sich zu rächen; daß sie aber eben diese Ehrerbietung zu solchen Entschließungen bringen dürfte, über welche die Nachwelt erstaunen würde. Wenn man dem Bischof Burnet, der im Jahr 1687. zu Rom war, glauben darf, so machte sich Christina mit aller Freyheit über die Päbste lustig. „Die Kirche, „sagte sie zu ihm, muß wohl von dem heiligen Gei„ste regiert werden. Denn ich habe, seitdem ich zu

„Rom bin, vier Päbste gesehen, und ich schwöre, „daß keiner von diesen vieren den gesunden Men„schenverstand gehabt hat. Ich bin Zeuginn, daß „sie recht im buchstäblichen Verstande die ersten und „die lezten unter den Menschen gewesen sind.„ Es ist wohl gewiß, daß Innocenz der Eilfte kein so sehr verächtlicher Pabst war; allein er hatte Christinen beleidigt, und bey aller tugendhaften Strenge sahe man ihn doch nur vor einen ungelehrten und störrischen Geistlichen an. Christina spottete seiner und seiner Regierung noch in andern Briefen; allein sie sezte hinzu: „Rom ist der einzige Phoenix, „welcher immer schöner und größer, als er vorher „war, aus seiner Asche hervorsteigt, und Sie wer„den diese Vorhersagung erfüllt sehen.„ Allerdings hat sich das geistliche Rom bis auf die neuesten Zeiten mehrmals, wenn es seiner Unterdrückung nahe zu seyn schien, durch Mittel, die ihm allein eigen sind, so glücklich gerettet, daß es bey nahe nichts von seinem äußern Schimmer verloren hat; aber an innerer Stärcke hat es desto mehr eingebüßt, und seine gänzliche Entkräftung ist wohl, ohngeachtet dieser Vorhersagung, nicht mehr weit entfernt.

Ueberhaupt war Christina in dieser scharfsichtigen Kunst, mit großer Wahrscheinlichkeit Blicke in die Zukunft zu werfen, sehr weit gekommen. Sie beurtheilte oft die Veränderungen und den Ausgang der Kriege, das Verhalten der Fürsten und anderer großen Männer so richtig, daß diejenigen darüber erstaunten, welche nicht wußten, wie leicht es einer sehr geübten Staatsklugheit sey, tief in die Ferne zu sehen. So sagte sie es mehr als drey Jahre voraus, daß Jacob der Zweyte,

König

König von England, seine Krone verlieren würde: und im Jahr 1688, da diese große Staatsveränderung ihren Anfang nahm, behauptete sie sogleich, daß der Prinz Wilhelm von Oranien allein und beständig König von England bleiben würde; daß England und Holland nunmehro vereinigt, gar bald ganz Europa zittern machen, und demselben auf dem festen Lande und zur See harte Geseze vorschreiben würden. Der Charakter und die ganze Aufführung dieser beyden Fürsten zeigten ihr alle daraus zu erwartende Folgen; zumal wenn jene mit dem Zustande der Europäischen Länder in Vergleichung gebracht wurden. Daher sagte sie von Jacob dem Zweyten: „Die Verfolgung der Hugonotten in Franck„reich ist der unglücklichste Streich für diesen armen „Fürsten gewesen, der zu abergläubisch für die Re„ligion eifernd, zu arm an Staatsklugheit war, und „sich dadurch zu Grunde gerichtet hat, weil er sich „durch das verwünschte Geschlecht der Jesuiten und „Mönche regieren ließ, welche allemal alles verder„ben, worein sie sich mengen.„ An den Prinzen von Oranien hingegen schrieb sie schon im Anfange des Jahrs 1689, um ihn zur Gnade gegen den Grafen d'Adda, (welches vermuthlich der Päbstliche Nuncius in England war,) uud gegen die Römischcatholischen in diesem Reiche, zu bewegen: sie versicherte ihn bey dieser Gelegenheit ihrer Hochachtung und Bewunderung.

Ohngeachtet ihrer ungemeinen Liebe gegen Rom, welche sie daselbst zurückhielt, machten sie doch ihre Händel mit dem Pabste in diesen Jahren geneigter, seine Hauptstadt zu verlassen. Dazu kamen auch die Absichten ihres Statthalters Olivekrans. Dieser sahe es ungerne, daß der Cardinal Azzolini, wie

es völlig zu vermuthen war, ihr Erbe seyn sollte: er hoffte desto größere Vortheile, wenn der Churfürst von Brandenburg, welcher Geschwisterkind mit Christinen war, diese reiche Verlassenschaft erhalten könnte; daher gab er demselben eine nähere Veranlassung, sich darum zu bewerben. Der Churfürst Friedrich Wilhelm schickte gegen das Ende des Jahrs 1687. seinen Kammerherrn, den Baron Dobrzinski, unter dem Vorwande einer Lustreise nach Rom, der ihr prächtige Geschencke und zugleich die Versicherung brachte, der Churfürst nehme so viel Antheil an dem Mißvergnügen, welches sie zu Rom ausstünde, daß sie allemal in seinen Staaten eine sichere und angenehme Zuflucht finden könnte. Christinen gefiel dieses Anerbieten: sie machte es auch öffentlich bekannt, damit man sehen möchte, daß es ihr nicht an Freunden fehle. Sie bat sogar den Churfürsten, ihr hundert Officiers zu ihrer Sicherheit zu schicken; doch stand sie von diesem Verlangen wieder ab, nachdem sie sich mit dem Französischen Gesandten verglichen hatte, der ein so starckes gewafnetes Gefolge auch zu ihrer Bedeckung hatte. Die Unterhandlung selbst zwischen ihr und dem Churfürsten nahm einen glücklichen Lauf. Dobrzinski brachte den alten Marquis del Monte, der ein heftiger Feind des Cardinals Azzolini war, auf seine Seite. Die Königinn war auch schon mehr als einmal im Begrif, sich gänzlich zu entschließen; allein sie änderte sich, wenn sie weniger erbittert gegen den Pabst war, und es wurde ihr von neuem schwer, Rom zu verlassen. Als der Churfürst im Jahr 1688. gestorben war, ließ Christina seinem Sohne den Vorschlag thun, ihr den unumschränckten Besiz des Herzogthums Cleve zu überlassen; weil ihre Ehre, wie sie sagte, ihr nicht erlaubte, an

einem

einem Orte zu leben, der nicht ganz von ihren Befehlen abhienge, außer zu Rom. Der Churfürst Friedrich der Dritte entschuldigte sich zwar, daß er ihr die uneingeschränckte Herrschaft dieses Landes nicht zugestehen könnte; dagegen aber erbot er sich, daß sie nebst ihrem Hofe vollkommen unabhängig leben, eine Leibwache von zweyhundert Mann haben, und ein Jahrgeld von funfzehn tausend Thalern genießen sollte. Damit schien die Königinn nicht unzufrieden zu seyn; doch der Todt des Marquis del Monte unterbrach und schwächte zugleich diese Unterhandlung. Sie würde abermals lebhaft geworden seyn, wenn Christina ihren Vorsaz nach Deutschland zu reisen ausgeführt hätte; oder wenn Olivekrans, der schon auf dem Wege nach Rom war, vor ihrem Tode daselbst angelangt wäre.

Unterdessen hatte sich Christina seit dem Jahr 1687 bemüht, einen gewissen Franzosen, von Bremond, der sich lange in den Vereinigten Niederlanden aufgehalten hatte, und zu einer beständigen Verbannung aus seinem Vaterlande genöthigt war, zu ihrem Residenten im Haag zu bestellen, auch zugleich eine Catholische Capelle daselbst in seiner Wohnung aufzurichten. Allein die Generalstaaten weigerten sich, ihn in dieser Würde zu erkennen, weil er ihnen, zumal bey dem mit Franckreich im Jahr 1688 ausbrechendem Kriege, verdächtig war. Christina nahm zwar diesen Entschluß nicht sehr übel auf, weil sie die Behutsamkeit der Regierung zu einer solchen Zeit nicht tadeln konnte; dennoch aber wollte sie derselben zu verstehen geben, daß sie auch wider ihren Willen ein Mittel hätte finden können, ihre Absicht zu erreichen. „Ich erkenne meinen Fehler, schrieb „sie im Anfange des Jahrs 1689 an die General-

„staaten,

„staaten, daß ich diesen Entschluß zu einer Zeit ge„faßt habe, da der Ruhm und das Glück meinen „Vetter, den Herrn Prinzen von Oranien, von ih„nen entfernet haben: sein Ansehen würde mir „vielleicht diese Gefälligkeit von Ihnen verschafft „haben.„

Gleich darauf bekam sie die erste Ankündigung ihres nahen Todes durch eine gefährliche Kranckheit. Sie überstand zwar dieselbe zur allgemeinen Freude von Rom, wo sie sehr beliebt war; besonders auch wegen ihres großen Aufwandes, der ohngefähr vierhundert Personen ernährte. Aber in kurzem traf sie ein härterer Rückfall. Sie bereitete sich sogleich unerschrocken zu ihrem Ende, ließ den Pabst wegen der empfindlichen Ausdrücke, die sie gegen ihn gebraucht haben mochte, um Verzeihung bitten, erhielt seine feyerliche Vergebung, und unterzeichnete noch ihr Testament, das ihr der Cardinal Azzolini darreichte, an welchem er auch zu seinem Vortheile gearbeitet hatte. So starb sie unter dem Zureden eines Carmelitermönchs, auf eine heitere und sanfte Art, am 19 April des Jahrs 1689.

In ihrem Testamente verordnete sie zwar, daß sie ohne alles Gepränge begraben werden, und daß man auf ihr Grab nur folgende Aufschrift setzen sollte: D. O. M. Vixit Christina Annos LXIII. „Chri„stina hat 63 Jahre gelebt.„ Allein der Pabst ließ ihr gleichwohl ein prächtiges Leichenbegängniß halten. Zween seiner Nachfolger aber, Innocenz der Zwölfte und Clemens der Eilfte, ließen ihr in der Peterskirche, wo sie begraben wurde, ein kostbares Grabmahl, mit ihrem Brustbilde und einer Aufschrift zu ihrer Ehre, errichten. Sie hatte außerdem befoh-

befohlen, daß man nach ihrem Tode für die Ruhe ihrer Seele 20000 Messen und nach einer unaufhörlich dauernden Stiftung täglich drey derselben in der Peterskirche lesen sollte. Vermuthlich hatte die Begierde, vor eine eifrige Römischcatholische angesehen zu werden, an diesem Befehle so vielen Antheil, als die Andacht: es wird ihm auch an der Erfüllung nicht gefehlt haben, da die Geistlichkeit dafür bezahlt worden ist.

Den Cardinal Azzolini ernannte sie wegen seiner treuen und langen Dienste zu ihrem Haupterben. Sie dachte in ihrem Testamente nicht einmal an den König von Schweden und an dieses Reich, das darinne vor allen hätte genannt werden sollen: ihr Mißvergnügen über beyde begleitete sie auch ins Grab. Dem Churfürsten von Brandenburg vermachte sie nur ein schönes Gemählde, das er nicht annahm, und er sowohl als der König von Schweden suchten vergebens ihre Ansprüche auf Christinens Verlassenschaft zu behaupten. Azzolini starb zween Monathe nach ihr: darauf fiel diese Erbschaft, deren Werth gegen eine halbe Million Thaler betrug, an seinen Neffen; der jedoch wegen der großen Vermächtnisse, die er auszuzahlen schuldig war, und wegen anderer Ursachen, weit weniger davon am Ende besaß. Die vortreffliche Bibliothek der Königinn kaufte der gleich folgende Pabst Alexander der Achte: neunhundert Handschriften aus derselben kamen in die Vaticanische Büchersammlung; das übrige blieb in der Familie des Pabstes Ottoboni, in deren Palaste zu Rom man noch sieben tausend Bände von derselben sieht. Ihre Sammlung von Münzen, Bildsäulen, Gemählden und geschnittenen Steinen war unschäzbar: der größte und seltenste Theil davon kam

aus

aus dem Alterthum; in den Gemählden aber bewunderte man die Kunst eines Raphael, Corregio, Paolo Veronese und anderer großen Meister, so wie an einigen Bildsäulen den Ritter Bernini. Alle diese Schätze kaufte ein Neffe Innocenz des Eilften, aus dem Hause Odescalchi, sehr unter ihrem Werthe, für 153000 Thaler. Der Herzog Philipp von Orleans, Regent von Franckreich, bezahlte im Jahr 1722 nur für 250 dieser Gemählde 90000 Römische Thaler, und ließ sie in den Königlichen Palast nach Paris bringen. Auch in andere Gegenden wurden manche Stücke dieser großen Sammlung zerstreuet. Man kann sich von derselben einigen Begriff aus zwey Wercken machen. Das eine enthält einen großen Theil der alten Münzen, welche Christinen gehörten, und ist mit der Aufschrift, Numophylacium Reginae Christinae von Havercampen, im Jahr 1742 im Haag in einem Foliobande herausgegeben worden. In dem andern, das den Titel Museum Odescalcum, (Rom 1747 zwey Bände in fol.) führt, sind viele ihrer auserlesensten geschnittenen Steine abgebildet.

Christina, welche die Wissenschaften und schönen Künste so sehr liebte und kannte, hat auch Schriften hinterlassen, die ihrer würdig sind; obgleich nicht in der Absicht, daß sie gedruckt werden sollten. Eine darunter heißt eine Arbeit ihrer müßigen Stunden, und besteht aus einer Reihe von fast zwölfhundert vermischten Gedancken, Betrachtungen und Sentenzen. Man kann sie zwar nicht durchgehends mit den Maximen des Rochefoucauld vergleichen: denn viele derselben sind zu gemein und zu bekannt, außerdem auch zu nachläßig als die ersten Einfälle, nur für sich hingeworfen. Aber eine große Anzahl davon ist doch

ein

ein Denckmal ihrer Scharfsinnigkeit, und ein fruchtbares Feld zum Nachdencken. Man wird vielleicht einige dieser kurz und bündig ausgedrückten Gedancken nicht ungerne lesen. „Die kleinsten Staaten, „sagt Christina, begreifen genug in sich, um die Fähigkeit der grösten Männer zu beschäftigen. — „Die Kunst sich zu rächen, ist wenig bekannt. — „Die Verachtung rächt ein groses Herz am edelsten. — Sich durch die Beschüzung der Unterdrückten rächen, ist eine edle und rühmliche Rache. — „Es ist eine Art von Vergnügen, die Undanckbarkeit auszustehen; aber dieses Vergnügen können „nur groe Seelen empfinden. — Wer die seltene „Kunst besizt, die Menschen durchzuschauen, ist fähig zu regieren. — Die Menschen lieben ihre „Fehler fast eben so sehr, als ihre guten Eigenschaften. — Die Menschen werden niemals anders „als durch sich selbst betrogen. — Alles, was man „will, muß man starck wollen. — Man altert „mehr durch Trägheit als durch zunehmende Jahre. — Diejenigen, welche vor Freunde der ganzen „Welt angesehen seyn wollen, sind es von niemanden. — Die Ruhe ist die grösste von allen Angelegenheiten. — Einen Feind verlieren, ist ein weit „gröserer Verlust als man glaubt. — Man muß „niemals mit sich selbst zufrieden seyn, so sehr auch „andere mit uns zufrieden zu seyn scheinen. — „Groe Seelen sind des Unwillens, aber nicht des „Hasses fähig. — Man ist immer so glücklich und so „unglücklich, als man es zu seyn glaubt.„ Dieser lezte Saz ist gerade das Gegentheil von einem andern, den Rochefoucauld vorgetragen hat, und der richtiger zu seyn scheinet. Ueberhaupt aber sind unter diesen Betrachtungen der Königinn, welche sie im Jahr 1680 niederschrieb, viele mehr witzige als

wahre,

wahre, oder gewinnen wenigstens durch ihre Wendung und durch zugespizte Gegensäze, eine fremde, unnatürliche Gestalt. Nichts steht darunter gezwungener, als gewisse Ausbrüche des Eifers für den Pabst und seine Kirche; und wenn Christina fragt: Wie kann man ein Christ seyn, ohne ein Catholik zu seyn? so läuft dieses ohngefähr auf die verwundernde Frage der Pariser hinaus: Wie ist es möglich, daß man ein Persianer seyn kann?

Ein anderer von Christinens Aufsätzen enthält Betrachtungen über das Leben und die Thaten Alexanders des Großen. Sie stellt diesen König als das Muster aller Fürsten vor, mit dem kein anderer verglichen werden könnte. Er war im eigentlichen Verstande ihr Held: und bey ihrer ungemeinen Neigung zu außerordentlichen, bewundernswürdigen Thaten, konnte es auch nicht leicht ein anderer werden. Man muß gestehen, daß sie seine großen Eigenschaften und Tugenden sehr wohl gekannt und eben so geschickt zu preisen gewußt habe. Seine nicht geringern Fehler verschweigt sie zwar keineswegs; allein sie verringert und entschuldiget dieselben bisweilen mit einer zu partheyischen Kunst: wie unter andern die Ermordung des Clitus; und einen der größten darunter, seine wilde Eroberungssucht, die von einer unersättlichen, übelverstandenen Ruhmbegierde genährt wurde, diesen vergißt sie ganz und gar. Nach Alexandern war niemand größer in Christinens Augen als Julius Cäsar. Daher kommen ihre Betrachtungen über das Leben und die Handlungen des Cäsar, die, wie alle ihre Schriften, Französisch abgefaßt, aber lange nicht vollendet sind. Ihre Absicht war darinne hauptsächlich, diesen großen Mann gegen den fast allge-

allgemeinen Vorwurf zu vertheidigen, daß er undanckbar und grausam sein freyes Vaterland sich unterwürfig gemacht habe. Schwerlich läßt sich diese That des Cäsar rechtfertigen; wenn man gleich viel zu seiner Entschuldigung, und wider Rom selbst besonders dieses sagen kann, daß es damals verdient und gleichsam darnach getrachtet habe, seine Freyheit zu verlieren. Christina ist nicht so weit in diesen Betrachtungen gekommen, um sich darüber zu erklären; vermuthlich aber würde sie, außer der gedachten Anmerckung, auch auf die großen Vortheile gedrungen haben, die Rom zu Cäsars Zeit von der höchsten und beständigen Gewalt eines einzigen solchen Mannes erwarten konnte. Diese Betrachtungen sind übrigens noch nachläßiger geschrieben, als die erstern über den Macedonischen Helden; sie sind auch wegen ihrer Unvollständigkeit weniger lesenswürdig. Das seltsamste Urtheil, das man darinne findet, enthält die folgende Stelle: „Man war noch nicht darauf gefallen, die Ehre der „Menschen in diejenigen Theile des Leibes zu sezen, „wo die weise Natur der Schaam ihre Wohnung „angewiesen hat, und man war noch nicht so ge„wissenhaft; vielmehr war es damals menschliche „Weisheit, seinen Begierden nichts zu versagen. „Ich verzeihe es daher dem Cäsar, daß er nicht „keusch gewesen ist, weil er das Gelübde der Keusch„heit nicht gethan hatte.„ Solche Einfälle können wohl zu tausenden durch den Kopf gehen, oder höchstens zur Belustigung einer Gesellschaft dienen; aber sie aufzuschreiben, ist für sie eine zu große Ehre.

Unter der Aufschrift, Gesinnungen und merckwürdige Reden der Königinn Christina, liefert man abermals ohngefähr fünfhundert einzeln aus-

gedrückte Gedancken, die mit den oben beschriebenen von ähnlichem Werthe, zum Theil auch von einerley Inhalte, selbst bis auf die Worte, sind. Es ist das lezte Werk der Königinn: vieles ist in demselben freymüthig, neu und mit großer Einsicht gesagt; allein fast eben so vieles kann man nur dazu gebrauchen, seine Beurtheilungskraft daran zu üben. Eine kurze Reihe von Beyspielen wird dieses beweisen. „Jeder Mensch, der den Todt fürchtet, ist, „nach Christinens Meinung, keiner großen That „fähig. — Die Verzweiflung ist die Würckung „der Eitelkeit und der Schwachheit. — Man be„reuet es niemals, Beleidigungen vergeben zu ha„ben; aber fast immer bereuet man es, sie bestraft „zu haben, so gerecht auch diese Bestrafung seyn „mag. — Der Todt des Cäsar war Roms gröss„tes Unglück. Die Freygebigkeit würde die schön„ste von allen Tugenden seyn, wenn sie sich nicht „selbst zu Grunde richtete. — Um in dieser und in „jener Welt glückseelig zu seyn, muß man alles zu „entbehren wissen, was nicht Gott ist. — Das „Spiel ist unter allen Arten die Zeit zu verlieren, „die unschuldigste. — Das Geschlecht des Frauen„zimmers verursacht viele Verlegenheit, und ist ein „sehr großes Hinderniß der Tugend und des Ver„dienstes; dieser Fehler der Natur ist der größte, „den man haben kann; er ist fast unverbesserlich, „und wenige Personen haben sich mit Ehren aus „dieser Verlegenheit gezogen. — Das Frauen„zimmer verheyrathet sich nur, um sich in Freyheit „zu sezen, und will lieber einen alten Mann, als „gar keinen haben. — Es gehört mehr Muth dazu, „sich den Unglücksfällen der Ehe auszusezen, als de„nen, die im Kriege bevorstehen. — Man muß „gut bezahlen, gut belohnen, und gut züchtigen: die-

„ses ist das Mittel, sich überall Gehorsam zu ver-
„schaffen. — Wenn man selbst keinen Krieg zu
„führen hat, so muß man die Jugend und die Sol-
„daten denselben überall aufsuchen lassen. — Man
„muß sich der Gelehrten als lebendiger Bücher-
„sammlungen zu bedienen wissen, sie hochschätzen,
„freygebig gegen sie seyn, sie gebrauchen, und sie
„über das, was sie wissen, zu Rathe ziehen; man
„muß aber wissen, daß sie außer diesem allen or-
„dentlich sehr armseelige Leute sind, wenn sie in der
„Welt und zu Geschäften genüzt werden sollen. —
„Die Vorschrift, Mensch, kenne dich selbst! ist
„nicht die Quelle der Weisheit; sondern vielmehr
„unsers Elendes. — Der größte Nutzen, den man
„aus dem Studieren und aus den Wissenschaften
„ziehen kann, ist dieser, daß man sich in den Stand
„sezt, nichts zu bewundern, und über nichts zu er-
„staunen. — Alle jene eingebildete Begriffe von
„Vaterland, Freyheit, Ruhm, Glück und Ehrgeiz,
„welche so viele große Männer zu so schönen und
„großen Thaten gebracht haben, sind würcklich nichts
„als Träume wachender Menschen.„ — — So
viele von diesen Gedancken auch mißlungen seyn
möchten; so ist es doch immer schön und nüzlich,
häuffige solche Versuche im Dencken anzustellen, und
sie zu seinen eigenen Diensten aufzubewahren.

Auch ein Italiänisches Schäferspiel, Endymion, wird gewissermaaßen unter Christinens Schriften gerechnet. Sie machte den Entwurf zu demselben, verfertigte einzelne Verse und Strophen darinne, und gab überhaupt viele poetische Farben zu demselben her. Der berühmte Alexander Guidi aber führte es zu einem dramatischen Stücke von einer neuen Art aus, in welchem, wie Kenner geurtheilt

haben, die Liebe der Diana und des Endymion mit gleicher Kunst und Würde abgebildet worden ist.

Endlich hat man einige Schriften von Christinen über ihre eigene Geschichte. Die vornehmste darunter ist ihre Lebensbeschreibung, die sie im Jahr 1681 angefangen, aber nicht einmal bis zum Antritte ihrer Regierung fortgeführet hat. Sie hat dieselbe Gott gewiedmet, den sie öfters darinne anredet, um ein Bekenntniß ihrer Danckbarkeit, ihrer Fehler, und ihrer Gesinnungen überhaupt gegen denselben, abzulegen. Dieser andächtige Ton, in welchem sie schreibt, scheinet zwar desto mehr Aufrichtigkeit und Selbsterkenntniß zu versprechen, die auch an vielen Stellen sichtbar sind; aber daß es nicht die vortheilhafteste Gestalt sey, die sie ihrer Lebensbeschreibung hätte ertheilen können, sieht man eben aus der Bemühung, alles auf die Religion zurück zu führen. Für diese war sie damals sehr eingenommen; allein die Leser sollen glauben, daß sie es fast in ihrem ganzen Leben eben so sehr gewesen sey: daher giebt sie sich Gesinnungen, die man in ihrer Geschichte nicht finden kann. Sie wird auch sonst hin und wieder partheyisch für sich und ihre Freunde: wer anders als sie hätte daran nur dencken können, den Cardinal Azzolini dem Großkanzler Oxenstierna vorzuziehen? Und vielleicht findet man es auch nicht anständig genug, daß sie Gott viele Kleinigkeiten ihres Lebens vorsagt; daß sie hingegen so oft von dem großen Gustav, und von andern großen Männern vor demjenigen spricht, vor dem man nichts groß nennen darf, so bald man ihn gleichsam zum Zeugen der Erzählung erbeten hat.

Gleich-

Gleichwohl ist diese Lebensbeschreibung der lesenswürdigste unter allen ihren Aufsätzen. Außer dem Gebrauche, den ich bereits von derselben gemacht habe, dürfen auch zwo Stellen daraus hier nicht fehlen, die ihre Denckungsart und ihre Neigungen lebhafter als andere abschildern. „Ich dancke dir, o Herr, „schreibt sie in der ersten derselben, daß du mich ei„ne Frauensperson hast gebohren werden lassen: „und dieses desto mehr, da du mir die Gnade er„zeigt hast, keine von den Schwachheiten meines „Geschlechts in meine Seele übergehen zu lassen, „die du vielmehr durch deine Gnade eben so wohl „als meinen übrigen Leib ganz männlich gemacht „hast. Du hast dich meines Geschlechts bedient, „um mich vor den Lastern und Ausschweifungen des „Landes, in welchem ich gebohren wurde, zu be„wahren: und nachdem du mich zu dem schwächsten „Geschlechte verurtheilt hattest, hast du mich von „allen gewöhnlichen Schwachheiten desselben befreyen „wollen. Du hast mich auch aus der großen Ab„hängigkeit meines Geschlechts gezogen, indem du „mich auf einem Throne hast gebohren werden lassen, „auf welchem ich ganz allein gebieten sollte. Du „hast mir auch von meiner Kindheit an die Vor„theile dieser so großen Unabhängigkeit zeigen wollen, „die ich beyzubehalten gewußt habe, und die ich bis „an den Todt beybehalten werde. Hättest du mich „eine Mannsperson werden lassen, so würden mich „vielleicht die Gewohnheit und das Beyspiel ver„dorben haben. Ich würde vielleicht, wie so viele „andere, alle Tugenden und Gaben, die du mir ge„geben hast, im Wein ersäuft haben. Vielleicht „hätte mich meine hizige und ungestüme Gemüths„art in den unzüchtigen Umgang mit Frauensper„sonen gestürzt, vor welchem ich mich schwerer ge-

„hütet haben würde. Dieser beugsame Geist — —
„den du mir gegeben hast, und welcher macht, daß
„ich mich nach allen Nationen, mit welchen ich le-
„be, so leicht richte, würde vielleicht endlich die
„gräuliche Abneigung überwunden haben, die ich
„gegen den Wein und die Trunckenheit habe: und
„an Statt meine Unterthanen von diesen abscheuli-
„chen Lastern abzuziehen, hätte ich mich vielleicht
„nach und nach an ihre Fehler gewöhnt, um mich
„bey ihnen beliebter zu machen.„

In der andern Stelle gesteht Christina ihre Fehler. „Ich war, sagt sie, mißtrauisch, argwöh-
„nisch, und über dieses bis zur Ausschweifung ehr-
„geizig. Ich war zornig und ungestüm, stolz und
„ungeduldig, zur Verachtung anderer und zum
„Spotte geneigt. Ich schonte keines Menschen:
„und diese Fehler haben sich, an Statt mit den
„Jahren und mit dem Glücke vermindert zu werden,
„so sehr vermehrt, daß ich deutlich genug daraus
„gesehen habe, sie seyen von meiner Person, nicht
„von meinem Glücke entstanden. Dabey war die-
„ses etwas sehr neues, daß ich diese Fehler weit leb-
„hafter und stärcker im Unglücke als im Glücke ge-
„fühlt habe. Denn es scheint, daß die Stille des
„Glücks die wilden Thiere gewissermaaßen besänf-
„tige und einschläfere; an Statt daß das Unglück
„sie reizt und aufweckt. Ich weiß wohl, daß ich
„sie, wenn ich will, verbergen kann. Ich weiß
„aber nicht, ob ich jemals auf eine ernsthafte Art
„sie ganz zu bändigen gesucht habe. Bloß deine
„Gnade, o Herr, hat sie verhindert, mich so weit
„fortzureißen, als sie gehen konnten: und wenn du
„ihnen zuweilen den Zügel hast schießen lassen; so
„hast du ihnen doch niemals erlaubt, mich in den

„Abgrund

„Abgrund zu stürzen. Außerdem war ich ungläubig
„und wenig andächtig: meine hizige und ungestüme
„Gemüthsart hat mir nicht weniger Neigung zur
„Liebe als zum Ehrgeize gegeben. In was vor ein
„Unglück würde mich nicht diese schröckliche Nei-
„gung gestürzt haben, wenn nicht deine Gnade
„meine Fehler selbst dazu gebraucht hätte, mich in
„Ansehung derselben zu bessern. Mein Ehrgeiz,
„mein Trotz, der sich niemanden unterwerfen konn-
„te, und mein Stolz, der alles verachtete, haben
„mir zu trefflichen Verwahrungsmitteln gedient:
„und du hast durch deine Gnade eine so feine Zärt-
„lichkeit des Geschmacks dazu gesezt, daß du mich
„dadurch vor einer für deine Ehre und meine Glück-
„seeligkeit so gefährlichen Neigung bewahret hast.
„So nahe ich auch dem Abgrunde gewesen bin; so
„hat mich doch deine mächtige Hand von demselben
„weggezogen. Du weißest, daß ich, was auch die
„Verleumdung sagen mag, an allen den Erdichtun-
„gen unschuldig bin, mit welchen sie mein Leben hat
„anschwärzen wollen. — — Ich würde mich oh-
„ne Zweifel verheyrathet haben, wenn ich nicht in
„mir die Stärcke erkannt hätte, die du mir gegeben
„hast, des Vergnügens der Liebe entbehren zu können.
„Ich kannte die Welt zu wohl, als daß ich nicht
„hätte wissen sollen, daß ein Frauenzimmer, das
„sich vergnügen will, eines Ehemannes benöthigt
„sey: besonders ein Frauenzimmer von meinem
„Stande, welches nur deswegen einen Ehemann
„nimmt, um sich einen Unterthan oder vielmehr ei-
„nem Sclaven seines Willens und Eigensinnes zu
„verschaffen. Ich war in einem solchen Stande
„und Glücke gebohren, daß ich unter allen Men-
„schen denjenigen wählen konnte, der mir am mei-
„sten gefallen haben würde: denn es gab keinen in

„der Welt, der sich nicht vor glücklich geschäzt hät-
„te, wenn ich ihm meine Hand hätte geben wollen.
„Ich kannte alle meine Vortheile zu gut, als daß
„ich nicht Verstand genug gehabt hätte, mich der-
„selben zu bedienen. Hätte ich einige Schwachheit
„in mir gefühlt, so hätte ich wohl, wie so viele an-
„dre, geheyrathet, um mich zu vergnügen, und um
„aller meiner Vortheile zu genießen: und ich wür-
„de nicht jene unüberwindliche Abneigung, von
„der ich so ausnehmende Merckmale gegeben habe,
„gegen den Ehestand gehabt haben, wenn er mir so
„nothwendig gewesen wäre. Allein du hattest mir
„ein Herz gegeben, das nur von dir eingenommen
„seyn sollte. Du hattest demselben eine so bewun-
„dernswürdige und weit ausgebreitete Fähigkeit er-
„theilt, daß nichts als du allein es anfüllen konnte.
„Du solltest der einzige Gegenstand meines Ver-
„langens seyn. Dieses Herz gehörte dir auch zu,
„so bald es in meinem Busen schlug. Du hattest
„ein geheimes, mir selbst unbekanntes Verständniß
„darinne. Du allein hast Wunder in diesem Her-
„zen ausgerichtet, welche dir desto mehr zur Ehre
„gereichen, da sie dich allein zum Zuschauer und
„Zeugen haben.„ —— Unter ihren übrigen Fehlern nennt Christina noch besonders diese, daß sie den Wohlstand zu geringe geschäzt, und dadurch öfters Gelegenheit gegeben habe, vor strafbarer gehalten zu werden, als sie würcklich gewesen sey; daß sie zu leicht Schwüre gethan, zu oft und zu starck gelacht habe; und andere mehr. Doch man kennet nun schon diese Lebensbeschreibung als einen Aufsaz, der nicht bloß historisch, sondern auch erbaulich werden sollte; vielleicht findet man auch, wenn man zum Argwohne geneigt ist, daß darinne mitten durch die Demuth der Königinn eine gewisse Zufriedenheit mit sich selbst hervorschimmere.

Einen

Einen Theil von demjenigen, was diesem Aufsaze in Ansehung der Zeit mangelt, ersezen zween andere, die unter der Aufschrift: Geschichte desjenigen, was nach dem Tode des Großen Gustav, sowohl in Deutschland als in Schweden, bis zur Niederlegung der Krone durch Christinen, im Jahr 1654. vorgefallen ist, und der andere unter folgender: Nachricht von demjenigen, was sich während der Regierung der Königinn zugetragen hat, vorhanden sind. Sie ließ zwar dieselben durch ihre Geheimschreiber verfertigen, den leztern besonders durch den Galdenblad; allein sie ertheilte ihnen die nöthigen Nachrichten, und sezte Anmerckungen hinzu, durch welche sie dieselben verbesserte oder ergänzte. Man kann sie daher als Erzählungen betrachten, welche von Christinen nach diesen Zusäzen völlig gebilligt wurden. Man bemerckt unterdessen hin und wieder, daß sie alles, was sie betrifft, sehr günstig und Ruhmvoll vorgestellt wissen wollte; damit aber stimmen andere zuverläßige Nachrichten nicht durchgehends überein. Noch hat man eine unter ihrer Aufsicht geschriebene und von ihr mit wenigen Anmerckungen versehene Abhandlung über den Ursprung und das Wapen des königlichen Hauses Wasa; und einen ebenfals von ihr verbesserten italiänisch geschriebenen Entwurf einer Münzgeschichte ihrer und ihres Vaters Regierung. Sie fiel freylich auf diesen Entwurf weit eher, als man in Franckreich die vornehmsten Begebenheiten von Ludwigs des XIV. Regierung in einer Reihe von Schaumünzen abbildete; aber eine solche Erläuterung der Geschichte, so angenehm und nüzlich sie auch ist, erfordert doch viele Behutsamkeit im Gebrauche. Am schönsten

hat sie ihre Gesinnungen auf einigen Münzen ausgedrückt, unter andern auf derjenigen, wo man den Paradießvogel, weit über Land und See und Wolcken in einer reinen Luft erhaben, mit der Umschrift sieht: Libero i nacqui e vissi e morro sciolto; Frey ward ich gebohren; frey lebt' ich, und frey werd ich sterben. Diese Liebe zur Freyheit, die sie so sehr jedem andern Wunsche vorzog, vertrug sich selbst mit der heißern Andacht, von der sie bey zunehmendem Alter eingenommen war. Der abergläubische und verfolgende Religionseifer fand bey ihr wenig Eingang: und eine andere Eigenschaft, die mit der von ihr angenommenen Religion nothwendig verbunden seyn muß, die Ergebenheit gegen den Pabst, diese dauerte bey ihr nur so lange, als sie Ursache hatte, mit demselben zufrieden zu seyn. Selbst in der Hauptstadt dieses Fürsten wußte sie sich Ehrerbietung und Furcht zu verschaffen: sie dachte, handelte und sprach darinne so ungebunden, als wenn es ihre eigene Hauptstadt gewesen wäre.

Nur eine so freye, unabhängige Denckungsart und Aufführung, durch welche sich Christina von allen andern Fürsten und Menschen zu unterscheiden suchte, konnte die sonderbare Vermischung und Ungleichheit, aus welcher sie zusammen gesezt war, hervorbringen. Hoheit des Geistes, edle Ruhmbegierde, Großmuth, liebreiche Vertraulichkeit, offenherzige und wohlthätige Gesinnungen, wechselten bey ihr oft mit Stolz, Herrschsucht, unbegränztem Ehrgeize, übel angebrachter Eitelkeit, mit Härte, bittern Spöttereyen, zuweilen auch mit Kunstgriffen ab. Wiederum war ihr Witz, ihre große Gelehrsamkeit, Kenntniß der Menschen,

Scharf-

Scharfsichtigkeit und Weisheit, alles dieses war nicht mächtig genug, sie vor leichtsinnigen Schritten, Liebe zur Sterndeuterey, Strenge im nichtsbedeutenden Cärimoniell, seltsamen Entwürfen, und ähnlichen Ausschweifungen zu bewahren. Die veränderlichen Gesinnungen, die man stets ihrem Geschlechte zugeschrieben hat, und die vielleicht sehr viel dazu beytragen, demselben das Leben süßer oder doch erträglicher zu machen, diese waren bey Christinen — so wenig sie auch von den Schwachheiten des Frauenzimmers an sich zu sehen glaubte, — auf eine merckliche Art herrschend. Sie veränderte ihre Religion, ihren Aufenthalt, ihre Neigung gegen Fürsten und Länder, ihre Beschäftigungen und Unternehmungen, und besonders mehr als einmal ihren Vorsaz nicht zu regieren; oder vielmehr, sie bereuete diesen Vorsaz, den sie nach einer Ueberlegung und Bestreitung von so vielen Jahren gefaßt hatte, mit einer fast unbegreiflichen Geschwindigkeit. Es war sehr unerwartet, daß sie ihn änderte, weil alles, was sie dazu bewegen konnte, lange voraus zu sehen war; kam es ihr aber unverhofft, so hätte man glauben sollen, daß es die Stärcke ihrer Seele nicht erschüttern würde, die sich daran gewöhnt hatte, ihre Glückseeligkeit nicht in äußern Merckmalen des Ansehens und der Macht zu suchen. Man darf endlich den Schluß machen, daß sie in vielen Fällen groß, aber in eben so vielen nur seltsam gewesen sey, und daß man in der ganzen Geschichte ihres gleichen nirgends aufzuweisen habe.

Sie scheinet selbst durch ihre Grabschrift der Welt einen großen Begriff von sich haben hinterlassen wollen. Mehr nicht als dieses zu sagen, daß

Christi-

Christina drey und sechszig Jahre gelebt habe, sezt voraus, daß die Nachwelt bey ihrem Nahmen ungemein viel dencken, und bey der Meldung ihres Lebens sich sogleich erinnern werde, wie rühmlich dasselbe zugebracht worden sey. Weise Männer haben sich nur einen geringen Theil der Zeit, die sie auf der Welt waren, ein wahres Leben zu nennen unterstanden. Der Römische Consul Marcus Plautius gestand in seiner Grabschrift, nur neun Jahre gelebt zu haben. Und die Stelle des Dichters ist bekannt, in welcher er von den vielen unfruchtbaren Jahren spricht, nach welchen endlich der erste Tag des Lebens anbricht: (Steriles transmisimus annos, Haec aeui mihi prima dies, haec limina vitae). Allein Christina hat drey und sechszig Jahre, vermuthlich nicht vergebens, gelebt: der Leser ihrer Grabschrift sollte dabey dencken, daß sie ein Recht gehabt habe, dieses zu sagen. Ganz anders hat jedoch ein wiziger Schriftsteller dabey gedacht: er weiß nicht, warum er hier ein anderes als ein gemeines Leben, arm an großen und Verdienstvollen Handlungen, an einem der Welt würdigen Beyspiele, verstehen sollte; er urtheilt daher von dieser Aufschrift, sie sey nur wahr, ohne groß zu seyn. Vielleicht hat nie ein schöner Geist einen unglücklichern Einfall über Christinens Leben hervorgebracht. Auch alsdenn, wenn man die Ungerechtigkeit begehen wollte, dasjenige, was sie in ihrer Regierung rühmliches verrichtet hat, zu vergessen, oder durch ihr späteres Verhalten als ausgelöscht zu betrachten; wenn alle ihre Fehler an Einen Ort gestellt, vergrößert und verächtlich gemacht werden sollten; auch alsdenn ist es noch gewiß, daß ihr Leben niemals weder für sie, noch für

ihre Freunde, noch für die Welt ganz unnüz gewesen sey.

Aber eben dasselbe bleibt doch immer ein großes Feld zum Tadeln und zu Entschuldigungen, zur Vereinigung von Widersprüchen, und zu Betrachtungen über die mit so vielen Schwachheiten verbundene menschliche Größe. Ueber alles kann man wegsehen; selbst über ihre Religionsveränderung möchte man vielleicht lieber das Urtheil dem Stifter der Religion, und dem Richter des Gewissens überlassen; darinne hingegen waren ihr Fehler und ihr Unglück gleich groß, daß sie ihre wahre Bestimmung in der Welt verfehlte. Sie war offenbar dem Throne zugedacht, zu einer Regierung voll Ehre und Seegen ausersehen. Weder vor ihren Zeiten noch nach denselben ist Schweden so blühend, starck und mächtig gewesen, als da sie es beherrschte: ihr gehörte es zu, in ihren Kräften stand es, dasselbe noch ein ganzes Menschenalter hindurch bey diesem Glücke zu erhalten, es zu vermehren, und für die Nachkommen dauerhaft zu machen. Wäre sie auf dem Throne geblieben, sie hätte die Königinn Elisabeth weit übertroffen; sobald sie denselben verlassen hat, kann man gar keine Vergleichung mehr zwischen beyden anstellen. Seitdem irrte Christina außerhalb dem Creise, den ihr die göttliche Vorsehung angewiesen hatte, mit ungewissen Schritten herum, und belehrte die Welt auch wider ihren Willen, daß die glückliche Erfüllung aller Absichten eines Standes der sicherste Beruf sey, immer in demselben zu verharren. Man hat von dem Kayser Galba gesagt, daß ihn jedermann vor würdig gehalten habe, das Römische Reich zu regieren, wenn er nur nicht würcklich regiert hätte;

aber

aber von Christinen hat die Nachwelt geurtheilt, daß sie stets bewundernswürdig geblieben wäre, wenn sie niemals hätte aufhören wollen zu regieren.

* * * * * * * *

Es ist bekannt, wie sehr die reiche und vollständige Sammlung zur Lebensgeschichte der Königinn Christina, welche der Herr Hofrath Arkenholz, unter der Aufschrift: Memoires concernant *Christine*, Reine de Suede, zu Amsterdam vom Jahr 1751. bis 1760. in vier Quartbänden herausgegeben, und welche man auch ins Deutsche übersezt hat, die Bemühung eine Lebensbeschreibung dieser Königinn aufzusezen erleichtert habe. Man kann nicht leugnen, daß viele unerhebliche Briefe derselben, einige Wiederholungen, eine ziemliche Anzahl Kleinigkeiten, und manche Ausschweifungen in die übrige gleichzeitige Geschichte darinne vorkommen; allein die Vorzüge des Wercks, so viele in demselben zuerst ans Licht gestellte Urkunden, der ungemeine Fleiß, die Belesenheit und historische Wissenschaft seines Verfassers, auch seine scharfsinnigen Urtheile und häuffige Erläuterungen der Geschichte; alles dieses erlaubt es nicht, den Danck, den man ihm dafür schuldig ist, in Vorwürfe über die Größe seines Wercks, oder über die zu wenigstrenge Wahl der Nachrichten, zu verwandeln.

Obgleich dieser Gelehrte unter andern guten Quellen auch das Werck des Freyherrn von Pufendorf: Commentariorum de Rebus Succicis, Libri XXVI. ab expeditione *Gustaphi Adolphi* Regis in Germaniam, ad abdicationem usque *Christinae*, gebraucht hat; so habe ich doch diesen vortrefflichen Geschicht-

schichtschreiber noch besonders mit seiner Erzählung verglichen.

Aus den Nachrichten des Herrn Arkenholz hat Herr Lacombe zu Paris eine Geschichte der Königinn von Schweden Christina verfertigt, die im Jahr 1762. auch deutsch herausgekommen ist. Sie hat viele gute Eigenschaften: das meiste ist darinne richtig, unpartheyisch, angenehm und mit einer geschickten Beurtheilung erzählt. Aber eben diese Geschichte hat zuerst bey mir den Trieb rege gemacht, Christinens Leben zu beschreiben. Hr L. hat einige Fehler wider die Wahrheit, andere wider die Genauigkeit begangen; noch mehrere aber als ein Franzose, und als ein Römischcatholischer. Wenn auch nicht jedermann seine Fehler von den beyden lezten Arten einräumen sollte; so dürfte es doch nicht unnüz, es möchte sogar nöthig seyn, daß dieses Leben auch von einem deutschen Protestanten beschrieben würde. Man kann noch hinzusezen, daß dieser Schriftsteller lange nicht den gehörigen Gebrauch von den so fruchtbaren Nachrichten des Hn. A. zur Vollständigkeit seiner Erzählung gemacht habe.

Noch vor diesem ist Herr d'Alembert einen andern Weg gegangen. Er hat Anecdotes oder nachmals sogenannte Mémoires de Christine drucken lassen, die man unter andern im zweyten Theil seiner Mélanges de Litterature, d'Histoire et de Philosophie (Amsterd. 1767. 12.) lesen kann. Keine von beyden Aufschriften gebührt dieser Abhandlung, deren Verfasser sie selbst richtiger vor Anmerckungen über die vornehmsten Züge in Christinens Leben ausgiebt. Einige dieser Reflexionen sind sehr wahr

und

und schön; aber andere sind bloß wizig und sinnreich, oder gar gezwungen und wider die Außage der Geschichte herbeygeführt. Diese wird mehr als einmal verstellt, durch schimmernde Gegensäze entkräftet, oder sonst nach den Absichten des Verfassers gedreht. Er sieht verächtlich auf das Werck des Hn. Arkenholz als auf eine ungeheure Zusammenstoppelung (Compilation) herab, und ist doch demselben den geringen historischen Grund schuldig, auf den er gebauet hat. Er spottet über die Erzählungen alltäglicher Dinge, und führt doch selbst einen alltäglichen Gedancken des Prinzen von Conde an, wozu ihn seine überall sichtbare Partheylichkeit für alles, was Franckreich angehet, verleitet hat. Herr A. hat ihm einen sehr lesenswürdigen Aufsaz, Lettre à Mr. G. ** entgegen gesezt. Es verdient noch bemerckt zu werden, daß nach der Methode, welche dieser große Mathematikverständige und scharfsinnige Schriftsteller vorschlägt, das Gebiete der Geschichte und der Sittenlehre fast gänzlich miteinander würden vermischt werden: man würde endlich nur declamiren und raisonniren, an Statt zu erzählen.

Leben

des Churfürsten von Brandenburg,

Friedrich Wilhelms

des Großen.

Die Geschichte dieses Fürsten ist vielleicht das schönste und lehrreichste Gegenbild, das man dem Leben der Königinn Christina an die Seite stellen kann. Beyde waren Zeitgenoßen, und an Gaben zu regieren, wie an jeder andern großen Eigenschaft, wenig von einander unterschieden: nur daß Christina mehr in den sanften Beschäftigungen des Witzes, der Gelehrsamkeit und der Künste geglänzt hat; Friedrich Wilhelm hingegen als ein kriegerischer Held mehr bewundert worden ist. Gleichwohl wenn man bey dieser ungemeinen, sich selbst genugsamen Fähigkeit, die beyde zu ihrer und ihrer Unterthanen Glückseeligkeit besaßen, ihr Leben mit einander vergleicht, wird die Aehnlichkeit zwischen ihnen immer geringer, und höret zulezt beynahe gänzlich auf. Die Königinn von Schweden trat die Regierung eines durch ihren Vater und Vorgänger, den größten Fürsten seiner Zeit, siegreich und mächtig gewordenen Reichs unter den günstigsten Umständen, mit vortrefflichen Staatsmännern und Feldherren umgeben, an: und dieses Reich, dessen Wohl schon so fest gegründet war, wurde durch sie noch weit blühender. Allein der Churfürst von Brandenburg erbte von seinem Vater, einem schwachen und unglück-

lichen Fürsten, ein fast zu Grunde gerichtetes Land, dem er allein Ruhe, Ueberfluß und Stärcke zu verschaffen wußte: mitten unter den Trümmern desselben ward er der Stifter von der Macht und Größe seines Hauses. Man hätte ihn entschuldigen können, wenn er voll Verzweifelung an einem guten Fortgange sich gescheuet hätte, einen Thron, der gleichsam in einer Wüste stand, zu besteigen; dagegen ermunterte Christinen alles, auf dem ihrigen zu verbleiben. Sie verließ ihn, als sie die größte Zierde desselben geworden war; er aber behauptete den seinigen immer mit einem höhern und rühmlichern Ansehen. Sie entsagte auch ihrer Religion, und brachte der neuen, welche sie annahm, wenig Ehre und Vortheile; er blieb der seinigen ohne Aberglauben und Schwachheit getreu, ward ihr Beschützer, und ein Beyspiel ihrer Lehren. Christina hieß und war lange Zeit auf eine Ehrenvolle Art Königinn; Friedrich Wilhelm führte den königlichen Nahmen nicht, und erreichte doch den ganzen Nachdruck desselben. Wenn er endlich, auch bey seinen Fehlern, unter die nachahmungswürdigsten Muster einer weisen, glücklichen und langen Regierung gehört; so hat Christina nach einer kurzen Regierung sich ungezwungen entschlossen, kein solches Muster mehr zu seyn. Nach allem also, was man bisher von ihr gelesen hat, ist es desto vergnügender, einen Fürsten zu sehen, dem man, auf einer gleichen Laufbahn des Ruhms, nicht wie ihr am Ende derselben vorwerfen darf, sich von dem richtigsten, für ihn allein angelegtem Wege entfernet zu haben.

Friedrich Wilhelm kam den 6. Februar des Jahrs 1620. zu Cölln an der Spree auf die Welt. Sein Vater Georg Wilhelm, der mit der Pfälzischen

schen Prinzeßinn Elisabeth Charlotte vermählt war, hatte die Regierung erst im vorhergehenden Jahre übernommen, und führte sie zwanzig Jahre hindurch zu seinem und seines Landes Unglücke. In dem dreyßigjährigen Kriege, der eben damals seinen Anfang nahm, war er weder mächtig noch geschickt genug, das Elend desselben von seinen Staaten abzuwehren; die geschwinden und häuffigen Abwechselungen des Glücks auf beyden Seiten, machten, daß er von keiner jemals gesichert war: und ein ungetreuer Staatsmann, auf den er sein ganzes Vertrauen sezte, der Graf von Schwarzenberg, vermehrte noch die Verlegenheit seines Herrn, indem er dem Kayserlichen Hofe ganz ergeben war, und dessen Absichten stets begünstigte; da hingegen der Churfürst genöthigt war, die Schweden zu schonen, die fast immer einen Theil seines Gebietes inne hatten. Unter diesen Unruhen hielt der Churfürst im Jahr 1627. Cüstrin vor den sichersten Ort, wo er seinen Prinzen erziehen lassen könnte: eine Zeitlang lebte derselbe auch an dem Hofe des Herzogs von Pommern, sowohl auf dessen Verlangen, als um der Pest zu entgehen, die in der Marck ausgebrochen war. Darauf wurde Friedrich Wilhelm im Jahr 1634. nach Leyden geschickt; er hatte aber kaum daselbst angefangen, die Geschichte zu erlernen, und sich andere Kenntniße zu erwerben, als ihn abermals die Pest nöthigte, sich nach Arnheim zu begeben. Hier, in der Nachbarschaft von Cleve, ergab er sich den Wissenschaften und ritterlichen Uebungen; zugleich unterhielt er auch einen Umgang mit den Prinzen Wilhelm und Johann Moriz von Naßau, mit dem Grafen von Berg, und andern Feldherren. Da der Prinz Friedrich Heinrich von Oranien damals die Festung Schenken-

schanz belagerte, so besuchte er das Lager desselben oft, und die Berichte, die er davon an seinen Vater, den Churfürsten, schrieb, dem er alles, was er hörte und sah, zu melden pflegte, zeigten ein immer gröſseres Wachsthum in der Kriegswissenschaft. Aber auch Arnheim mußte er im Jahr 1636. wegen der Pest verlassen. Sein Hofmeister Johann Friedrich Kalkhun, genannt Leuchtmar, hatte ihn nicht sogleich in den Haag führen wollen, damit er nicht durch die vielen jungen Herren von Stande, die daselbst ihr Leben mit Ergözlichkeiten zubrachten, zu einer gleichen Neigung verführt werden möchte; jezt aber schien sein Geist schon starck genug zu seyn, um sich unter ihnen in dieser Stadt aufzuhalten. Er gieng auch mehr mit den fremden Gesandten daselbst, mit den Ständen der Vereinigten Niederlande, und mit dem Prinzen von Oranien um: diese Bekanntschaft machte ihn bey allen so beliebt, daß sein väterliches Herzogthum Cleve vielen Vortheil davon hatte. Der damalige Zustand von Europa erlaubte ihm nicht, weitere Reisen vorzunehmen: daher verlangte der Churfürst, daß er, nachdem er drey Jahre in Holland geblieben war, zu ihm zurückkommen sollte. Friedrich Wilhelm, dem die Staatsverwaltung des Grafen von Schwarzenberg schlecht gefiel, entschuldigte sich dieses zu thun, mit der Pest und den Streifereyen der Soldaten, die beyde das Reisen gefährlich machten. Die Generalstaaten und die Stände des Herzogthums Cleve baten selbst den Churfürsten, ihnen die Gegenwart des Prinzen noch länger zu vergönnen. Er hielt sich also noch bis ins Jahr 1638. in Holland auf, wohnte im vorhergehenden Jahre der Belagerung von Breda bey, und bekam während derselben von dem Prinzen von Oranien die trefflichste Anweisung. So viele Jahre, die

er

er außerhalb des väterlichen Hofes und Landes, beynahe flüchtig, aber immer streng und geschäftig, zum Theil unter dem Geräusche der Waffen lebte, bildeten seinen Geist nicht weniger zu einem tugendhaften Ernste, als zu einer kriegerischen Größe. Er zeigte dasjenige frühzeitig, was er dereinst in seiner Regierung vollkommen seyn sollte.

Endlich konnte er dem wiederholten Verlangen seines Vaters nach seiner Zurückkunft desto weniger widerstehen, da ihm Schwarzenberg bey demselben schlimme Dienste leistete. Dieser versicherte dem Churfürsten, er habe von dem Kayserlichen Hofe Nachricht erhalten, daß der Prinz gesonnen sey, sich mit einer Prinzeßinn aus dem Pfälzischen Hause zu vermählen; sich der Regierung von Cleve, welches auch die Stände dieses Landes wünschten, selbst wider seinen Willen, anzumaaßen, und dieselbe unter dem Schutze der Vereinigten Niederlande und des Prinzen von Oranien zu führen. Der Kayser, sezte Schwarzenberg hinzu, würde dieses sehr übel aufnehmen, weil er wohl daraus sehen könnte, was der Prinz vor eine Parthey nehmen würde: er wünschte daher, daß er an seinem Hofe leben möchte, und wollte die Kosten dazu hergeben, wenn es an denselben fehlen sollte. Dieses würde eine vortreffliche Gelegenheit seyn, von der Freundschaft des Kayserς beständige Gewißheit zu haben. Da aber die Mutter und Großmutter des Prinzen solches nicht zugegeben hätten, so rieth er, ihm die Regierung des Clevischen, aber mit der Bedingung zu überlassen, daß er sich außer dem Pfälzischen Hause eine Gemahlinn suchen sollte. Die Kunstgriffe dieses Staatsbedienten giengen offenbar dahin, den Prinzen bey seinem Vater verdächtig zu machen, beyde

in der Entfernung von einander zu halten, dem Kayser einen Geisel für die Ergebenheit des Churfürsten in die Hände zu geben, den Prinzen selbst von der Gegenparthey des Kayserlichen Hofs abzuziehen, und durch dessen Abwesenheit desto mehr Freyheit in der Regierung der Churmarck, deren Statthalter er war, zu gewinnen. Der Churfürst, der noch keinen Argwohn auf Schwarzenbergen warf, ließ würcklich seinem Prinzen versprechen, ihn zu keiner Vermählung wider seinen Willen zu nöthigen; er hoffte aber auch, befohl er ihm zu melden, daß er ohne seine Einwilligung keine treffen werde. Friedrich Wilhelm hielt den Gehorsam gegen seinen Vater vor das sicherste Mittel, allen Beschuldigungen auszuweichen: er eilte also, ohngefähr wie ehemals Titus, wider den man ebenfals seinem Vater ein starckes Mißtrauen beygebracht hatte, zu dem seinigen zurück, und kam im Jahr 1638. zu Spandau an.

Bald darauf fiel er in eine tödtliche Kranckheit, welche die Aerzte vor die Kinderpocken hielten; er selbst aber hat stets geglaubt, daß ihm der oftgenannte mächtige Staatsbediente Gift habe reichen lassen: und man hat davon seine eigene Erzählung. Nach dieser war der Graf von Schwarzenberg darauf bedacht, sich selbst den Weg zur Churwürde zu bahnen, und wollte daher den Churprinzen, als den einzigen Erben, aus der Welt schaffen. In dieser Absicht veranlaßte er die Reise desselben nach Holland zu einer sehr gefährlichen Zeit, weil er erwartete, daß der Prinz auf derselben umkommen würde; nachdem er aber glücklich zurückgekommen war, stellte ihm Schwarzenberg auf der Jagd und bey andern Gelegenheiten nach dem Leben: er

schickte

schickte sogar Meuchelmörder über ihn, deren einen der Prinz mit bloßem Degen unter seinem Bette fand. Er bat ihn endlich zu einem Gastmahle, auf welchem sich der Churprinz, ohngeachtet seiner Abneigung, auf Befehl seines Vaters einfinden mußte. Daselbst bekam dieser gleich anfänglich Gift, empfand solches alsbald, und stand eine lange Kranckheit aus, welche ihm einen heßlichen Ausschlag im Gesichte zurück ließ, den er erst nach mehrern Jahren verlor. Auch diese Gefahren seiner Jugend scheinen seinen Geist eher als gewöhnlich zu einer gewissen Reife gebracht zu haben.

Er gab die Beweise davon, als sein Vater im November des Jahrs 1640. in Preußen, wo er sich mit ihm befand, gestorben war. Nicht leicht hat ein Fürst die Regierung in einer so schlimmen Verfassung angetreten, als Friedrich Wilhelm. Die Marck Brandenburg war so gänzlich von den Kayserlichen und Schwedischen Kriegsvölckern verwüstet worden, daß man an einigen Orten darinne auf mehrere Meilen weder Menschen noch Vieh antraf. Fast so oft als es den Schweden gefiel, sezten sie sich in den Besiz dieses Landes. Der neue Churfürst hatte eben so wenige Einkünfte als Kriegsvölcker. In seinem Westphälischen Gebiete aus der Jülichischen Erbschaft, kriegten die Spanier und Holländer mit einander, und waren fast mehr als er selbst Herren davon. Pommern, auf welches er gerechte Ansprüche machte, war in den Händen der Schweden: und Preußen, das unter seinen Staaten am wenigsten litt, mußte, da es sich von dem vorigen Kriege kaum erholet hatte, desto mehr zu den öffentlichen Bedürfnissen beytragen. Unter allem diesem Unglücke war vielleicht

die Macht des Grafen von Schwarzenberg noch das größte für den Churfürsten. Er war Statthalter der Marck, erster Staatsbedienter, oberster Befehlshaber der Kriegsvölcker, Oberkämmerer, und Herrnmeister des Johanniterordens zu Sonneburg. Die wichtigsten Bedienungen im Staate und unter den Kriegsvölckern hatte er mit lauter Personen besezt, die ihm völlig ergeben waren. Da er als ein Römischcatholischer das Glück der Schweden sehr mißvergnügt ansah, hatte er den verstorbenen Churfürsten beredet, seine Soldaten zu dem Heere des Kayſers stoßen, und diesem zugleich schwören zu lassen: der Kayser konnte auch die Befehlshaber von zwo der vornehmsten Festungen des Churfürsten, von Spandau und Peitz, als seine eigenen ansehen. Die dritte, Cüstrin, suchte Schwarzenberg ebenfals in seine Gewalt zu bringen, indem er den getreuen Befehlshaber derselben durch einen andern ablösen lassen, und den Vorwand gebrauchen wollte, diese Festung stünde, weil sie auf dem Gebiete des Johanniter-Ordens liege, unter seinen Befehlen.

Gegen diesen Verräther verfuhr Friedrich Wilhelm mit einer Klugheit, die über seine Jahre gieng. Zuerst zog er einige redliche Diener an seinen Hof, und gab denen, die Schwarzenberg dahin gebracht hatte, zum Theil den Abschied. Ihn selbst, der ihm bey diesem Anfange noch etwas fürchterlich war, bestätigte er in der Statthalterschaft, und ließ ihn seiner Gnade versichern; befohl ihm aber zugleich, den Besazungen den Eyd der Treue abnehmen zu lassen, und Rechenschaft wegen der von seinem Vater erhaltenen, auf weiß Papier unterzeichneten Vollmachten zu geben.

Das

Das leztere geschah; aber die Besazungen ließ Schwarzenberg bloß durch den Handschlag huldigen. Dieses änderte der Churfürst sogleich, und verbot auch, daß in die erstgedachten Festungen keine Kayserliche Kriegsvölcker eingenommen werden sollten. Schwarzenberg, der die Ungnade seines Landesherrn fühlte, entschlug sich der Kriegsangelegenheiten; starb aber schon im Jahr 1641. Nach seinem Tode erfuhr der Churfürst erst, von was vor einem gefährlichen Feinde er befreyet worden sey. Da die Verlassenschaft desselben zu Spandau auf seinen Befehl versiegelt werden sollte, widersezte sich der dortige Befehlshaber von Rochow, indem er vorgab, dieses könne nicht ohne Einwilligung des Kayserś geschehen, dem er ebenfals geschworen habe. Die Befehlshaber zu Berlin und zu Peitz waren nicht weniger treulos: sie suchten selbst die Soldaten auf ihre Seite zu ziehen. Doch dieser beyden bemächtigte man sich bald; Rochow, der in seinem Uebermuthe so weit gieng, daß er sich weigerte, dem Churfürsten allein zu huldigen, auch drohte, wenn man ihm gewaltthätig begegnete, Spandau in die Luft zu sprengen, und zum Kayser überzugehen, wurde nach Berlin gelockt, und daselbst gefangen gesezt. Noch alsdenn wollte er sein Regiment nicht abtreten, weil es auch dem Kayser den Eyd geleistet hätte. Dieser nahm es übel auf, daß der Churfürst seine Kriegsvölcker nicht auch ihm hatte schwören lassen; allein Friedrich Wilhelm war mehr berechtiget sich darüber zu beschweren, daß alle, mit denen er unzufrieden war, von dem Kayser geschüzt wurden: wie unter andern auch Rochow, der ein Mittel gefunden hatte zu entkommen, und Schwarzenbergs Sohn, der sich trozig und sogar drohend bezeigte.

In kurzem war der Churfürst, der noch eine Zeitlang in Preußen blieb, wenigstens in Ansehung derer, die in seinen Diensten standen, Herr in seinem Lande: wobey ihm der neue Statthalter der Marck, der Marckgraf Ernst, die besten Dienste gethan hatte. Allein eben so geschwind wandte er seine Sorgfalt darauf, dieses Land auch von seinen äußerlichen Feinden zu befreyen. Gleich nach dem Antritte seiner Regierung thaten die Schweden aus Schlesien und aus dem Mecklenburgischen einen Einfall in die Marck, und drohten die Hauptstadt selbst in die Asche zu legen: vermuthlich suchten sie den Churfürsten zu nöthigen, daß er von der Kayserlichen Parthey abtreten sollte. Bey dieser Gelegenheit rieth ihm Schwarzenberg, den Vorschlag zu genehmigen, der bereits seinem Vater geschehen war, und den Schweden, denen nichts wichtiger war als Pommern zu behaupten, wenigstens einen Theil dieses Herzogthums gegen eine Schadloßhaltung abzutreten. Doch der Churfürst verlangte ein geschwindes Rettungsmittel für sein Land, ohne erst lange Unterhandlungen zu pflegen. Er verbot daher seinen Kriegsvölckern, weiter keine Feindseeligkeiten gegen die Schweden auszuüben: bey ihrer geringen Anzahl hatten sie doch nur Streifereyen vornehmen können, und diese dienten den Schweden zum Vorwande, die Marck zu verwüsten. Seinen Unterthanen erlaubte er bloß, sich gegen die Gewaltthätigkeiten derselben zu wehren; aber auch sich Schutzbriefe von ihnen auszubitten. Diese Anstalten mißfielen dem Grafen von Schwarzenberg: er stellte vor, daß dadurch bey dem Kayser und vielen Reichsständen ein Mißtrauen würde erregt, daß die Schweden kühner und stärcker würden gemacht werden, und daß der Churfürst durch diese

Tren-

Trennung von seinen Bundsgenossen sich einen desto nachtheiligern Frieden erwerben würde. Da der Kayser hingegen jezt hauptsächlich deswegen den Krieg mit so vieler Beschwerlichkeit fortführte, um ihm Pommern zu verschaffen. Friedrich Wilhelm kannte die Absichten des Kayſers besser, und sahe auch kein anderes Mittel vor sich, seinem Lande zu helfen; er war auch nicht gesonnen, alle kriegerische Vorsichtigkeit aufzuheben: daher blieb er bey seinen Maaßregeln. Er fieng an, die Schwedischen Kriegsgefangenen ohne Lösegeld frey zu geben, und ließ die Festung Werben am Zusammenfluß der Elbe und Havel schleifen, damit die Kayserlichen, deren Heer sich genähert hatte, dieselbe nicht besezen, und wegen des einträglichen Zolles, der daselbst von den Schiffen gehoben werden konnte, desto länger behalten möchten. Gegen den Kayser, der ihn um die Ursache dieses Verfahrens befragen ließ, wußte er sich geschickt zu entschuldigen: er überließ auch demselben seine noch übrige Reiterey fast gänzlich, die ihm ohnedieß zur Last war, und nicht ihm allein schwören wollte: zugleich zeigte er demselben, daß er nichts zur Fortsezung des Krieges beytragen könne.

Dagegen ließ er zu Hamburg, und darauf in Schweden, an einem Waffenstillstande mit diesem Reiche arbeiten; der auch im Julius des Jahrs 1641 zu Stande kam. Der Stillstand wurde auf zwey Jahre geschlossen, und Kraft desselben sollte der Churfürst die ganze Marck, ausgenommen Driesen, Landsberg, Crossen, Franckfurt an der Oder und Gardeleben besizen, welche Städte mit ihrem Gebiete den Schweden verbleiben, aus welchen sie auch ihre Besazungen erhalten sollten; allein die bürgerliche

Regie-

Regierung daselbst sollte der Churfürst führen lassen. Auch die Güter des Johanniter-Ordens überließ er unterdessen den Schweden. Ihren Feinden hingegen versprach er keinen Durchzug durch die Marck zu verstatten, noch ihnen einige Hülfe zu leisten. Wenn aber ihre Macht zu groß wäre, als daß er denselben verwehren könnte, oder wenn die Schweden genöthigt würden, mit ihrem Heere durch die Marck zu ziehen, so sollte keines von beyden vor eine Verlezung des Stillstandes angesehen werden: der Churfürst sollte alsdenn durch seine Abgeordnete für den Unterhalt der Soldaten Sorge tragen lassen. Es wurden noch andere Bedingungen festgesezt; alles zusammen genommen aber war eben so sehr ein Merckmal, daß Friedrich Wilhelm nicht mehr durchaus von dem Kayser abhängen, als daß er seinem Lande auf das schleunigste, wenn gleich mit einem empfindlichen Nachgeben, das er nicht vermeiden konnte, helfen wollte.

Da dieser Vergleich andere deutsche Reichsstände gleichsam ermunterte, sich selbst auf eine ähnliche Art in Sicherheit zu sezen; da er außerdem einen stillen Vorwurf gegen den Kayser enthielt, daß er nicht im Stande sey, dieselben zu schützen, und nur um seiner Vortheile willen Krieg führe: so suchte der Churfürst im voraus die Einwilligung des Kayſers zu seiner Unterhandlung, indem er das hülflose Elend seines Landes auf dem Reichstage zu Regensburg vorstellen ließ. Allein er bekam darauf keine entscheidende Erklärung, und noch kaltsinniger antworteten ihm die Kayserlichen Staatsbedienten wegen seiner Rechte auf Pommern. Nachdem er endlich allein für sich gesorgt hatte, machte ein von dem Kayserlichen Hofe aufgefangener Brief

der

der Schwedischen Kriegsbedienten, der nur das Aufhören der Feindseeligkeiten gegen den Churfürsten betraf, daß man argwohnete, er habe mit der Königinn von Schweden ein Bündniß geschlossen; oder sich wenigstens aller Verbindung mit beyden Partheyen entschlagen. Der Churfürst versicherte zwar, daß er dem Kayser und dem Reiche getreu bleiben werde; allein er vertheidigte zugleich den eingegangenen Stillstand: und die Schlüsse des Reichstags vom Jahr 1641. die gänzlich nach den Absichten des Kayserς, dem Frieden keineswegs günstig, ausfielen, bestärckten ihn in seiner Denckungsart.

Auf der andern Seite war Friedrich Wilhelm wegen des Herzogthums Preußen auch von Pohlen abhängig. Er suchte, so bald er zur Regierung gekommen war, die Belehnung darüber bey dem Könige Vladislaus; allein er mußte befürchten, die Pohlen möchten sich seiner mißlichen Verfassung bedienen, um ihm einige harte Bedingungen, besonders in Absicht auf die Preußischen Häfen, auszupressen. In der That wurden allerhand Hindernisse und Vorwürfe aufgebracht, die er glimpflich aus dem Wege räumte. Dazu kamen neue Forderungen und Beschwerden, besonders auf dem Pohlnischen Reichstage: ein Landbote behauptete sogar, der Churfürst habe dieses Lehn verloren, weil sein Vater mit den Schweden gegen die Krone verbunden gewesen sey, und zwo Woywodschaften ließen feyerlich gegen seine Belehnung protestiren. Sie erfolgte aber doch im October des Jahrs 1641. da er sie selbst zu Warschau empfieng. Vorher hatte er versprochen, daß die baufällige catholische Kirche zu Königsberg ausgebessert, und bey der nahe gelegenen Evangelischen solche Anstalten getroffen werden sollten,

ten, daß der Gottesdienst in der erstern nicht gehindert würde. Er wollte auch die Aufbauung einer andern Römischcatholischen Kirche befördern. Den Catholischen Edelleuten sollte der Gebrauch von Capellen freystehen, und allen ihren Glaubensverwandten sollte eine öffentliche Religionsübung erhalten werden. Man verglich sich weiter, daß der Churfürst den Evangelischen Predigern des Herzogthums das Schmähen auf die Catholischen, so wie der Bischof von Ermeland eben dieses seinen catholischen Geistlichen gegen die Evangelischen, verbieten sollte. Außer diesen beyden Religionen sollte keine in dem Herzogthum geduldet werden. Die Häfen zu Pillau und Memel sollten in den besten Stand gesezt, mit starcken Besazungen und Befehlshabern aus dem Preußischen Adel versehen werden; würden diese dem Könige mißfallen, so sollte er das Recht haben, dem Churfürsten darüber Vorstellungen zu thun; im übrigen sollten sie ihnen beyden den Eyd der Treue leisten. Die Festungswercke der Häfen sollten durch einen königlichen Abgeordneten besichtigt werden. Der jährliche Beytrag des Churfürsten in den königlichen Schaz wurde auf 30000 Gulden gesezt, die aber verdoppelt werden sollten, wenn auf dem Reichstage zur öffentlichen Nothdurft Abgaben bewilligt würden. Fremde wurden von dem Ankauf der Landgüter und von Bedienungen im Herzogthum ausgeschlossen; wie ferne sie aber die Rechte der Einheimischen erhalten könnten, sollte innerhalb eines Jahres von dem Könige und Churfürsten ausgemacht werden. Gegen die Unterthanen sollte ein Gesezmäßiges Verfahren beobachtet, die Berufung an den König nicht verhindert, und die Erfüllung der königlichen Verordnungen in den Herzoglichen Gerichten befohlen werden.

werden. Der Churfürst sollte als Herzog von Preußen mit den Feinden des Königs, ohne die ausdrückliche Bewilligung desselben, keine Partheylosigkeit eingehen; noch Schlösser an einen auswärtigen Fürsten verkaufen oder verpfänden. Endlich machte er sich anheischig, dem Könige jährlich 100000 Gulden aus den Zöllen zu bezahlen. So viele Einschränckungen, die dem Verhältnisse des Churfürsten gegen Pohlen, nicht seinem Geiste, gemäß waren, raubten ihm doch die Macht nicht, in diesem Lande ungemein viel Gutes zu thun: sie waren also weder traurig noch verächtlich.

Bald aber schien der Stillstand, den er mit den Schweden getroffen hatte, und der noch nicht bestätigt war, vergeblich zu seyn. Der Schwedische Feldherr **Torstensohn** rückte im Anfange des Jahrs 1642 mit seinem Heere in die Alte Marck, der er sehr beschwerlich fiel, um von dort aus die Kayserlichen Länder anzugreifen: er rechtfertigte auch dieses durch den Stillstand selbst. Der Churfürst verlangte nächst der feyerlichen Genehmigung desselben, auch die Aenderung einiger beschwerlichen, zum Theil schimpflichen Punkte, die darinne standen: darunter gehörte auch dieser, daß die Schweden zu Cüstrin eine Person haben sollten, die auf die Erfüllung des Vergleichs Acht gäbe. Darüber gieng eine langwierige Unterhandlung zu Stettin und Stralsund an; die aber fruchtlos abgebrochen wurde, weil die Schweden durch Verzögerung und harte Forderungen sich desto mehr Freyheit in der Marck vorbehalten wollten. Daher schickte der Churfürst Gesandte nach Stockholm, unter einem den Schweden gefälligen Vorwande. Seines Vaters Schwester, die Wittwe Gustav Adolphs, war zu großem Verdrusse der

Schwe-

Schweden, nach Dänemarck geflüchtet, weil ihr aller Antheil an der Regierung, und selbst an der Erziehung Christinens war genommen worden. Friedrich Wilhelm bot seine Vermittelung an, um sie wieder in das Reich zu bringen: er suchte auch die Beschuldigungen gegen sie zu mildern oder zu vertilgen; endlich half er diese Sache dergestalt beylegen, daß die verwittwete Königinn im Jahr 1643 ihre Wohnung zu Insterburg in Preußen nahm, und daß ihr die Schweden ein Jahrgeld ausmachten.

Man entdeckte auch eine geheimere Absicht dieser Gesandtschaft nach Schweden: der Churfürst erneuerte den Vorschlag, den schon Gustav Adolph gethan hatte, ihn mit seiner Tochter zu vermählen. Anfänglich ließ er nur die Gemüther der Reichsräthe ausforschen, ob sie zu dieser Verbindung geneigt wären: und wenigstens aus ihren Worten konnten es seine Gesandten schließen. Christina hingegen erklärte sich in der Folge dafür nicht günstig, und dieser Antrag verlor sich zulezt, nachdem er mehrere Jahre wiederholt worden war. Die Pohlen, welche dem Churfürsten bereits die Schwester ihres Königs zur Gemahlinn angeboten hatten, wurden über die Nachricht von dieser vorläufigen Erkundigung sehr unruhig. Der Kanzler Oßalinsky stellte ihm im Nahmen des Königs vor, daß seine Bemühungen nach der Vermählung mit Christinen seinem Lehnseyde zuwider wären, und viel Verdruß, oder gar einen Krieg hervorbringen könnten. Das Recht des Königs von Pohlen an das Schwedische Reich, das er niemals aufgeben werde, sey ihm bekannt: man hoffte daher, er würde als ein Vasall, ohne Vorwissen des Königs und der Republik diese Vermählung nicht schließen. Der König sehe zwar diese

Nach-

Nachricht nur noch als ein ungewisses Gerüchte an; es sey aber nöthig zu verhüten, daß dieses niemals geschehe. Hierauf antwortete der Churfürst: er habe an seine Vermählung überhaupt noch nicht gedacht; am wenigsten aber an die Vermählung mit der Königinn von Schweden; seine Gesandten wären in dieses Reich aus andern Ursachen geschickt worden; er werde sich auch niemals auf eine dem Könige und der Republik Pohlen nachtheilige Art vermählen, und die Verbindlichkeit seiner Lehnspflicht sey die stärckste Versicherung, die er darüber geben könne. Als Oßalinsky noch eine deutlichere Erklärung verlangte, gab der Churfürst diese, daß er weder selbst an jene Vermählung gedacht habe; noch daß andere ihm dieselbe vorgeschlagen hätten: und wenn sie künftig in Bewegung kommen sollte, würde er solches dem Könige nach seiner kindlichen Ergebenheit gegen ihn melden. Der Kanzler hatte schon vorher den vier vornehmsten Preußischen Räthen im Nahmen des Königs aufgetragen, genau Acht zu haben, ob etwas wegen dieser Vermählung vorgienge, und was sie bemerckten, dem Könige sogleich anzuzeigen; weil dieselbe alle Verbindung zwischen dem Königreiche und dem Herzogthume Preussen aufheben würde. Die Staatsräthe hörten dieses mit Bestürzung, und baten daher den Churfürsten, nicht mehr an der gedachten Vermählung zu arbeiten, weil sie Preußen schädlich seyn würde. Er suchte sie ebenfals zu überzeugen, daß alles, was sie davon gehöret hätten, nur auf einem falschen Gerüchte beruhe. Die Staatskunst braucht dieses Hülfsmittel oft, dasjenige standhaft zu leugnen, was desto mehr Hindernisse finden würde, je bekannter es wäre: dieses Leugnen macht auch keinen Kenner der Geschichte irre, und ist dem, welcher dazu genö-

thiget wird, zwar weniger rühmlich, als ein ganz offenes Betragen; aber es bleibt doch in gewissen Fällen, auch nur wegen des großen Hauffens, unvermeidlich. Friedrich Wilhelm sahe in der Vermählung mit Christinen eine Größe voraus, die dem Kayser fast eben so unangenehm gewesen seyn würde, als dem Könige von Pohlen.

Er kam endlich im Anfange des Jahrs 1643 in der Marck an, und bald darauf verglich er sich mit den Schweden, daß ihnen monathlich zehn tausend Reichsthaler und tausend Scheffel Getraide aus diesem Lande abgetragen werden sollten. Dieser Stillstand wurde zwar nur auf zwey Monathe errichtet; gieng aber nachmals, ohne ausdrücklich verlängert zu werden, bis zum Frieden fort. Johann Oxenstierna, ein Sohn des Schwedischen Großkanzlers, der dieses in Schwedens Nahmen bewilligte, unterredete sich zugleich mit den Gesandten des Churfürsten über ihren Herrn. Sie rühmten denselben sowohl überhaupt wegen seiner großen Gaben, als vornemlich wegen des unermüdeten Fleißes, mit welchem er Tage lang seiner Rathsversammlung beywohne, und das Abgehandelte selbst aufschriebe. Dazu sezten sie noch dieses, daß man ihm die Trunckenheit, ein damals bey den Deutschen Fürsten gewöhnliches Laster, nicht vorwerfen könne. Unter diesen Lobsprüchen fand einer besonders den Beyfall des Oxenstierna, nemlich dieser, daß es den Churfürsten nicht verdrieße, seine Räthe anzuhören: junge Fürsten, sagte er, hätten kein besseres Mittel, ihre Angelegenheiten genau kennen zu lernen; auf diesem Wege sey Gustav Adolph zu einer solchen Vollkommenheit in der Regierungskunst gelangt, und der Churfürst werde sich dereinst vor allen Deutschen Fürsten,

die

die seine Zeitgenossen wären, hervorthun. Würcklich unterschied er sich schon damals von fast allen diesen Fürsten durch seine weisen Maaßregeln. Er wußte dem Verlangen der Schweden, daß der erstgedachte Vergleich feyerlich bestätigt werden müsse, geschickt auszuweichen, weil sie gewisse neue Vortheile über ihn hierinne zu suchen schienen. Vielmehr bewog er sie im Jahr 1644, ihre Besazungen aus noch mehrern Städten seines Gebiets zu ziehen. Eben so glücklich als der Marck, verschaffte er auch in diesem Jahre dem Herzogthum Cleve einige Erholung. Die Landgräfinn von Hessen, Amalia, die getreueste unter Schwedens Bundesgenossen in Deutschland, ließ einen Theil dieses Landes durch ihre Kriegsvölcker räumen: und schon vorher hatten die Holländer, auf seine Vorstellungen, ein gleiches in Ansehung einiger Clevischen Städte gethan.

So viele Unterhandlungen mit den Feinden des Kayfers machten diesem den Churfürsten verdächtig. Als daher der Kayserliche Feldherr Gallas im Jahr 1644 durch die Marck Brandenburg den Dänen zu Hülfe zog, welche von den Schweden plözlich waren angegriffen worden, ließ er den Churfürsten fragen, was er sich von ihm zu versehen habe, und verlangte von ihm auf eine drohende Art alle bedürfnisse für seine Kriegsvölcker, die auch viele Ausschweifungen in diesem Lande verübten. Der Churfürst beobachtete seine Würde sowohl in der Antwort gegen den Feldherrn, als in den Beschwerden, welche sein Gesandter Johann Friedrich, Freyherr von Löben, bey dem Kayser selbst anbringen mußte. Er empfieng von diesem eine gefällige Antwort; zugleich aber suchte derselbe zu verhindern, daß der Churfürst nicht zu mächtig werden möchte, um in dem fortdau-

renden Kriege auf der einen Seite einen starcken Ausschlag geben zu können: und dieses besorgte der Kayser, da er sah, daß der Churfürst eine Anzahl Kriegsvölcker in Westphalen warb, mit welchen er die von den Holländern zurück gegebenen Städte besezen wollte; die aber nach dem Argwohn des Kayserś vielleicht zu den Hessen stoßen dürften. Es wurde also von dem Churfürsten begehrt, diese Soldaten mit den Kayserlichen zu vereinigen, die Westphalen beschützen sollten. Allein er entschuldigte sich deswegen, und sein Gesandter sprach desto muthiger am Kayserlichen Hofe, da zu gleicher Zeit andere Churfürsten sich daselbst beklagten, daß sie des Schutzes nicht genössen, den sie von dem Kayser erwarten könnten. Die Venetianer versuchten damals für ihre Gesandten an diesem Hofe den Rang über die Churfürstlichen zu erhalten. Friedrich Wilhelms Gesandter rettete auch hier seine Ehre, und erklärte öffentlich, er werde den Vorgang über den Venetianer behaupten, wenn gleich einer von ihnen beyden auf der Stelle umkommen sollte. Alles zeigte die Stärcke dieser neuen Regierung: auch die Vermittelung, welche der Churfürst zur Endigung des Kriegs zwischen Dänemarck und Schweden anbot. Mit diesem Kriege war er desto weniger zufrieden, da derselbe nicht nur den lange gewünschten Frieden weiter entfernte; sondern auch zween Protestantische Fürsten schwächte, die er lieber vereinigt sah. Doch der Gesandte, den er nach Dänemarck schickte, wurde allda kaltsinnig aufgenommen: man glaubte, daß der Churfürst noch immer auf seine Vermählung mit der Königinn Christina bedacht sey, und insgeheim Schwedens Parthey ergriffen habe; außerdem aber war bereits die Vermittelung von Franckreich und von den Vereinigten Niederlanden an dem Dänischen

Hofe

Hofe angenommen worden, und diese Entschuldigung machte das Anbieten des Churfürsten, in welches Schweden gewilligt hatte, fruchtlos.

Unterdessen waren andere Friedensunterhandlungen, noch dringendere für den Churfürsten, angefangen worden. Nach einem mehr als zwanzigjährigen Kriege in Deutschland, und mitten unter demselben, wurden im Jahr 1641 die vorläufigen Bedingungen des Friedens festgesezt; es ward ausgemacht, daß man vom März des folgenden Jahres an, zu Münster und Osnabrück an demselben arbeiten sollte: und im Jahr 1643 kam ein Deputations-Tag zu Franckfurt am Mayn zu Stande, von dem man ebenfals eine Beförderung des Friedens hoffte. Friedrich Wilhelm, der durch das seinem Vater unähnliche Betragen den Frieden würcklich erleichterte, wollte anfänglich an der erstgedachten Versammlung keinen Antheil nehmen, weil er sie vor vergeblich hielt; nachher aber ließ er durch seinen Gesandten auf derselben vorstellen, daß zur Wiederherstellung des Friedens vielmehr eine Zusammenkunft von beyden Kriegführenden Theilen nöthig sey; einen bloßen Waffenstillstand ließ er zugleich widerrathen, weil er nur mit harten Bedingungen, zu Deutschlands Untergange, erhalten werden könnte. Man stritte auf diesem Deputations-Tage hauptsächlich darüber, ob auch die Reichsfürsten und Reichsstädte an den Friedensunterhandlungen einen unmittelbaren Theil haben sollten. Der Kayserliche Hof und die Churfürsten wollten ihnen dieses Recht nicht zugestehen; so wie sie auch behaupteten, daß man in den beyden Westphälischen Städten nur für den Frieden mit den Ausländern sorgen; die Beschwerden aber der Reichs-

stände gegen einander an einem andern Orte heben sollte. Allein der Churfürst von Brandenburg sah das Verlangen der Reichsfürsten vor eben so billig als nothwendig an. Er verwarf auch den von den Kayserlichen vorgeschlagenen Ausschuß der Reichsstände, durch welchen die Religionsbeschwerden abgethan werden sollten. So wenigen Fürsten die Entscheidung dieser wichtigen Klagen zu überlassen, hielt er für die Protestanten vor sehr gefährlich, weil man leicht in diesem Ausschusse einen unter ihnen, der weniger Ursache sich zu beschweren hätte, gewinnen könnte, und weil die ganze Untersuchung erst nach geschlossenen Frieden verschoben wurde. Er fand sich auch dadurch beleidigt, daß man dazu alle Churfürsten, nur ihn nicht, aus Abneigung gegen die Reformirte Religion, die er bekannte, ernannt hatte. Er widersezte sich ferner der Fortsezung des Deputations-Tages, und der Verlegung desselben nach Münster, indem er denselben nur als ein Mittel betrachtete, die ernstlichen allgemeinen Friedensbemühungen abzuwenden, und so lange Zeit zu gewinnen, bis das Glück des Krieges sich mehr für den Kayser erklären dürfte. Die übrigen Reichsstände gaben ihm endlich auch gröstentheils Beyfall, und diese Versammlung, auf welcher sich der Churfürst durch richtige und freymüthige Vorstellungen viele Ehre erworben hatte, gieng im Jahr 1645 aus einander.

Mit desto gröserer Hoffnung ernannte Friedrich Wilhelm bereits im Jahr 1644 seine Gesandten zu den Friedensunterhandlungen in Westphalen. Johann Graf von Witgenstein sollte, wie es die Umstände verlangen würden, denselben bald zu Münster, bald zu Osnabrück beywohnen.

Nach

Nach Osnabrück besonders, wo die Schwedischen Gesandten mit den Kayserlichen berathschlagten, schickte er den Freyherrn von Löben, und Peter Fritzen, der nachmals vom Matthäus Wesenbeck abgelöst wurde; und nach Münster, wo die Französischen Gesandten insonderheit am Frieden arbeiteten, giengen Friedrich von der Heyden, und Johann Portmann, dessen Stelle in der Folge Johann Frommholt einnahm. Man hat bald erkannt, daß diese Wahl des Churfürsten wohl getroffen gewesen sey: er suchte aber auch die wichtigsten Absichten durch diese Gesandten zu erreichen. Darunter waren die Behauptung seiner Rechte an Pommern, und die Entschädigung wegen eines so langen und vielfachen Elendes, das seine Länder in einem Kriege ausgestanden hatten, der ihn im Grunde wenig angieng, neben der Abstellung der Religionsbeschwerden, die vornehmsten. Da er gleichsam in der Mitte zwischen beyden Partheyen stand, so gab ihm dieses bey denselben desto mehr Ansehen: denn in dem immer fortwährenden Kriege mußte eine jede befürchten, daß er zu der andern treten möchte. Noch gehörte er zwar unter die entkräfteten und weniger mächtigen Fürsten; allein er verschaffte sich täglich neue Stärcke, und schon die Maaßregeln, welche er nahm, zeigten eine gewisse Festigkeit, ein nicht ungegründetes Vertrauen an.

Als seine Gesandten im Jahr 1645 in den gedachten Städten angekommen waren, geriethen sie sogleich über das Cärimoniell und über andere vorläufige Punkte, in Streitigkeiten. Die Schwedischen Gesandten tadelten es, daß in ihre Vollmacht gesezt worden war, sie wären abgeschickt, um den Kayserlichen beyzustehen; allein sie erklärten sich,

daß ihr Beystand bloß auf solche Anschläge gerichtet sey, die das Beste des Deutschen Reichs und den Frieden beträffen. Die Französischen Gesandten verlangten, daß ihrem Könige der Titel Majestät beygelegt werden sollte; allein den Churfürsten wollten sie nicht Durchlauchtigster nennen. Dieser schickte deswegen sogar einen Gesandten nach Franckreich, ohne etwas zu erlangen: und seine Gesandten brauchten daher nur den Nahmen des Allerchristlichsten Königes. Einen andern Streit führten sie und die übrigen Churfürstlichen Gesandten mit dem Venetianischen, der vermöge eines Ausspruchs des Kayfers Ferdinands des Zweyten vom Jahr 1636. den Rang vor ihnen begehrte. Zu den sehr erheblichen Gründen, die man demselben entgegen sezte, fügte der Churfürst noch dieses, das Haus Oesterreich, das über mehr als Ein Reich herrsche, habe den Churfürsten den Rang niemals streitig gemacht; unter ihnen sey ein König, an dessen Seite die übrigen säßen, und von dem sie sich nicht trennen lassen könnten; es hätten auch schon in den ältern Zeiten viele mächtige Könige in Deutschland geherrscht, unter andern in Bayern, Sachsen, Vandalen, welche damals den Venetianern nicht würden nachgestanden haben, ihre Länder aber gehörten jezt meistentheils den Churfürsten. Er rieth jedoch den Mittelweg an, künftig keine ankommende Gesandten mehr zu empfangen, und zur Entschuldigung gegen sie diesen Rangstreit anzuführen: man bediente sich auch dieses Mittels mit einiger Veränderung. Noch heftiger war die Uneinigkeit, welche sich über die Weigerung der Fürstlichen Gesandten, den Churfürstlichen den Ehrennahmen Excellenz zu geben, erhob. Dabey erinnerte der Churfürst nicht nur, daß dieser Streit jezt sehr zur Unzeit entstanden

standen sey; sondern auch, daß die Churfürstlichen Gesandten diesen Titel von den Auswärtigen ohne Widerrede empfiengen; doch befohl er den seinigen, mit den Fürstlichen Gesandten darüber nicht heftig zu streiten, sondern nur ein gleiches Recht mit den übrigen Churfürstlichen zu behaupten. Dagegen ließ er das Recht der Deutschen Reichsfürsten und Reichsstädte, bey diesen Friedensunterhandlungen ihre Stimmen eben sowohl als die Churfürsten, wie es ihnen gefiele, zu geben, mit glücklichem Fortgange vertheidigen, und mißbilligte auch andere Anstalten, durch welche die Kayserliche Parthey die Reichsstände, und insonderheit die Protestanten, bey dieser Gelegenheit um ihre Vortheile zu bringen suchte.

Bey dem würcklichen Anfange der Friedensvorschläge, ließ Friedrich Wilhelm vorzüglich auf die Versicherung des Religionszustandes der Reformirten in Deutschland dringen. Durch den Religionsfrieden vom Jahr 1555. hatten nur die Evangelischen eine ohngefähr gleiche Freyheit der Religion mit den Römischcatholischen in Deutschland erhalten, wobey das Augsburgische Glaubensbekenntniß zum Grunde lag. Die Reformirten verstärckten sich seitdem neben ihnen ungemein glücklich, und beriefen sich, um gleicher Rechte zu genießen, darauf, daß sie jenem Glaubensbekenntnisse ebenfals beypflichteten: ein Vorgeben, das jedoch nur bey einigen Veränderungen, wo nicht in den Worten, doch in den Erklärungen desselben bestehen konnte. Daher fiengen die Evangelischen an, den Nahmen der unveränderten Augsburgischen Confeßion zu gebrauchen, und waren desto weniger geneigt, sich für die Reformirten zu erklären, je mehr sie durch dieselben an ihren Kirchenbesizungen verloren, und

je bitterer es ihnen die Römischcatholischen vorwarfen, daß sie sich nicht mehr zu der ersten und ächten Augsburgischen Confeßion bekenneten. Die Streitigkeiten zwischen den beyden Protestantischen Gemeinen waren überhaupt gegen die Zeit dieser Friedenshandlungen aufs höchste gestiegen; aber eben diese boten die beste Bequemlichkeit an, mehr Verträglichkeit zwischen ihnen einzuführen. Der Churfürst von Brandenburg, der damals der vornehmste Reformirte Fürst in Deutschland war, verlangte also, daß die Religionsfreyheit seiner Glaubensgenossen in den deutlichsten Ausdrücken festgesetzt werden sollte. Er glaubte, daß dieselben eben sowohl Augsburgische Confeßionsverwandte heißen könnten als die Evangelischen, und ließ diese leztern warnen, durch ihren Widerstand gegen die Reformirten in dieser Sache nicht die Uneinigkeit zu vergrößern, durch deren Hülfe die Römischcatholischen sie beyde zu unterdrücken suchten. Unter andern Schwierigkeiten, welche hiebey erregt wurden, war auch diese, daß man den Reformirten Fürsten das sogenannte Recht zu reformiren in ihren Ländern nicht zugestehen wollte, weil man befürchtete, daß ihre Evangelische Unterthanen dadurch am ersten leiden möchten. Dieses und die übrigen Gründe der Streitigkeit beantwortete der Churfürst mit Vorstellungen, die im Auszuge angeführt zu werden verdienen. „Weder er noch seine Vorfahren, sagte er, hätten je„mals das Gewissen eines ihrer Unterthanen beun„ruhigt, und auch künftig werde solches nicht ge„schehen; allein darinne stimme er dem Gesandten „Oxenstierna völlig bey, daß das gedachte Recht „eben so grausam in den Händen der Evangelischen „sey, als wenn es die Reformirten ausübten. Er „bekenne sich zur Augsburgischen Confeßion, und

„kein

„kein in derselben entschiedener Artikel sey jemals „zwischen den Protestanten in Zweifel gezogen wor„den; beyde Kirchen hätten nur über Fragen, die in „derselben nicht berührt werden, gestritten. Wenn „aber dieses als eine Abweichung von jenem Glau„bensbekenntnisse angesehen werden sollte, so könnte „man den Evangelischen wegen ihrer Streitigkeiten „untereinander ein gleiches vorwerfen. Der einzige „Unterscheid in der Lehre vom heiligen Abendmahl, „der darinne nicht einmal bemerckt sey, könne die „Reformirten nicht von diesem Bekenntnisse aus„schließen, wider welches sie, nach dem Geständnisse „der Lehrer beyder Kirchen auf dem Leipziger Gespräche, gar nichts lehrten. Seit dem Jahre 1566. „sey es unter den Reichsständen gar nicht streitig ge„wesen, daß die Reformirten an dem Religionsfrie„den Antheil hätten; wie man insonderheit aus dem „Betragen des Reichs gegen die Churfürsten von „der Pfalz sehen könne. Einige unruhige Theolo„gen hätten zwar darüber gestritten, wer in dem Re„ligionsfrieden eingeschlossen sey oder nicht; allein „für sie gehörte die Auslegung der Reichsgeseze nicht, „und ihre Fürsten würden besser gethan haben, ih„nen, um des öffentlichen Wohls willen, keine sol„che Frechheit zu verstatten. Unter den Reichsstän„den selbst hingegen wären über diese Frage keine „Bewegungen entstanden. Die Evangelischen hät„ten auch ihrer Seits zu befürchten, daß die Rö„mischcatholischen gegen sie eben solche Einschrän„ckungen in Ansehung des Religionsfriedens gebrau„chen möchten, wie sie jezt gegen die Reformir„ten.„ — Wenn gleich dieses nicht alles von den Evangelischen zugegeben werden durfte; so war es doch überhaupt mit vieler Einsicht und Hoheit ge„sagt: der Churfürst zeigte, daß er mehr als die mei-

sten andern Protestantischen Fürsten fähig sey, einen äußerlichen Frieden zwischen den beyden Kirchen zu stiften. Als ihm daher um diese Zeit die Herzoge von Lüneburg zur Beylegung der Streitigkeiten zwischen den Protestanten Vorschläge thaten, versprach er sehr bereitwillig, dieselben zu befördern; sezte aber hinzu, zwischen Staatsmännern und selbst zwischen den Reichsständen sey wegen dieser Verschiedenheit des Glaubens keine solche Uneinigkeit anzutreffen; von den Theologen aber, bey denen die Bitterkeit einmal eingewurzelt sey, erwarte er keine freundschaftliche Gesinnungen, da sie einander selbst, oft wegen einer geringen Ursache, auf das heftigste angriffen. In dem Munde eines Churfürsten ist diese Erklärung ohne Zweifel noch lehrreicher, als wenn sie Schriftsteller gegen Schriftsteller gebrauchen.

In einer ähnlichen Absicht beschickte Friedrich Wilhelm im Jahr 1645. das Religionsgespräch zu Thorn, das zur Vereinigung der Römischcatholischen, Evangelischen und Reformirten in diesem Reiche, gehalten wurde. Der König Vladislaus und der Erzbischof von Gnesen ersuchten ihn, seine Theologen aus Preußen dahin zu senden. Er fand zwar dabey einige Bedencklichkeiten, unter andern diese, daß sich die Pohlnischen Bischöfe bey dieser Gelegenheit eine Art von Gerichtsbarkeit über die Protestanten in Pohlen angemaaßt hätten; daß diese durch ihre Willfährigkeit das Gespräch zu besuchen, in Gefahr stünden von auswärtigen Protestanten getrennt zu werden; und daß der Endzweck dieses Gesprächs unmöglich erreicht werden könne, weil den Römischcatholischen zu viel daran gelegen sey, die Päbstliche Gewalt und die Messe beyzubehalten.

halten. Doch, da es für die Protestanten schimpflich und schädlich zu seyn schien, das angebotene Gespräch auszuschlagen; da die Römischcatholischen versichert hätten, es sollte auf demselben nicht auf Schulzänkereyen, sondern auf eine freundschaftliche Vergleichung der verschiedenen Meinungen gesehen werden, damit man erkenne, wie weit sie von einander abgehen oder übereinkommen, und damit man sich wenigstens in einigen Punkten vereinigen könne; da der Churfürst auch vielleicht auf diesem Gespräche die freye Religionsübung für die Reformirten in Preußen würde erhalten können: so erlaubte er einigen seiner Theologen zu Königsberg und zu Franckfurt an der Oder, sich in ihrem Nahmen dahin zu begeben. Er ließ auch den Georg Calixtus zu Helmstädt, den friedfertigsten Evangelischen Theologen seiner Zeit, ersuchen, gleichfals nach Thorn zu reisen: dieser trat würcklich daselbst mit den Reformirten in fast gleiche Verbindungen, als er mit den Evangelischen hatte. Das Gespräch selbst wurde gar bald fruchtlos abgebrochen, und es veranlaßte so gar heftige Streitigkeiten in der Evangelischen Kirche.

Mittlerweile wurde zu Osnabrück und Münster eine der wichtigsten Angelegenheiten des Churfürsten, und man kann sagen, des Deutschen Reichs mit ihm, rege. Er verlangte endlich in den Besiz von Pommern gesezt zu werden, und die Schweden wollten nur unter der Bedingung, daß ihnen dieses Herzogthum verbliebe, in den Frieden Deutschlands willigen. Der lezte Herzog von Pommern Bogislaus der XIV. war im Jahr 1637. gestorben. Nach den Erbverbrüderungen zwischen diesem Hause und den Churfürsten von Brandenburg, nach den wiederhol-

derholten Kayserlichen Belehnungen, durch welche den leztern Pommern war versichert worden, und selbst nach der oftmals, auf den Fall des Aussterbens der Herzoge, von den Pommerischen Ständen an Chur-Brandenburg geleisteten Huldigung, war Friedrich Wilhelms Recht an dieses Herzogthum unstreitig: es wurde auch von niemanden geleugnet. Allein die Schweden hatten nicht sowohl vermöge des Bündnisses, welches im Jahr 1630. zwischen Gustav Adolphen und dem Herzoge von Pommern geschlossen worden war, und zu dessen Bedingungen auch diese gehörte, daß, wenn der Herzog stürbe, Gustav und seine Nachfolger sein Land so lange besezt halten sollten, bis es dem Churfürsten von Brandenburg ohne die noch etwan vorhandene Hindernisse übergeben werden könnte; als vielmehr hatten sie sich Kraft des Rechtes der Waffen, und der zur Führung des Kriegs bequemen Lage, desselben lange bemächtigt. Sie sahen es als den besten Preiß ihres langwierigen Kriegs, als ein Land an, das nicht nur für sie einen stets gewissen und leichten Eingang nach Deutschland, sondern auch selbst eine Vormauer von Schweden, und eine Erweiterung seiner Schiffahrt und Handlung auf der Ostsee abgeben könnte. Daher bestanden sie schlechterdings darauf, daß ihnen Pommern gänzlich überlassen, und der Churfürst dafür durch andere Länder Schadlos gehalten werden sollte.

Er hingegen wollte sich eben so wenig seines Rechtes, zumal auf ein Land begeben, das, indem es an die Marck gränzte, ihm vortrefflich gelegen war. Die Landstände von Pommern gaben ihm zugleich Merckmale einer treuen Ergebenheit. Auf der andern Seite suchten ihn die Schweden und ihre

Bunds-

Bundsgenossen, die Franzosen, durch die von neuem vorgeschlagene Vermählung des Churfürsten mit der Königinn Christina, zur Abtretung von Pommern geneigt zu machen; aber selbst die Art, mit welcher dieser Antrag geschah, kündigte eben nicht die ernstlichste Absicht an. Der Graf Oxenstierna versicherte, die Schwedischen Reichsstände wünschten diese Vermählung: und wenn sie nicht zu Stande kommen sollte, so würde daran bloß die Verschiedenheit der Religion Schuld seyn. Darauf antworteten zwar die Gesandten des Churfürsten, er habe hierinne eine gemäßigte Denckungsart, besuche oft die lutherischen Kirchen, und lasse jedermann seine Gewissensfreyheit; allein Oxenstierna versezte, die Geistlichkeit und das Volck in Schweden fürchteten sich mehr vor den Reformirten als vor den Römischcatholischen: denn die leztern giengen ihren Weg öffentlich, und man könne ihnen daher leichter widerstehen; jene aber wüßten ihren Vorsaz schlau zu bedecken, und sich ihrer Künste so geschickt zu bedienen, daß man sich kaum vor ihnen hüten könnte. Als die Gesandten hinwiederum zeigten, dergleichen Besorgnisse könnten durch eine schriftliche Verbindlichkeit gehoben werden: so fiel Oxenstierna auf einen neuen Zweifel. Wenn Pommern, sagte er, mit dem Churfürstenthum verbunden würde, und aus der Vermählung der Königinn mit dem Churfürsten keine Kinder kämen, so würde Pommern immer bey dem Churfürstenthum bleiben. Würde mehr als ein Prinz aus dieser Vermählung gebohren werden, so würde der Erstgebohrne König, der andere Churfürst seyn; auf diese Art würde Pommern abermals von Schweden getrennt werden. Auch dieses, antwortete man ihm, könnte durch Vergleiche anders bestimmt werden. Da der Schwe-

dische Gesandte dieses nicht mißbilligen konnte, nahm er von neuem das Bedencken wegen der Religion vor, und behauptete, der Churfürst müsse sehr eifrig Reformirt seyn, weil er auf das Recht zu reformiren so starck hätte dringen lassen, woraus auch die Schweden nichts Günstiges für ihren Religionszustand schließen könnten, wenn jene Vermählung Statt finden sollte: er verwunderte sich zugleich, daß der Churfürst für Pommern, das doch ganz Lutherisch sey, einen Reformirten Gesandten in den Reichsfürsten-Rath abgeschickt habe. Er sezte noch hinzu, die Königinn von Schweden habe ihr Vertrauen zu dem Churfürsten verloren, nachdem sie gesehen habe, daß er den Waffenstillstand keineswegs bestätigen, und nicht viel anders als ihr Feind bleiben wolle; daher sey sie auch nicht gesonnen, (wie er verlangt hatte,) in abgesonderte Unterhandlungen wegen Pommern mit ihm zu treten.

Die Hoffnung Friedrich Wilhelms, zum Besize von Pommern zu gelangen, gründete sich, außer seinem Rechte, hauptsächlich auf das Versprechen des Kaysers, ihn dabey zu unterstüzen, und niemals zuzugeben, daß dieses Land oder ein anderes in Deutschland an Schweden abgetreten würde, die vielmehr für ihre Kriegskosten mit Gelde befriedigt werden sollten. Dieses Versprechen aber wurde nach und nach zurück genommen, da der Kayser im Kriege wider die Schweden unglücklich blieb, und diese nicht allein Pommern unveränderlich begehrten, sondern auch zur Vergütung für den Churfürsten unter andern Schlesien vorschlugen. Die Kayserlichen Gesandten hielten es nun vor das rathsamste, daß der Churfürst für Pommern eine Summe Geldes nehmen möchte; oder wenn er seine Ansprüche

che mit Gewalt zu behaupten gesonnen wäre; so verlangte der Kayser von ihm zu wissen, ob er ein Bündniß mit ihm schließen, und ein Heer aufbringen wollte. Was noch mehr ist, der Churfürst bekam die Nachricht, daß ihn die Kayserlichen Gesandten bey den Königlichen verdächtig zu machen, und mit denselben, ohne auf seinen Vortheil zu sehen, Frieden zu schließen suchten. In dieser Art von Verlegenheit vertheidigte er sein Recht, und beantwortete die gemachten Einwürfe und Anerbietungen mit einer Standhaftigkeit, die einer grössern Macht würdig gewesen wäre. Auf den Einfall eines Schwedischen Gesandten, daß Pommern, wenn die Schweden es nicht eingenommen hätten, doch nur von den Kayserlichen oder Bayern würde weggenommen worden seyn, sagte er, Gustav Adolph habe versichert, daß er eben deswegen die Waffen führe, um seine Freunde bey ihrem Gebiete zu schützen, und er habe eidlich versprochen, daß er von demselben nichts begehre. Er beschwerte sich außerdem darüber, daß er jezt, so oft er aus Preußen etwas in die Marck führen lassen wollte, immer erst in Schweden einen Freypaß suchen müßte, der nicht allemal immer gerne zugestanden würde; und überhaupt versicherte er, daß man ihm für Pommern kein gleichgeltendes Land geben könne, wenn es gleich dreymal mehr Einkünfte hätte; so bequem liege es ihm in jeder Betrachtung.

Fast lächerlich war es, daß der Churfürst über Pommern auch mit dem Abte von Corvey einen Streit bekam. Dieser stellte den Kayserlichen Gesandten vor, die zu Pommern gehörige Insel Rügen sey ein Lehn seines Klosters, indem sie demselben von dem Kayser Lothar zur Belohnung eini-

ger Mönche aus Corvey, welche das Christenthum auf dieser Insel ausgebreitet hätten, geschenckt worden sey; wären gleich die Einwohner derselben wieder davon abgefallen, so hätten doch der Abt und seine Vorgänger die Oberherrschaft der Insel stets in ihrem Herzen aufbehalten: und jezt sey dieses Lehn, nach dem Tode des lezten Besizers, wieder an das Kloster verfallen. Allem Ansehen nach beruhte diese ganze Anforderung nur auf erdichteten Urkunden und Nachrichten; dieses wurde auch dabey angemerckt, so wie der wichtige Umstand, daß der Churfürst schon mit diesem Reichslehn von dem Kayser belehnt worden sey. Und gleichwohl meinten die Kayserlichen Gesandten, wenn nichts gegen das Recht des Abtes einzuwenden wäre, so könnte der Churfürst wohl von ihm die Insel zu Lehn tragen. Der Churfürst begnügte sich daran zu sagen, der Abt müsse nicht viel zu thun haben, weil er solche Dinge ausfinnen könnte: bisher habe er davon ganz still geschwiegen, jezt aber wolle er ebenfals im Trüben fischen; er wünschte unterdessen, daß er mit diesem allein zu thun haben möchte, weil ihn derselbe nicht hindern würde, Rügen zu besizen, sondern vielmehr froh seyn müßte, daß die Landgräfinn von Heßen-Caßel nicht seine Abtey zur Ersezung ihrer Kriegskosten verlangte.

Aber desto ernstlicher mußte Friedrich Wilhelm auch im Jahr 1646. die Unterhandlungen über Pommern mit Schweden und andern Höfen, bey der allgemeinen Friedensversammlung fortsezen. Er ließ unter andern durch seine Gesandten die Gründe, warum er Pommern nicht abtreten könne, in einer Schrift zusammen fassen: und die Schwedischen selbst fanden sie erheblich genug.

Außer-

Außerdem bezeigte er darüber seine Verwunderung, daß man ihm die versagte Genehmigung des Stillstandes vorwerfe, der sich ohnedieß bald durch den Frieden verlieren würde, und für dessen Beobachtung die Schweden Versicherung genug an den Besazungen hätten, die sie in der Marck hielten. Dagegen beschwerte er sich über den Vorwand der Sicherheit, unter welchem sie ihm sein Land zu entreissen gedachten, und fragte, wodurch Deutschland und er sicher gestellt würden, daß ihnen keine Gefahr aus dem Schwedischen Besize von Pommern bevorstünde. Der Kayserliche Hof war mit dem Churfürsten in der Hauptsache gleichgesinnt; sah es aber vor nothwendig an, wegen Pommern einigermaßen nachzugeben. Eben dieses riethen die Französischen Gesandten; sie merckten an, wie rühmlich es dem Churfürsten seyn würde, auf diese Art den Frieden beschleunigt zu haben; erinnerten, daß er diese Angelegenheit nicht mit allem nöthigen Ernste getrieben habe, indem er Gesandten nach Schweden hätte schicken sollen; kurz, da sie einmal ihre Parthey genommen hatten, war es ihnen auch nicht schwer, alles gegen ihn zu kehren. Seine Gesandten begegneten ihnen sehr wohl, und er führte noch besonders dieses an, daß er schon vorher mitten zwischen vier mächtigen Reichen sich befunden habe, deren jedes in seine Staaten nach Gefallen eindringen könne; jezt suche sich Schweden in dem Innersten derselben festzusezen, um ihn, wo nicht in der Dienstbarkeit, doch in beständiger Furcht zu erhalten. „Es ist auch, sagte er, eine Christen unanständige Rede: Ihr habt zwar die Gerechtigkeit auf „eurer Seite, und habt dieses nicht um uns verdient, gleichwohl muß es jezt durchaus geschehen. „Warum sollten die Staatsursachen, von denen sie

„so viel reden, nicht vielmehr demjenigen Theile zu „Statten kommen, den auch die Gerechtigkeit un„terstüzt?„

Mehr Vertrauen sezte der Churfürst bey diesem Geschäfte auf die Vereinigten Niederländer, weil sie in keiner genauen Verbindung mit Schweden standen. Er ließ daher ihren Gesandten zu Münster vorstellen, daß die Schweden offenbar nach der Herrschaft auf der Ostsee trachteten; daß sie, wenn ein Krieg mit Pohlen ausbrechen sollte, sich der Preußischen und Curländischen Häfen gleichfals zu bemächtigen suchen würden, die ihnen eben so bequem gelegen wären, als die von Pommern und Mecklenburg; daß sie alsdenn Herren über die Handlung aller an jene See gränzenden Staaten seyn, sie leichter bekriegen, und von ihren Freunden trennen würden: die Gränzen von Deutschland würden in ihrer Gewalt seyn, und sie schienen auch immer auf mehrere Eroberungen bedacht zu seyn. Dieses alles machte bey den Holländischen Gesandten einen starcken Eindruck: die Generalstaaten sahen es auch würcklich ungerne, daß Pommern an Schweden abgetreten würde; allein sie thaten doch nur einige glimpfliche Erinnerungen, und wurden in Ansehung jener Besorgnisse nach und nach befriedigt.

Die deutschen Reichsstände waren dem Verlangen des Churfürsten weit weniger günstig. Sie wünschten einen so langen Krieg geendigt zu sehen, wenn er gleich die Opfer dabey hergeben sollte. Manche unter ihnen mißgönnten dem Churfürsten einen so beträchtlichen Zuwachs. Die Protestantischen Stände aber befürchteten, er möchte, zu ihrem

rem gemeinschaftlichen Schaden, über Pommern mit Schweden in Händel gerathen. Dazu kamen noch andere Ursachen, welche sie sehr kaltsinnig bey dieser Sache machten. Der Herzog von Lothringen hingegen, der selbst fremder Hülfe bedurfte, versprach dem Churfürsten, sich derselben eifrig anzunehmen, und bot ihm sogar ein ganzes Kriegsheer zu seinen Diensten an, das er weder hatte, noch unterhalten konnte. Indem ihm der Churfürst für seinen guten Willen Danck sagen ließ, hatte er auch das Vergnügen zu sehen, daß er noch andere getreue, obgleich eben so schwache Freunde an den Landständen von Pommern habe. Diese gaben sich durch ihre Abgeordnete zu Osnabrück viele Mühe, es zu verhindern, daß sie nicht Unterthanen von Schweden würden; sie erneuerten aber zugleich den Vorschlag wegen der Vermählung des Churfürsten mit der Königinn Christina, als das beste Mittel, diesen Streit beyzulegen. Bey dieser Gelegenheit gestand Oxenstierna einmal vom Wein erhizt, daß weiter hieran nicht zu dencken sey, weil die Königinn sich niemals vermählen wolle.

Der lezte Versuch, den der Churfürst wagte, um Pommern für sich zu erhalten, war dieser, daß er dem Könige von Pohlen die Gefahr zeigen ließ, in welcher sein Reich vor den Schweden stehen würde, wenn dieselben, da sie bereits aus Liefland in Pohlen einbrechen könnten, eben diese Bequemlichkeit auch durch das angränzende Pommern erlangten. Zugleich ließ er ihn ersuchen, an dem Kayserlichen, Französischen und Dänischen Hofe Vorstellungen hierüber zu thun. Die Pohlnischen Gesandten thaten sie auch bey den Friedensunterhandlungen: sie behaupteten sogar, es sey dem Churfürsten, als ei-

nem Vasallen von Pohlen, nicht einmal erlaubt, wenn er gleich wollte, den Schweden Pommern bis an die Oder abzutreten, weil sie daraus in Pohlen einfallen, und immer durch diesen Fluß bedeckt bleiben könnten. Allein eben diese Gesandten antworteten nichts, als sie gefragt wurden, ob die Pohlen dem Churfürsten gewaffnet beystehen wollten, um Pohlen zu erobern, und ihre Bemühungen waren fruchtlos.

Da endlich Friedrich Wilhelm von jedermann verlassen war, und der Kayser den Schweden nicht nur halb Pommern, sondern insgeheim auch das ganze Land gegen eine Vergütung für den Churfürsten bewilligte: gab er seinen Gesandten Befehl, sich unter der Vermittelung von Franckreich und den Vereinigten Niederländern, auch wohl ohne dieselben, in eine Unterhandlung wegen der Abtretung eines Theils von Pommern einzulassen. Sie sollten nach und nach die Insel Rügen mit zween Aemtern, darauf auch Stralsund, und endlich das Land bis an die Pene, Wolgast mit seinem Hafen ausgenommen, anbieten. Dabey sollten sie versuchen es dahin zu bringen, daß die Schweden ihren Antheil von Pommern dem Churfürsten wiederum als ein Unter-Lehn überlassen möchten, weil sie dadurch seiner Freundschaft desto mehr versichert würden. Würde man die Gesandten um die Schadloßhaltung fragen, die der Churfürst für das Abgetretene verlangte, so sollten sie antworten, er wollte freylich lieber das Seinige behalten, als fremde Besizungen an sich ziehen; Geld aber begehre er gar nicht. Unterdessen sollten sie zur Vergütung die Bißthümer Halberstadt, Minden, Hildesheim, Osnabrück und Münster, welche in weltliche Länder

der verändert, und von dem Churhause Brandenburg erblich besessen werden sollten, ingleichen die Anwartschaft auf das Stift Magdeburg, und die Schlesischen Fürstenthümer Glogau, Sagan, Schweidniz und Jauer, ohne alle Auflagen, den völligen Besiz seiner Länder aus der Jülichschen Erbschaft, und die Freyheit von der Kriegssteuer, fordern. Würden die Schweden sagen, diese Forderung sey ungeheuer groß, so sollten die Gesandten es wiederholen, daß der Churfürst lieber sein eigenes Land behalten wolle, und daß ihm Pommern wegen der Lage unschäzbar sey, so daß kein anderes Land in Deutschland damit verglichen werden könne. Sie sollten besonders die freye Schiffahrt auf der Oder und Stettin für ihn begehren. Gegen die Kayserlichen Gesandten aber sollten sie sich erklären, daß der Churfürst ihnen diese gezwungene Abtretung zu dancken habe, und also nicht Schuld an dem Unglücke sey, das dereinst daraus entstehen würde. Hingegen sollten sie von der Vermählung mit der Königinn von Schweden gar nichts vorbringen: denn es verdroß den Churfürsten, daß man ihn mit dieser leeren Hoffnung so lange aufgehalten hatte; er erkannte auch, daß dieselbe zu seiner Beschimpfung ausschlagen könnte, indem er dadurch weder die Regierung von Schweden, noch die Duldung seiner Religion in diesem Reiche, erhalten würde. Allein die Schweden beharrten dabey, daß ihnen ganz Pommern abgetreten würde, und wollten die Vergütung sehr herunter gesezt wissen, in welche sie sogar drey Stifter in der Marck eingeschlossen, die der Churfürst längst besaß. Vergebens suchte auch der Churfürst eine abgesonderte Unterhandlung darüber mit den Schweden zu pflegen. Bey den Franzosen fand er zwar

einige Eifersucht gegen die anwachsende Schwedische Macht; aber um ihrem Bündniße getreu zu bleiben, thaten sie mehrere Vorschläge, daß der Churfürst entweder ganz Pommern, oder einen Theil davon, mit oder ohne Vergütung, abtreten möchte. Er verwarf sie jedoch alle, weil sie ihm zu nachtheilig waren. Und da die Schwedischen Gesandten auch die Forderungen der seinigen verschmähten, fehlte wenig daran, daß diese Sache nicht in eine offenbare Erbitterung zwischen beyden Theilen ausschlug.

Würcklich ließ auch der Churfürst seine zu Münster und Osnabrück befindlichen Gesandten an einem benachbarten Orte zusammenkommen, und berathschlagen, ob er zur Erhaltung von Pommern die Waffen ergreiffen, oder bey so mißlichen Umständen in das Begehren der Schweden willigen sollte? Das erstere schien der Rang des Churfürsten, sein blühendes und Kraftvolles Alter, und sein großer unerschrockner Geist anzurathen, der Unrecht und gebieterisches Betragen, zumal von denen, welchen er an Macht wenig nachgab, nicht dulden konnte. Man überlegte dabey, daß der Kayser und die Catholischen Reichsstände, allem Ansehen nach auch Dänemarck und Pohlen, dem Churfürsten wider Schweden beystehen würden, wozu noch mehrere über dieses Reich mißvergnügte Staaten kommen könnten; daß die Pommern wünschten, unter die Herrschaft des Churfürsten zu kommen; daß die deutschen Soldaten, welche Schwedens größte Stärcke ausmachten, bey so veränderter Lage der Sachen ihnen schwerlich mehr dienen dürften; und daß vielleicht auch Franckreich, dessen Hülfsgelder bisher den Schweden so nüzlich gewesen wären, von ihnen abtreten könnten. Aber auf der andern Seite urtheil-

ten

ten die Gesandten, daß man den Gedancken verabscheuen müsse, einen so langen Unglücksvollen Krieg von neuem zu verlängern. Völcker, die nicht zu befürchten hätten, daß Ausländer ihr Gebiete angreifen möchten, und die bereits gewohnt wären, Wanderungen vorzunehmen, um sich bessere Wohnplätze zu verschaffen, könnten sich wohl in den Krieg stürzen; ingleichen Fürsten, die wenig zu verlieren hätten oder zur Verzweiflung gebracht wären. Aber überhaupt müsse man sich der Waffen nicht eher bedienen, als bis gar keine Hoffnung zu einem Vergleiche übrig geblieben wäre: und dieses sey hier der Fall nicht. Der Kayser und die Catholischen Reichsstände würden wohl an dem Kriege Antheil nehmen; aber nur in der Absicht, damit die Protestanten durch einander selbst geschwächt werden möchten. Jeder andere Beystand sey ungewiß oder unerheblich. Dagegen hätten die Schweden ein siegreiches Heer, in welchem wenigstens die meisten Kriegsbedienten Schweden wären, und es würde ihnen auch nicht an auswärtiger Hülfe fehlen. Zwar sey es unbillig, daß der Churfürst den allgemeinen Frieden mit seinem Eigenthume erkaufen sollte; aber in einer so großen Verwirrung müsse man etwas um des öffentlichen Besten willen leiden, und diejenigen, welche Schuld an dem Kriege hätten, wären dem Churfürsten zur Schadloßhaltung verbunden; da er hingegen, wenn er keinen Vergleich annehmen wollte, Pommern und auch die Schadloßhaltung verlieren könnte. Vielmehr würden alle seine Angelegenheiten und Vortheile durch nichts mehr befestigt werden, als wenn er sich auf irgend eine Art mit Schweden über Pommern vergliche, und ein enges Bündniß mit diesem Reiche eingienge, wodurch er bey

andern Fürsten ein ausnehmendes Ansehen erlangen würde.

Schon der Entschluß, solche Berathschlagungen anzustellen, sich nicht sogleich durch das Feuer seines Alters und durch empfindliche Beleidigungen zu einem Kriege hinreißen zu lassen, der wenig Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs für sich hatte; dieser Sieg über sich selbst war schon rühmlich. Aber Friedrich Wilhelm neigte sich auch völlig zu den edlern Gründen, die man ihm vorhielt; ob er gleich beschloß, sich noch eine Zeitlang gegen die Schwedischen Vorschläge zu wehren, um eine desto beträchtlichere Vergütung zu erhalten, und um nicht durch ein zu eiliges Nachgeben sich ganz Pommern auspressen zu lassen. Man sahe unterdessen zugleich, es sey dem Churfürsten bey dieser Sache nichts so nachtheilig, als daß er sich nicht vor den allgemeinen Friedensunterhandlungen, wegen Pommern mit Schweden verstanden habe. Jedermann erwartete es, daß dieses geschehen seyn, und daß dadurch seine Gesandten eines der vornehmsten Hindernisse des Friedens aus dem Wege räumen würden: man verließ ihn daher, da man das Gegentheil erfuhr. Es ist schwer zu sagen, ob er diesen Vergleich nicht früher habe stiften können; oder ob er geglaubt habe, daß derselbe bey der Friedensversammlung leicht nach seinen Absichten ausschlagen werde.

Unterdessen daß dieses zu Münster und Osnabrück vorgieng, suchte der Churfürst die alte Freundschaft seines Hauses mit den Vereinigten Niederländern auf eine nachdrückliche Art zu erneuern. Ausser ihrem Beystande in der Angelegenheit wegen Pommern, um den er sich, wie oben gedacht worden ist,

bewarb,

bewarb, empfol er ihnen auch seine Streitigkeiten mit dem Herzoge von Neuburg, und die Beylegung der Unruhen im Herzogthum Cleve, wo sie noch Besazungen hielten, und wo einige Catholische Stände ungerechte Beschwerden wider den Churfürsten bey ihnen führten, daß er ihre Freyheiten unterdücke. Er verband sich aber auch besonders mit diesem Staate, indem er die älteste Tochter des Prinzen von Oranien Friedrich Heinrichs, Louisa, zur Gemahlinn nahm. Diese Prinzeßinn hatte er bey seinem Aufenthalte in Holland kennen und hochschäzen gelernet: er sahe nächstdem auf den ungemeinen Ruhm der Fürsten ihres Hauses, auf die Uebereinstimmung in der Religion, und auf die Hoffnung einer sehr reichen Erbschaft, die sie mitbrachte. Friedrich Wilhelm vollzog diese Vermählung im November des Jahrs 1646 selbst im Haag; aber ohne alle Pracht, weil es in einem fremden an Mäßigkeit gewohntem Lande war, und er nicht Ursache hatte, einiges Aufsehen zu machen. Er trug auch selbst seine Geschäfte in der Versammlung der Generalstaaten vor; ohne doch, wie er wünschte, ein Bündniß mit ihnen schließen zu können.

Die Schwedischen Gesandten machten dem Churfürsten den Vorwurf, daß er nicht nur mit dieser Vermählung zu sehr geeilt habe, da er noch dereinst eine königliche in ihrem Reiche hätte treffen können; sondern daß er auch durch eben dieselbe sich eine Gelegenheit zur Rache gegen Schweden ausgesucht habe: ein Vorgeben, das man nur als eine Beschönigung ihrer harten Forderungen betrachtete. Andere gaben ihm Schuld, daß er die Unterhandlung wegen Pommern nur deswegen so lange verzögere, weil er wartete, ob sich nicht das Glück des Krieges ändern

würde,

würde. Die Pommerschen Landstände ersonnen auch ein neues Mittel, wie der Churfürst Pommern behalten, und die Schweden doch zufrieden stellen könnte. Diese sollten die Stifter, Bremen, Verden, Halberstadt, Minden, Osnabrück, Hildesheim gegen die Grafschaften Hoya und Diepholz vertauscht, und einen Theil des Bißthums Münster, bis an die Ens, nebst der Anwartschaft und Mitbelehnung auf Pommern, im Fall die Familie des Churfürsten ausstürbe, bekommen. Allein dieses Mittel, das den Schweden anfänglich zu gefallen schien, wurde bald auf die Seite gelegt. Man drohte endlich dem Churfürsten, Pommern auch ohne seine Einwilligung an Schweden zu überlassen: viele wunderten sich auch über seinen langen und vergeblichen Widerstand; aber da er außer Vorpommern, noch Stettin, Wollin und Camin abtreten sollte, so glaubte er, daß ihm dieses alles, sonderlich den damit verbundenen Verlust der Schiffahrt auf der Oder, nichts so leicht ersezen könne.

Da er endlich im Anfange des Jahrs 1647. merckte, daß die Zeit der Entscheidung da sey, befohl er seinen Gesandten, die Forderung der Schweden in Ansehung Pommern, einzugehen; zur Schadloßhaltung aber die Stifter Halberstadt, Minden und Magdeburg, und bis er Magdeburg in Besiz nehmen könnte, die Einkünfte der Fürstenthümer Glogau und Sagan, oder des Gebiets von Osnabrück, ingleichen die Grafschaft Schaumburg, und die 1200000 Thaler zu begehren, welche man demjenigen, der Stettin abgeben sollte, bestimmt hatte. Sie sollten auch von diesem allem nur so viel als möglich wäre, zu erhalten suchen, und er hoffte, daß Gott seinem Hause diesen harten Verlust, den er

aus

aus Liebe zum Frieden übernähme, auf eine andere Art ersezen werde. Er verlangte aber auch noch die freye Schiffahrt und Handlung auf der Oder, den Titel und das Wapen von Pommern, und für Hinterpommern Sitz und Stimme auf dem Reichstage. Allein diese Erklärung des Churfürsten kam beynahe zu spät: die Schweden hatten sich mit den Kayserlichen über Pommern schon ziemlich verglichen. In diesem bedencklichen Zustande leistete der Französische Gesandte, der Graf von Avaux, dem Churfürsten die wichtigsten Dienste. Er brachte es dahin, daß die Schweden sich an dem gedachten Antheil von Pommern begnügten, und noch einiges milderten, wie sie denn die an ihre Kriegsbedienten in Hinterpommern geschehene Schenckungen aufzuheben versprachen.

Nunmehro aber verursachte die Schadloßhaltung des Churfürsten für das abgetretene Land, neue Streitigkeiten. Viele geistliche Stifter waren dazu mit Widerwillen der Römischcatholischen, auch anderer Reichsstände, vorgeschlagen worden: die Schweden nannten auch wohl Schlesien, und ob gleich der Churfürst den Kayser nicht so sehr beleidigen wollte, daß er dieses angenommen hätte; so wurde doch der Kayser dadurch geneigter, die Stifter Magdeburg und Halberstadt zu bewilligen. Das erstere besaß damals der Administrator, Herzog August, aus dem Churhause Sachsen: und dieser sowohl als das Dom-Capitel, ingleichen das Haus Braunschweig, suchten es zu verhüten, daß Magdeburg nicht dem Churfürsten zu Theil würde. Wegen Halberstadt erfolgte ein ähnlicher Widerstand, und das Haus Braunschweig wußte wenigstens einige Güter von diesem Bißthum abzureißen. Eben dasselbe suchte

das

das Bißthum Minden, das man gleichfals dem Churfürsten bestimmt hatte, an sich zu ziehen, und die Schweden unterstüzten es darinne, bis d'Avaux die Gesandten des Churfürsten erinnerte, dem Schwedischen Gesandten Salvius 20000 Thaler zu schencken: und dieser gab ihnen wiederum den Rath, seinem Mitgenossen Oxenstierna 25000 Thaler zu geben: diese Freygebigkeit hob alle Schwierigkeiten wegen Minden. Gegen Abtretung des Stiftes Camin an den Churfürsten, machte das Dom-Capitel, das sich bereits einen Bischof gewählt hatte, vergebliche Einwendungen. Es war noch die Frage übrig, wie der Churfürst alle diese Stifter besizen sollte. Die Kayserlichen wollten nur, daß die Dom-Capitel immer Prinzen aus dem Churbrandenburgischen Hause wählen sollten: allein der Churfürst erhielt sie als weltliche Fürstenthümer. Zu spät bat ihn noch der Großmeister des Maltheser Ordens, es nicht zuzugeben, daß einige Güter dieses Ordens in Pommern den Schweden überlassen würden.

Kaum war dieser Vergleich zu Stande gebracht, so wollten ihn die Schweden unter dem Vorwande, daß der Churfürst im Haag wider sie feindseelige Anschläge gebrauchte, verändern. Man sagte zugleich, Oxenstierna sey als ein junger Mann, und Salvius, weil er die Gegenden nicht wohl kenne, durch die Klugheit des d'Avaux und durch die Heftigkeit des Wirgenstein hintergangen worden. Die Schweden begehrten auch die Anwartschaft auf die Neue Marck, weil dieselbe ehemals ein Theil von Pommern gewesen wäre. Endlich aber blieb doch der geschlossene Vergleich stehen. Einige Gesandten bewunderten das Glück und die Geschicklichkeit des

Chur-

Churfürsten, der fast unbewaffnet, und niemanden furchtbar, durch seine Standhaftigkeit noch zulezt die Zeit getroffen hatte, in welcher er einen unvermeidlichen Schaden durch ziemlich gleichwichtige Vortheile ersezen konnte. Die Nachwelt bewundert dieses ebenfals beym Anblicke so vieler Schwierigkeiten, von denen nur ein kleiner Theil hier angeführt worden ist; sie erkennt aber auch, daß seinen Gesandten, besonders dem Grafen von Wirgenstein, ein großer Antheil an diesem Ruhm gebühre.

Indem also der Churfürst ganz Vorpommern, nebst der Insel Rügen, und aus Hinterpommern Stettin, Garz, Dam, Golnau, und die Insel Wollin, nebst der dazwischen fließenden Oder, und das Frische Haff mit seinen drey Mündungen, Pene, Swine und Dievenow, ingleichen dem umliegenden Lande bis an die Ostsee, nach derjenigen Breite des östlichen Ufers, die beyderseitige Abgeordnete noch genauer bestimmen sollten, an Schweden abtrat, erlangte er dagegen für sich, seine männliche Nachkommen, Nachfolger, Erben und Anverwandten, zuerst das Bißthum Halberstadt, mit allen dazu gehörenden Rechten und Gütern, als ein beständiges unmittelbares Reichslehn, das ihm gleich übergeben werden, und für welches er sowohl auf den Reichstagen, als bey den Zusammenkünften des Niedersächsischen Kreises, Sitz und Stimme nehmen sollte. Die Religion und die Kirchengüter sollte er darinne in demjenigen Zustande lassen, in den sie der Erzherzog Leopold Wilhelm durch seinen Vergleich mit dem Dom-Capitel gesezt hatte; doch soll dieses leztere weiter kein Recht auf irgend eine Art zu wählen, oder das Stift zu regieren, besizen. Dem Churfürsten sollte es vergönnt seyn,

den vierten Theil der Canonicate, (die Probstey nicht darunter begriffen) wenn nach und nach die damaligen Evangelischen Besizer derselben würden ausgestorben seyn, mit ihren Einkünften zu der Bischöflichen Tafel zu schlagen; wenn aber nicht so viele Evangelische Domherren vorhanden wären, daß sie den vierten Theil ausmachten, so sollte ihre Anzahl aus den Einkünften der verstorbenen Catholischen erfüllt werden. Es wurde dem Churfürsten weiter die Grafschaft Hohenstein, als ein schon ehemals dem Bißthum Halberstadt heimgefallenes Lehn, überlassen; hingegen sollte er den Grafen von Tattenbach im Besize der Grafschaft Reinstein lassen, und ihm die von dem Bischof von Halberstadt ertheilte Belehnung erneuern. Das Bißthum Minden bekam er ebenfals wie das Halberstädtische; doch wurden der Stadt Minden ihre Rechte und Freyheiten vorbehalten. Dazu kam noch das Bißthum Camin; in diesem aber sollte es dem Churfürsten frey stehen, die Canonicate, nach dem Absterben der gegenwärtigen Domherren, ganz eingehen zu lassen, und das ganze Stift Hinterpommern einzuverleiben. Ueber dieses wurde dem Churfürsten die Anwartschaft auf das Erzbißthum Magdeburg dergestalt gegeben, daß wenn dasselbe durch den Todt des jezigen Administrator, des Herzogs Augusk von Sachsen, oder durch seine Gelangung zum Churfürstenthum, erledigt würde, er eben so wie von Halberstadt, zum Besize desselben gelangen sollte. Unterdessen aber sollte das Capitel nebst den Ständen und Unterthanen des Erzbißthums, dem Churfürsten für sich und alle seine Nachkommen und Anverwandten, auf den gedachten Fall huldigen. Der Stadt Magdeburg sollten ihre von Otto dem Großen ertheilten, aber verlornen Freyheiten, ingleichen

gleichen das von Ferdinand dem Zweyten verliehene Recht der Befestigung, das mit aller Gerichtsbarkeit und Freyheit auf eine deutsche Viertelmeile ausgebreitet ist, erneuert werden; ihre übrigen Freyheiten sollten nicht verlezt, und die Vorstädte ihr zum Nachtheil nicht wieder erbauet werden. Da die vier Aemter, Querfurt, Jüterbock, Dame und Burg, schon lange dem Churfürsten von Sachsen eingeräumt worden wären, so sollten sie auch demselben verbleiben; doch sollte die Geldsumme, welche bisher wegen derselben zu den Collecten des Reichs und des Kreises geliefert worden, auch ferner von dem Churfürsten von Sachsen gezahlt, und von dem Erzbißthum abgezogen werden. Um aber die dadurch entstehende Verringerung der Einkünfte desselben einigermaaßen zu ersezen, sollte dem Churfürsten und seinen Nachfolgern nicht allein gleich nach geschlossenem Frieden das Amt Egeln völlig übergeben werden; sondern es sollte ihm auch erlaubt seyn, dereinst den vierten Theil der Domherrnstellen an der Cathedralkirche einzuziehen. Die Schulden, welche der bisherige Administrator des Erzstiftes gemacht habe, sollten nicht aus des leztern Einkünften bezahlt werden, wenn es an den Churfürsten gekommen wäre: und jener sollte auch dasselbe auf keine seinem Nachfolger schädliche Art beschweren. In allen diesen Stiftern, die dem Churfürsten überlassen wurden, sollte er die Freyheiten der Stände und Unterthanen, und besonders die Uebung der unveränderten Augsburgischen Confeßion, nach der jezigen Verfassung, erhalten. Endlich sollte der Churfürst und alle Herren des Hauses Brandenburg, wegen dieser Stifter den Titel, Herzoge zu Magdeburg, Fürsten zu Halberstadt und Minden führen. Auf der andern Seite

wurde ausgemacht, daß Schweden alles übrige von Pommern außer seinem Antheil, ingleichen die in der Marck noch besezten Städte, und die Güter des Johanniter-Ordens, dem Churfürsten einräumen sollte; wobey auch die Erhaltung der Freyheiten der Stände und Einwohner von Hinterpommern nicht vergessen wurde. Den Titel und das Wapen von Pommern sollte das Königlich Schwedische Haus immer, das Churbrandenburgische hingegen nur so lange gebrauchen, bis männliche Nachkommen von demselben vorhanden seyn würden: und wenn diese ausstürben, sollte Schweden den Besitz von ganz Pommern erhalten; unterdessen aber sollten sie die Hoffnung der Nachfolge und die Belehnung zugleich empfangen, auch den Ständen und Unterthanen der abgetretenen Oerter für die Huldigung die gewöhnliche Versicherung geben. — Alle diese genauern Bestimmungen wurden zwar erst in dem Westphälischen Friedensschlusse vom Jahr 1648. ausgedrückt; allein der Hauptinhalt dieses Vergleichs wurde schon im Jahr 1647 festgesezt.

Nachdem Friedrich Wilhelm an den Schweden so mächtige Nachbarn bekommen hatte, versuchte er mit denselben ein Bündniß zu schließen. Allein da er eben Gesandte deswegen nach Schweden schicken wollte, hielt ihn die Erklärung des Salvius zurück, der dieses einen frühzeitigen Schritt nannte, da es noch nicht gewiß sey, ob Friede werden, oder Krieg bleiben dürfte: und dieser Gesandte sezte noch aus Abneigung gegen das Haus Oxenstierna hinzu, der Großkanzler von Schweden bemühte sich alle Freundschaft zwischen der Königinn und dem Churfürsten aufzuheben, und beyde zu unterdrücken. Eben so vergeblich suchte

der

der Churfürst das Herzogthum Jägerndorf zu erhalten, das der Kayser dem Marckgrafen Johann Georg von Brandenburg, wegen seines Antheils an den Böhmischen Unruhen, genommen hatte: er berief sich auf die allgemeine Vergessenheit, die jezt eingeführt wurde; man verwies aber sein Ansuchen an den Kayserlichen Hof. Hingegen brachte er die Stadt Hervorden in seiner Grafschaft Ravensberg zur Unterwürfigkeit. Diese wollte die Rechte einer freyen Reichsstadt behaupten; zumal da sie von dem Kayser auf den Reichstag war berufen worden. Der Churfürst ließ sie daher im Jahr 1647 mit einigen Kriegsvölckern besezen: und da solches fast unter den Augen der Friedensversammlung geschah, stiftete es großes Aufsehen. Die Churmaynzischen und andere Gesandten thaten scharfe Vorstellungen darüber; allein die Stadt bat den Churfürsten bald darauf um Verzeihung, und mit Versprechung ihres Gehorsams um die Bestätigung ihrer Freyheiten, die er ihr auch bewilligte.

Franckreich rieth damals dem Churfürsten einige Kriegsrüstungen an, um der friedliebenden Parthey in Deutschland beystehen zu können: denn der Kayser und der Churfürst von Bayern waren beyde geneigter, den Krieg fortzusezen. Der Churfürst verwarf auch dieses nicht: er hatte erfahren, wie viel ein unbewaffneter Fürst mitten unter großen Kriegsheeren leiden müsse. Aber wenn er solches thun sollte, mußten vorher die Schweden und Hessen ihre Besazungen aus seinen Ländern ziehen, und ihre Geldforderungen daselbst aufheben. Sie waren dazu bereit, wenn er ihre Parthey ergreifen wollte; doch dieses hielt Friedrich Wilhelm nur vor eine Gelegenheit den Krieg zu verlängern.

Außerdem hegten sowohl die Schweden als die Franzosen einiges Mißtrauen gegen den Churfürsten, dazu sich während eines noch dauernden Krieges die Veranlassungen auch ungesucht fanden. Er hatte im Haag ein Bündniß mit Franckreich angetragen; nachher aber nichts mehr davon gedacht. Man argwohnte deswegen, er sey im Begriff sich mit der Spanischen Parthey zu vereinigen; da er doch dieselbe nur zu schonen, und allen seinen Ländern Ruhe zu verschaffen suchte.

In dieser Absicht verlangte er auch, daß die Kayserliche Besazung aus Hamm gezogen werden sollte, die durch viele Erpressungen in den Grafschaften Marck und Ravensberg ihm sehr beschwerlich fiel. Allein der Kayser befürchtete immer, der Churfürst möchte sich gänzlich auf die Schwedische Seite schlagen: daher machte er es zur vornehmsten Bedingung dieser Räumung, daß der Churfürst seine Kriegsvölcker zu den Kayserlichen stoßen lassen sollte. Die neue Verbindung des Churfürsten von Bayern mit dem Kayserlichen Hofe hatte diesen so muthig gemacht, daß er weiter keine Partheylosigkeit der Reichsstände zugeben wollte. Da dieses Begehren des Churfürsten bis ins Jahr 1648 aufgehalten wurde, und der Kayserliche Feldherr in jener Gegend fortfuhr, das Churfürstliche Gebiet zu drücken, rächte sich derselbe dadurch, daß er einige Cöllnische Dörfer plündern ließ. Die Niederländer schrieben auch deswegen drohend an den Churfürsten von Cölln. Um also mehrere Feindseeligkeiten zu verhüten, versprach der Kayser, daß sein Befehlshaber zu Hamm von dem Churfürsten abhängen, und daß die Abgaben seiner dortigen Unterthanen verringert werden sollten. Friedrich Wilhelm

Wilhelm bestand immer auf seinem ersten Verlangen, das ihm endlich auch, da die Kayserlichen Waffen immer unglücklicher waren, zugestanden wurde. Er hatte noch eine geheime Ursache, so sehr darauf zu dringen, daß ihm Hamm übergeben würde. Bey den gegründeten Ansprüchen des Churfürsten von Sachsen auf die Länder der Jülichschen Erbschaft besorgte er, die Kayserliche Besazung in der gedachten Stadt möchte im Nahmen dieses Churfürsten Besiz von den Grafschaften Marck und Ravensberg nehmen.

Die große Streitsache wegen jener Erbschaft, die schon seit dem Jahr 1609 rege geworden war, und über welche sich die Vorfahren des Churfürsten längst mit dem Pfalzgrafen von Neuburg, wenigstens bis zur rechtlichen oder gütlichen Endigung derselben, verglichen hatten, wurde noch zulezt bey den Westphälischen Friedensunterhandlungen angebracht. Sie gehörte zwar nicht vor dieselben, weil sie an dem dreyßigjährigen Kriege keine Schuld hatte; allein der Pfalzgraf von Zweybrücken erlangte doch als Anverwandter der Königinn von Schweden so viel, daß sich ihre Gesandten der Ansprüche desselben auf die Jülichschen Länder eifrig annahmen. Friedrich Wilhelm widersezte sich diesem Mitbewerber glücklich; dessen kriegerische Absichten auf die genannten Länder nicht einmal von der Königinn gebilligt wurden. Er selbst besaß zwar das Herzogthum Cleve; allein die Holländer hatten bey Gelegenheit ihres Kriegs mit Spanien, und da diese Krone sowohl als der Kayser den Churbrandenburgischen Ansprüchen auf die Jülichsche Erbschaft entgegen arbeiteten, viele Clevische Plätze besezt, die sie auch jezt, da sie im Jahr 1648. mit

Spanien Frieden schlossen, sich zu räumen weigerten. Sie wollten noch immer dem Kayser und Spanien in Ansehung dieser an ihr Gebiet gränzenden Städte nicht trauen, und es lediglich auf ihren Gefallen ankommen lassen, wenn dieselben dem Churfürsten übergeben werden sollten. Weder der wiederholte Antrag eines Bündnisses, noch die Vorstellung, daß ihm von den Schweden und Franzosen gleiche Anträge gethan würden, konnten sie bewegen, ihm zu willfahren. Ihre Freundschaft war ihm unterdessen schäzbar; hingegen ahndete er die Härte des Pfalzgrafen von Neuburg gegen seine Protestantischen Unterthanen in den Herzogthümern Jülich und Bergen, dadurch, daß er die Römisch-catholischen in dem Herzogthum Cleve eine gleiche Last empfinden ließ, und auf diese Art jenen zur Sicherheit und Ruhe verhalf.

Zu dieser Zeit erweckten ihm die Unruhen, welche die Cosacken in Pohlen stifteten, und der Tod des Königs Wladislaus, neue Besorgnisse. Er war gesonnen, Preußen mit einer Anzahl Kriegsvölcker zu verstärcken, um auch Pohlen, wenn es nöthig wäre, Hülfe zu leisten. Allein die Holländer schlugen es ab, ihm die Soldaten, deren sie nun nicht mehr benöthigt waren, zu überlassen, und eine Summe Geldes gegen die Unterpfändung des Zolls von Pillau, zu leihen. In Franckreich war der Schatz der Krone zu sehr erschöpft, als daß man ihm ein ähnliches Begehren hätte bewilligen können, und die Schweden wollten es auch nicht zugeben, daß er aus Deutschland durch ihre Quartiere Kriegsvölcker nach Preußen schicken sollte. Eben diese gaben ihm noch weniger Gehör, da er den Vorschlag that, daß der Stillstand zwischen

Schwe-

Schweden und Pohlen durch den Deutschen Friedensschluß bestätigt werden möchte. Da er immer befürchtete, diese beyden Reiche möchten wegen der noch zwischen ihnen übrigen Streitigkeiten in einen Krieg gerathen, der ihn in große Verlegenheit sezen könnte, so bot er seine Vermittelung zu einem dauerhaften Frieden an, der vielleicht während des Pohlnischen Zwischenreichs leichter geschlossen werden dürfte; aber auch hier waren sein Eifer und seine Vorsicht auf das Künftige vergebens angewandt. Johann Casimir, ein Bruder des verstorbenen Königs, war einer der vornehmsten Bewerber um die Pohlnische Krone: er suchte dazu den Beystand des Churfürsten, und versprach ihm, da er derselben bereits versichert war, auch schriftlich, daß er ihm sein Recht, Sitz und Stimme bey den Wahlen zu führen, erhalten wollte; daß der Churfürst nicht genöthigt werden sollte, die Belehnung selbst zu empfangen; in Preußen sollten unter seiner Regierung die Protestanten in ihrer freyen Religionsübung nicht gestört werden; und die Unterhaltung der starcken Besazungen zu Pillau und Memel, welche zur Sicherheit von Pohlen so viel beytrügen, sollte dem Churfürsten auf irgend eine Art erleichtert werden.

Friedrich Wilhelm wurde selbst von vielen als ein Fürst angesehen, der über Pohlen herrschen könnte. Seine großen Gaben, sein Ansehen und seine Macht, die Verbindungen, in welchen er mit Pohlen stand, und welche ihn zur Erhaltung der innern Ruhe des Reichs und der Handlung auf der Ostsee gemeinschaftlich mit Pohlen verpflichteten, andere Eigenschaften noch daneben, machten, daß es sehr natürlich war, die Augen auf ihn zu werfen.

Dagegen erinnerte man, daß die Eifersucht des Oesterreichischen Hauses gegen die anwachsende Macht des Churbrandenburgischen; Schwedens Verdacht gegen eben dasselbe; die Furcht mancher Pohlen für ihre Freyheit; die Besorgniß der Danziger, daß der Churfürst ihre Handlung in seine Hafen ziehen möchte; vor allen andern aber der Haß und das Mißtrauen der Römischcatholischen gegen seine Religion, ihm dabey im Wege stehen würden. Man sieht auch nicht, daß er einige Neigung oder Bemühung deswegen bezeigt hätte: seine Religion war vermuthlich bey ihm hinlänglich, die Gedancken davon abzuziehen. Allein das Recht, seine Stimme bey der Königswahl zu geben, wollte er sich desto weniger entreißen lassen. Die Pohlnischen Stände sahen dasselbe vor einen sehr gefährlichen Eingriff in ihre Freyheit an; manche unter ihnen glaubten, man müsse eher das Aeußerste versuchen, als dieses zugeben, weil der Churfürst, wenn er bey der Wahl nur die geringste Begierde nach dem Reiche zeigen würde, leicht durch Hülfe der Protestanten, des Preußischen Adels, und anderer Anhänger, alle übrige Mitbewerber verdrängen könnte. Man machte noch andere Einwendungen und Zweifel dawider: selbst einige Freunde des Churfürsten behaupteten, dieses Recht sey nicht so wichtig, daß er deswegen die großen Kosten, die bey der Ausübung desselben nöthig wären, aufwenden sollte. Wegen der deutschen Angelegenheiten konnte der Churfürst nicht selbst nach Pohlen reisen: daher ließ er seine Stimme für den Prinzen Johann Casimir, der ihm überhaupt das meiste bey seiner Wahl zu dancken hatte, dem Primas von Pohlen schriftlich übergeben, welches auch dieser, aber nicht die Stände, annahmen. Er gab bald darauf dem neuen Könige

und

und der Republik den Rath, den Frieden mit Schweden ernstlich zu suchen, und wegen ihrer Ansprüche auf Schweden keine Schwierigkeiten zu machen, auch die Cosaken durch Nachgeben zu beruhigen; sonst könnte es leicht geschehen, daß sich in ihre einheimische Händel, zum unersezlichen Schaden von Pohlen und Preußen, ein Dritter einmengte. Im folgenden Jahre 1649 empfieng er auch durch seine Gesandten die Belehnung über Preußen: allein die Geldbegierde der Pohlnischen Hofbedienten machte, daß ihm diese Gesandtschaft 200000 Pohlnische Gulden kostete.

Mittlerweile war im Jahr 1648. der Westphälische Friede völlig zu Stande gekommen. Friedrich Wilhelm hatte denselben durch seine gleich vom Antritte der Regierung an gefaßte Entschließung erleichtert, und auch, ohngeachtet der Langsamkeit, zu welcher ihn die Unterhandlung wegen Pommern nöthigte, sehr befördert. Ihm hauptsächlich hatten es die Reformirten in Deutschland zu dancken, daß sie ausdrücklich durch diesen Frieden eben diejenigen Rechte erhielten, welche bisher nur die Römischcatholischen und Lutheraner genossen hatten; doch wurde hinzugesezt, daß Reformirte Fürsten das Recht zu reformiren gegen ihre der Augsburgischen Confeßion zugethane Unterthanen nicht ausüben sollten. Dieser Friede, welcher den Deutschen Reichsständen und den Protestanten insonderheit ein Ansehen, Rechte und Einkünfte gab, auf welche sie ihre Größe noch beynahe sicherer bauen konnten, als auf den unterschriebenen und beschwornen Vergleich, war auch für den Churfürsten in dieser Betrachtung ungemein wichtig. Von demselben an nimmt seine mercklichere Macht und Hoheit ihren Anfang; aber schon wäh-

rend der Unterhandlungen desselben hatte er sich eine gewisse Würde erworben, und selbst der Zuwachs an Ländern, den er durch denselben bekam, wurde erst durch seine Regierungskunst ein wahrer und bleibender Vortheil.

Er hatte auch noch viele Schwierigkeiten zu überwinden, ehe er diese Länder in Besiz nehmen konnte. Da er zum Grunde legte, daß alles, was in dem Friedensschluße den Schweden nicht ausdrücklich in Pommern eingeräumt worden, ihm vorbehalten sey: so rechnete er auch dazu die Aemter Stettin und Wollin, weil dieselben niemals zu den Städten gleiches Nahmens, sondern zu Hinterpommern gehört hätten; ingleichen viele Rechte, welche die Herzoge von Hinterpommern in Vorpommern besessen hatten. Diesem Anspruche widersezten sich die Schweden, und beyde Theile fiengen von neuem an, sich von einander zu entfernen. Unter andern wurde dem Churfürsten vorgeworfen, daß die Vergütung, welche ihm die Schweden verschafften, noch einmal so viel als das von ihm abgetretene Pommern, werth sey. Um ihnen zu zeigen, wie wenig er dieses glaube, und weil er überhaupt aus diesem Anfange mehrere Streitigkeiten mit ihnen vermuthete, erbot er sich, ihnen die zu seiner Schadloßhaltung ausgesezten drey Stifter gegen den an sie abzutretenden Antheil von Pommern zu überlassen; wozu er noch eine ansehnliche Geldsumme beyfügen wollte. Doch dieser Tausch fand nicht Statt, und die Kayserlichen Gesandten widerriethen ihn auch dem Churfürsten als schädlich; besonders, da es wohl dereinst Fälle geben dürfte, wo er auch den abgetretenen Theil von Pommern wieder erhalten könnte, und weil jener Tausch den

Schwe-

Schweden einen Sitz mitten in Deutschland, zugleich also die Bequemlichkeit große Kriegsheere aufzurichten, geben würde. Der Churfürst mußte endlich die Genehmigung des Friedens den Schweden ohne Vorbehalt seiner Rechte übergeben. Eine neue Uneinigkeit entstand, als der Churfürst in den Besiz der für ihn bestimmten Länder gesezt zu werden verlangte. Die Schwedischen Gesandten verwiesen ihn an den obersten Feldherrn, den Pfalzgrafen Carl Gustav: und dieser berief sich darauf, daß erst der Vollstreckungs-Vergleich zu Nürnberg geschlossen werden müßte; er that auch gewisse Forderungen, die der Churfürst nicht eingehen konnte. Bald darauf bekam dieser die Versicherung, daß ihm Minden und Halberstadt eingeräumt werden sollten: er schickte daher im Sommer des Jahrs 1649. seine Abgeordnete dahin; sie kamen aber unverrichteter Sachen zurück. Die Schweden brauchten mancherley Vorwand, solches zu verweigern; die vornehmste Ursache aber, welche sie antrieb, war die Besorgniß, man möchte die Bedingungen des Friedens nicht alle erfüllen, wenn sie ihre Vortheile zu geschwind verließen. Ohngeachtet dieser Beschimpfung wollte doch Friedrich Wilhelm, aus Liebe zum Frieden, keine Abgeordnete nach Wien schicken, wie der Kayser verlangte, um daselbst über die Vollstreckung des Friedens gegen die Schweden zu berathschlagen: er ließ vielmehr daran mit andern Ständen zu Nürnberg arbeiten. Hier kamen abermals Hindernisse auf, besonders, die noch übrige Gränzbestimmung von Pommern. Der Churfürst erhielt zwar Minden und Halberstadt noch in diesem Jahre; allein die Schwedischen Besazungen blieben noch eine Zeitlang darinne.

Am längsten wurde die Abtretung von Hinterpommern an den Churfürsten verzögert, weil die Schweden erst die Gränzen des beyderseitigen Gebiets festgesezt wissen wollten, auch diese vorläufige Bedingung unvermerckt in den Nürnbergischen Vollstreckungs-Vergleich eingerückt hatten. Friedrich Wilhelm schickte daher einen Gesandten nach Schweden, der aufs neue den oben gedachten Tausch, mit zwo Millionen Reichsthaler, anbot. Durch denselben ließ er vorstellen, daß einige der Königinn überlassene Oerter tief in Hinterpommern lägen; daß manche ihrer Einkünfte aus dem Churfürstlichem Antheil gezogen würden; daß viele gemeinschaftliche Rechte übrig geblieben; und die Gränzen zwischen beyderley Pommern und der Marck nicht genau ausgemacht wären; daß es auch Lehen gebe, über welche die ehemaligen Herzoge von Pommern unter sich, und mit den Churfürsten von Brandenburg gestritten hätten; daß über die Handlung und die Zölle nicht allein mit der Königinn von Schweden, sondern auch mit dem Kayser und andern Staaten, die sonst auf der Oder geschifft hätten, leicht Händel entstehen könnten. Dieses und noch mehreres würde bey der Königinn und bey dem Churfürsten keine Besorgnisse erregen, wenn sie den vorgeschlagenen Tausch annähme, und sie würde auch durch die Mündungen der Elbe und Weser den ihr zu überlassenden Stiftern leicht zu Hülfe kommen können: zu welcher Absicht er zugleich ein Bündniß antrug. Allein dieser Vorschlag mißlung abermals; die Königinn bestand auf einer für den Churfürsten nachtheiligen Gränzscheidung: und im Grunde kam es bey derselben auf den Nutzen einiger vornehmen Schweden an, welche in Hinterpommern beträchtliche Schenckungen besaßen. Zu

Stettin

Stettin kamen zwar im Jahr 1650. Abgeordnete von beyden Theilen zusammen, um sich über die Gränzen zu vereinigen; allein die Schweden verlangten immer zu ihrer Sicherheit ein beträchtliches Stück Landes von dem Gebiete des Churfürsten, bis dieser so weit nachgab, daß die Gränzbestimmung gegen das Ende des Jahrs 1651. vollendet wurde. Aber nunmehro verlangten die Schweden auch einen Antheil an seinen Zöllen in Pommern, ehe sie ihm Hinterpommern einräumen könnten: und sogar noch einen großen Rest des im Stillstande bewilligten jährlichen Geldes. Er bot dagegen überhaupt 130000. Reichsthaler an, die nicht angenommen wurden. Sein Nachgeben brachte endlich im Jahr 1653. den Gränz-Vergleich hervor, der ihm den Besitz seines Antheils von Pommern verschaffte. Kraft dieses Vergleichs verlor er noch vieles darinne; besonders was zu den Aemtern Stettin und Wollin gehört hatte: er, versprach das Dom-Capitel zu Camin, das ihm durch den Frieden vergönnt war aufzuheben, zum Besten des Adels zu erhalten, und gestand auch der Königinn einiges Recht darüber zu; er räumte ihr ferner die Mitbelehnung über Hinterpommern und Camin, und unter Kayserlicher Bestätigung die Anwartschaft auf die Neue Marck, den Sternbergischen Bezirck, Vierräden und Löckenitz ein, wenn seine männliche Nachkommenschaft aussterben sollte. Die Königinn aber nahm ihn in die Gemeinschaft der neuerrichteten Zölle in Hinterpommern auf. Die Handlung zwischen den beyderseitigen Unterthanen wurde frey gegeben, und der Churfürst übernahm den größten Theil der öffentlichen Schulden von Pommern.

Beym Anfange dieser langen Unterhandlung über die Gränzen, hatte der Churfürst an dem Kayserlichen Hofe angesucht, daß Schweden so lange die Belehnung seiner Deutschen Länder abgeschlagen werden möchte, bis es den Frieden gegen ihn erfüllt hätte: und überhaupt bat er sich dabey den Beystand des Kayfers aus. Er wurde ihm zugesagt; aber mit großer Behutsamkeit geleistet, zumal da eben damals die Jülichsche Streitsache in neue Feindseeligkeiten ausbrach, und jedes härtere Mittel gegen die Schweden gefährlich zu seyn schien. Die Kayserlichen Staatsbedienten riethen endlich dem Churfürsten, selbst nach Prag zu dem Kayser zu kommen; seine Gegenwart, sagten sie, würde ihm bey dieser Angelegenheit sehr nüzlich seyn. Er empfieng auch freundschaftliche Einladungsschreiben von dem Kayser; brauchte aber anfänglich Entschuldigungen dagegen, weil er glaubte, von demselben nicht so hoch geschäzt worden zu seyn, daß er nach seinem Verlangen sogleich dahin kommen müßte, wo er ihm Dienste leisten könnte: denn Ferdinands des Dritten wahre Absicht bey dieser Einladung an ihn und die übrigen Churfürsten, war diese, daß sie seinem ältesten Prinzen ihre Stimmen zur Würde eines Römischen Königs versprechen möchten. Doch zulezt kam er gegen das Ende des Jahres 1652. mit einem Gefolge von zweyhundert Personen nach Prag. Die Churfürsten von Maynz, Trier und Sachsen waren ebenfals daselbst zugegen, und diese willigten nebst ihm in das Verlangen des Kayfers, noch vor dem angehenden Reichstage die Römische Königswahl zu vollenden; er aber erhielt von dem Kayser mit ihrer Zustimmung das Versprechen, daß Schweden weder die Belehnung, noch Sitz und Stimme unter

ter den Deutschen Reichsständen eher erhalten sollte, bis es ihm Hinterpommern eingeräumt hätte. Auf seiner Rückreise ließ sich Friedrich Wilhelm zu Dresden von dem Churfürsten zu Sachsen feyerlich in die Chur-Verein aufnehmen: ein schon im vierzehnten Jahrhunderte zwischen den Churfürsten geschlossenes Bündniß, durch welches sie sich vereinigt hatten, des Deutschen Reichs und ihre Ehre und Rechte gegen jedermann zu vertheidigen. Der zu Prag wegen Pommern gefaßte Entschluß trug würcklich einiges dazu bey, daß Schweden die Endigung des Gränzvergleichs mit dem Churfürsten beförderte. Allein da er von den Reichsständen eine Erfezung des Schadens begehrte, der ihm dadurch verursacht worden war, daß man ihm Pommern vier Jahre über den Friedensschluß vorenthalten hatte, und den er auf 800000. Reichsthaler rechnete: bekam er solche vorhergesehene Antworten, welche dieses Anhalten ganz unnüz gemacht haben würden, wenn er den Gebrauch desselben nicht zugleich auf künftige Fälle erstreckt hätte.

Auch in dem Westphälischen Gebiete des Churfürsten war der kaum geschlossene Friede bey Gelegenheit des alten Streits über die Jülichsche Erbschaft, gestört worden. Er hatte sich mit dem Pfalzgrafen von Neuburg zulezt dergestalt verglichen, daß er außer Cleve und Marck die ganze Grafschaft Ravensberg, dieser aber nebst Jülich und Bergen die Herrschaft Ravenstein einstweilen besizen, und daß sie bey den Westphälischen Kreistagen das Directorium wechselsweise führen sollten; aber er hatte sich zugleich sein Recht auf alle Länder dieser Erbschaft vorbehalten. Daher sahe er die Bedrückungen, welche die Protestanten daselbst noch

immer

immer von dem Pfalzgrafen erlitten, als solche an, die seinen Unterthanen wiederführen. Die Holländer hatten schon seit dem Jahre 1643. einige Römischcatholische Geistliche aus dem Jülichschen und Bergischen, die von dem ihnen zum Unglück der menschlichen Gesellschaft eigenen Verfolgungsgeiste heftiger als andere entbrannt waren, vermöge ihrer Gewährleistung des Vertrags von Xanten, in einige Festungen gefangen wegführen lassen: diese wurden auf Vermittelung des Churfürsten mit der Bedingung in Freyheit gesezt, daß sie die Protestanten nicht weiter beunruhigen sollten; allein er hielt es nunmehro vor anständiger, diese selbst zu schützen. Da er dem Pfalzgrafen darüber vergebens Vorstellungen gethan hatte, und sich dieser auch durch Kriegsrüstungen bey ihm sehr verdächtig machte: beschloß er im Jahr 1651. sich der Gewalt wider ihn zu bedienen. Er verwarf zwar den Rath, ihn zu Düsseldorf überfallen zu lassen; dagegen aber ließ er seinen Befehlshaber Sparre mit einer Anzahl Kriegsvölcker in das Herzogthum Bergen einrücken, der Angermünde und Ratingen einnahm, und darauf aus einem verschanzten Lager bey Angerort, weit herum Kriegssteuern ausschrieb. In einer öffentlichen Erklärung meldete er den Ständen von Jülich und Bergen, in was vor einer Absicht dieses geschehe, und verlangte, daß sie künftig nur ihm gehorchen sollten; sonst würde er sie als Empörer betrachten. Friedrich Wilhelm rechtfertigte sein Verfahren noch weitläuftiger in einer andern Schrift, indem er zeigte, daß der Pfalzgraf alle Verträge übertreten, die nichtigsten Ausflüchte gesucht, ihn dadurch ebenfals der Verbindlichkeit die Verträge zu halten entbunden, und genöthigt habe, sowohl zur Behauptung seines

Rechts,

Rechts, als zur Beschüzung der Einwohner, die Waffen wider ihn zu ergreifen.

Man fieng schon an zu fürchten, daß dieser Schritt des Churfürsten den Krieg wieder anzünden möchte: und man argwohnte auch, daß die Schweden, Franzosen und Niederländer wohl einen geheimen Antheil daran haben könnten. Der Kayser mahnte ihn zwar von Gewaltthätigkeiten ab; allein er vertheidigte sich mit der Nothwendigkeit, und nahm auch die Kayserliche Commißion nicht an, weil sie sein Gegner dadurch erschlichen hätte, daß er verlangt habe, der Religionszustand von Jülich und Bergen sollte nach der Vorschrift des Westphälischen Friedens beurtheilt werden; da doch derselbe durch einen spätern Vergleich zwischen ihnen ausgemacht worden sey. Von der andern Seite bot der Herzog Carl von Lothringen, der mit einem Hauffen Kriegsvölcker herumschweifte, und sie auf fremde Kosten zu unterhalten suchte, dem Churfürsten dieselben an; da ihm aber dieser nur überhaupt für seinen guten Willen Danck sagte, schickte er sie dem Pfalzgrafen zu Hülfe, worauf sie die Grafschaft Marck auf alle Art verwüsteten. Dieses bewog die Clevischen und Märckischen Stände, die Holländer zu bitten, daß sie beyde Fürsten mit einander vereinigen möchten: die Holländer trugen auch ihre Vermittelung an, und von dem Churfürsten wurde sie desto leichter angenommen, da er fand, daß sich fast alles in und außer Deutschland wider sein Betragen erklärte; die Römischcatholischen, weil es eine Angelegenheit ihrer Religion betraf, und die übrigen mit ihnen, aus einer traurigen Erinnerung an den lezten Krieg. Der Pfalzgraf willigte endlich auch in diese Vermitte-

lung; er wollte aber noch mehr Fürsten dazu gezogen wissen. Allein dadurch würden die Schwierigkeiten des Vergleichs nur vergrößert worden seyn. Daher schrieb der Churfürst mit einer großmüthigen und weisen Gesinnung, die bey solchen Fällen den Fürsten nicht genug empfolen werden kann, die auch Vertrauen auf die Gerechtigkeit seiner Sache anzeigte, an den Pfalzgrafen, „er wünschte sich „mit ihm selbst zu unterreden, und zu versuchen, „ob ihre Streitigkeit nicht geschwinder geendigt, „nicht eine aufrichtigere Freundschaft zwischen ihnen gestiftet werden könne, als es bisher durch ihre Staatsbedienten geschehen sey; Zeit und Ort „hänge von seiner Bestimmung ab; er aber versichere bey Fürsten-Worte, daß er alles redlich „meine.„ Sie kamen also bey Angerort auf freyem Felde, wo man drey Zelte aufgeschlagen hatte, zusammen. Der Pfalzgraf, der sich auf die Klugheit seines Alters verließ, hätte gerne ohne alle Zeugen mit dem Churfürsten gesprochen, weil er hoffte, auf diese Art leichter einige Vortheile von ihm zu gewinnen; doch auf Verlangen des lezstern waren die Räthe von beyden Seiten zugegen. Als diese aber mit einander zu streiten anfiengen, befohl ihnen der Churfürst, vielmehr ein Mittel zur Wiederherstellung des guten Vernehmens ausfindig zu machen. Die Holländischen Gesandten trugen das ihrige dazu bey, und der Pfalzgraf wurde schon zum Frieden geneigter, als ihm die Nachricht gebracht wurde, es näherten sich mehrere Lothringische Kriegsvölcker: man stellte ihm auch vor, daß er ohne Einwilligung des Herzogs von Lothringen keinen Vergleich schließen könne. Dadurch wurde er kaltsinnig, und die Unterredung ward abgebrochen; ob man gleich übereinkam, daß die Feindseeligkei-

ligkeiten aufhören, auch das Eroberte zurückgegeben werden sollte. Allein der Sohn des Pfalzgrafen und andere an seinem Hofe verhinderten es, daß auch dieses nicht beobachtet wurde. Die Vermittelung der Holländer brachte eine neue Unterhandlung zu Eßen zwischen den beyderseitigen Gesandten hervor; die aber gleichfals ohne Würckung war, weil die Forderungen des Pfalzgrafen, dessen Kriegsvölcker bis auf zwölftausend Mann angewachsen waren, dem Churfürsten zu unbillig schienen. Endlich machte die Ankunft der Kayserlichen Gevollmächtigten dem Streite noch in diesem Jahre ein Ende. Beyde Theile nahmen die Commißion an, welche der Kayser dem Bischof von Münster, und dem Herzoge Auguſt von Braunschweig aufgetragen hatte; mit welchen Fürsten noch von Seiten des Churfürsten, August Fürst von Anhalt, und Ludwig Heinrich, Graf von Naßau, von Seiten des Pfalzgrafen aber die Bischöfe von Paderborn und Oßnabrück zusammen treten und untersuchen sollten, ob diese Händel nach dem Westphälischen Frieden, oder nach den Verträgen der beyden Fürsten zu entscheiden wären. Was die meisten Stimmen ausmachen würden, sollte ohne Widerrede gelten; Zweifel aber, welche diese Gesellschaft nicht heben könnte, sollten an den Kayser berichtet werden. Alles sollte in dem Zustande, in welchem es vor diesen Bewegungen war, gelassen, oder in denselben wieder gesezt, die Kriegsvölcker entlassen, die Gefangenen ohne Lösegeld freygegeben, und alles Geschehene vergessen werden. Die Unterthanen sollten ihre Beschwerden nur bey ihren Fürsten anbringen; die alten Verträge sollten bleiben, und keine Streitigkeit sollte durch die Waffen ausgemacht werden. — Wenn Friedrich Wilhelm

dergestalt nicht in allem Recht behielt; so konnten doch seine Absichten nicht gemißbilligt werden: er wählte zu Erreichung derselben ein gefährliches Mittel, das aber doch der nothwendige Schutz vor einem unversöhnlichen Religionshasse am ersten entschuldigen kann.

Niemand wußte hingegen auch den wiederhergestellten Frieden besser als er zu nützen. Durch seine Sorgfalt erholten sich seine Länder nicht nur bald von der äußersten Verwüstung so vieler Jahre; sondern er führte auch in dieselben Ueberfluß und gute Ordnung in einer bisher darinne noch nicht gekannten Stärcke ein. Schon mit dem Jahre 1650. legte er unter allen Deutschen Reichsständen zuerst Posten in seinen deutschen Ländern an. Es gab bereits seit dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts Reichsposten in Deutschland; aber sie erstreckten sich nicht auf die Sächsischen Kreise. Friedrich Wilhelm, der auf die Beförderung des Handels vorzüglich bedacht war, bediente sich eines Rechtes, das den Deutschen Fürsten oft und vergebens streitig gemacht worden ist, Posten zu sezen, wie sie vor kurzem auch der König von Pohlen Wladislaus aufgerichtet hatte: andere Reichsstände, denen es an dieser Bequemlichkeit fehlte, zogen durch seine Veranstaltung daraus Vortheile, und folgten nach und nach seinem Beyspiele.

Unter Begünstigung der Ruhe, die er und Deutschland genoß, konnte endlich im Jahr 1653. der Reichstag zu Regensburg gehalten werden, den man seit einiger Zeit gewünscht hatte. Er befohl den Gesandten, die er dahin schickte, seiner Würde in Ansehung der abzulegenden Besuche und anderer

Theile

Theile des Cärimoniels, nicht das geringste zu vergeben. Für einen Fürsten wie er war, scheinen diese Vorschriften eine zu kleine Beschäftigung gewesen zu seyn; allein sie sind selten ohne Schaden größerer Rechte verabsäumt worden. Man brachte damals die Römische Königswahl in Vorschlag; darüber urtheilte der Churfürst, diese Sache sey wichtig, und nach den Reichsgesezen nicht ohne Noth vorzunehmen; sie könne auch zuweilen gefährlich seyn, weil mehrere die aufgehende als die untergehende Sonne anzubeten pflegten, und es schwer sey, zween Herren zu dienen; zumal da es nichts Neues sey, daß die Eifersucht und Uneinigkeit der Staatsbedienten Vater und Sohn mit einander in Streit verwickelten; durch eine doppelte Regierung könnten auch die Lasten des Reichs verdoppelt, und die Ausfertigung der Geschäfte schwerer gemacht werden, so daß sie einer an den andern verwiese. Doch, sezte er hinzu, halte er die Wahl eines Römischen Königs bey den jezigen kriegerischen Unruhen in den benachbarten Ländern vor nothwendig. Sie gieng zu Augsburg vor sich, aber auf sein Erinnern einige Wochen später als der Churfürst von Maynz sie ansezen wollte, damit die Churfürsten wegen einer solchen Eilfertigkeit nicht von den übrigen Ständen getadelt würden. Friedrich Wilhelm gab auch seinen Gesandten Befehl, bey der Abfassung des Kayserlichen Wahlvertrages oder der Capitulation, auch die Erinnerungen der übrigen Reichsstände zu hören, wenn er gleich glaubte, daß die Churfürsten allein sie aufsezen könnten. Allein er konnte es doch nicht erlangen, daß einiges zum Besten der Protestanten, sonderlich in den Kayserlichen Erbländern, und eine gleiche Anzahl Beysizer von beyden Religionen im Kayserlichen ReichsHofrathe, in diesen Vertrag hineingerückt

worden wäre. Er wollte ferner, daß seine besondern Angelegenheiten noch vor der Wahl ausgemacht würden; damit der Kayser nicht, wenn seine Absicht erfüllt wäre, ihn nur mit leerem Versprechen aufhielte, wie es seinem Vater ergangen war: insonderheit ließ er für sein Recht an Jägerndorf, das Fürstenthum Glogau auf eine Zeitlang begehren. Man beredete jedoch seine Gesandten, die Wahl dadurch nicht zu hindern: und der Kayser hielt sich durch dieses Mißtrauen vor beleidigt. Auch nach der Wahl gieng die Forderung des Churfürsten auf Jägerndorf nicht von Statten: die Kayserlichen behaupteten, der Marckgraf Georg Friedrich habe dieses Herzogthum als ein männliches Lehn von Böhmen erkannt; seine Anverwandten aber wären nicht mit ihm darauf belehnt worden; der Kayser habe es daher eingezogen, nicht sowohl wegen seines Vergehens, als weil der männliche Stamm des ersten Besizers mit ihm ausgestorben sey. Dem Churfürsten wurde zwar Geld dafür geboten; allein er verlangte das Land selbst: noch weniger gefiel ihm eine rechtliche Untersuchung, die man vorschlug, weil bey derselben der Kayser Parthey und Richter gewesen wäre: es blieb also nur übrig, diesen Anspruch auf eine bequemere Zeit auszusezen, und jedermann weiß, daß sie endlich gekommen ist. Auf eben diesem Reichstage brachte auch noch der Sohn und Nachfolger des verstorbenen Pfalzgrafen von Neuburg im Jahr 1654. Beschwerden wider den Churfürsten an: einige von den Clevischen Ständen baten sogar, daß der Kayser die Vereinigung aller Jülichschen Länder bestätigen, und den Streit über dieselben endlich entscheiden möchte. Allein jener kam nach dem geschlossenen Vergleiche zu spät mit Klagen; diesen aber eine Entscheidung zu bewilligen, würde nichts

anders

anders geheißen haben, als die Streitigkeit von neuem, und vielleicht bis zu einem Kriege anfeuern. Der Churfürst verhütete denselben zu dieser Zeit auf einer andern Seite. Denn da die Reichsstadt Bremen in heftige Händel mit Schweden gerathen war, schlug er es ab, ihr Kriegsvölcker zu überlassen, und Werbungen in seinem Gebiete für sie zu verstatten: er war es auch, der beyde Theile zum Stillstande, und bald zu einem Vergleiche brachte.

Doch nach einer kurzen Ruhe wurde er selbst in einen Krieg verwickelt, den er, wie man oben gelesen hat, vorausgesagt, und auch vor der Unvorsichtigkeit, deren Frucht derselbe zum Theil war, gewarnet hatte. Die Schweden beschwerten sich darüber, daß der König von Pohlen den Titel eines Königs von Schweden führte; und Johann Casimir hingegen wollte diesen Titel, an den ihm nur seine Abstammung ein entferntes Recht gab, auch alsdenn nicht ablegen, wenn die Schweden gleich, wie er verlangte, Liefland an Pohlen wieder abträten. Um diese Mißhelligkeit beyzulegen, waren schon in den Jahren 1652 und 1653 zwischen Schweden und Pohlen vergebliche Unterhandlungen zu Lübeck gepflogen worden, zu welchen Friedrich Wilhelm ebenfals seine Abgeordnete geschickt hatte. Allein da Christina im Jahr 1654. die Schwedische Krone Carl Gustaven übergab, einem kriegerischen Fürsten, der Gelegenheit zu Eroberungen suchte, und besonders längst der Ostsee sein Gebiete zu erweitern wünschte; da auf der andern Seite Johann Casimir bey aller Schwäche, in welcher er und sein Reich sich befanden, das sogar einem Krieg mit Rußland zu führen hatte, gleichwohl des Königs von Schweden Gelangung auf den Thron öffentlich widersprach: so war

es nicht mehr schwer, den Krieg zwischen beyden Reichen vorher zu sehen. Carl Gustav, der dazu entschlossen war, bemühte sich gleich anfänglich den Churfürsten auf seine Seite zu ziehen; aber an Statt demselben seine Absichten völlig zu erklären, begehrte er von ihm, unter dem Anerbieten einer genauern Verbindung, seine Preußischen Häfen, die er ihm durch fremdes Gebiet reichlich ersezen würde. Der Churfürst sahe wohl, daß man ihm eben so begegnen wolle, wie ehemals Gustav Adolph seinem Vater, der diesem Könige seine Festungen einzuräumen genöthigt wurde; er aber hatte sich bereits in solches Ansehen gesezt, daß er sich verwundern mußte, diesen Antrag zu bekommen: unterdessen schickte er einen Gesandten nach Schweden, um den Entwurf des Königs deutlicher zu erfahren. Durch denselben empfol er ihm, die Händel mit Bremen, zum Besten der Protestanten in Deutschland, gütlich zu endigen; er ließ, da er einen Krieg zwischen Schweden und Pohlen für seine Staaten allemal vor schädlich ansah, dem Könige seine Vermittelung zu einem Vergleiche mit Pohlen anbieten; und wegen seiner Häfen sollte der Gesandte bey der ersten Meldung derselben, bezeigen, der Churfürst werde sie niemals, auch gegen die vortheilhaftesten Bedingungen vertauschen; auf ihnen beruhe die vornehmste Sicherheit von Preußen, und zur Vertheidigung derselben werde er alles wagen. Dobrzenski, so hieß sein Gesandter, sollte dem Könige auch ein Bündniß antragen, das überhaupt zwischen den Fürsten an der Ostsee, zur Sicherheit der Protestanten, nur nicht wider den Westphälischen Frieden, und wider sein Gewissen, geschlossen werden müßte. Und da Carl Gustav das Ansehen haben wollte, als wenn er wegen des Kriegs der Rußen mit den Pohlen die

Waffen

Waffen ergreiffen würde: so wünschte der Churfürst, daß sie sich den erstern gemeinschaftlich entgegen sezen möchten. Würde der König auf dem Besize der Preußischen Häfen bestehen, so sollte der Gesandte versichern, „wer diese begehre, könne des Churfürsten Freund nicht seyn; dem Versprechen sie zurück „zu geben, könne er nicht trauen, da er noch das „Beyspiel von Pommern in frischem Andencken habe; wenn er zur Beschützung dieser Häfen Gewalt „gebrauchen müßte, so würde dieses den Angelegenheiten der Protestanten sehr nachtheilig, denjenigen „aber desto nüzlicher seyn, welche ihrer beyder Untergang suchten; unterdessen werde er sich auch „nicht wie sein Vater durch schmeichelhafte Worte „einnehmen lassen, und ohne ein gründliches Betragen gegen ihn, sich zu nichts entschließen.„ Diese und andere nachdrückliche Vorstellungen, welche der Gesandte gegen die Reichsräthe that, machten, daß zu Stockholm an diese Häfen weiter nicht gedacht wurde, und daß man vorgab, der Schwedische Gesandte habe dieses dem Churfürsten ohne Auftrag vorgeschlagen.

Beyde Fürsten waren nunmehro einander verdächtig geworden, und beyde suchten auch einander auszuforschen. Der Churfürst bestimmte auf allen Fall 8000. Soldaten nach Preußen, da er kaum mehr zweifeln durfte, daß Carl Gustav Pohlen angreiffen werde. Er begehrte jedoch im Jahr 1655. von seinen vertrautesten Räthen ein Gutachten, was vor ein Betragen bey dem gegenwärtigen Zustande der Sachen für ihn das dienlichste sey. Sie erschöpften alle Verbindungen der Umstände, alle Wahrscheinlichkeiten und Aussichten: darauf riethen sie dem Churfürsten, vor allen Dingen für die Si-

cherheit von Preußen zu sorgen, seine Vermittelung zwischen beyden Reichen anzubieten, und bey ausbrechendem Kriege nur auf die Erhaltung seiner Staaten, nicht auf neue Vortheile bedacht zu seyn; zwar den Wohlstand von Pohlen dabey in Acht zu nehmen, aber sich zu keiner Parthey zu schlagen, bis etwan die eine ganz zu Grunde gerichtet wäre, da er sich alsdenn mit der glücklichern vereinigen müßte. Der Graf Georg Friedrich von Waldeck gab damals dem Churfürsten den besondern Rath, sich unter den bevorstehenden Unruhen von der Lehnsverbindlichkeit gegen Pohlen zu befreyen. Ueberhaupt, sagte er, sey die Unabhängigkeit, zumal für einen Fürsten, schäzbar; einem großen Churfürsten aber, der durch seine Geburt Herr von so vielen Ländern werde, sey es unerträglich, einem Könige zu schwören, der das Reich durch die Gunst der Senatoren, zuweilen auch durch Bestechungen erhalte, und darinne wenig zu befehlen, wohl aber viel Verdruß oft auszustehen habe. Alle seine Angelegenheiten würden glücklicher gehen, wenn er dieses erlangt hätte; da er hingegen, so lange seine Verbindlichkeit wegen Preußen stehen bliebe, dieses Land niemals sicher genug besizen würde. Man ertheilte dem Churfürsten noch andere Rathschläge: für ihn war nichts wichtiger, als alle zu hören, und allein zu wählen.

Er gab den Pohlen, auf ihre Bitte, von demjenigen Nachricht, was er in Ansehung der Entschließungen wider sie wußte; zugleich aber die Erinnerung, sich nicht auf den fortdauernden Stillstand, oder auf ein Bündniß mit den Holländern, noch weniger auf einen allgemeinen Aufsiz ihres Adels zu verlassen, der eine schlimmere Arzney als die Kranckheit selbst seyn würde; von ihm hingegen keine Hülfe zu erwar-

ten,

ten, weil es für sie gehöre, ihm die Kriegskosten zu bezahlen; sondern vielmehr lediglich dem ihnen so nothwendigen Frieden mit Schweden die Hände zu bieten. Der König Johann Casimir ertheilte würcklich dem Churfürsten bald darauf die Vollmacht, in seinem Nahmen den Frieden zu schließen. Allein die Bedingungen, die er beyfügte, waren für seine Verfassung nicht gelinde genug: da auch zween Pohlnische Gesandten nach Stockholm geschickt wurden, urtheilte Friedrich Wilhelm, daß man ihn nicht sowohl zum Mittler habe gebrauchen, als vielmehr seinen geheimen Maaßregeln nachspüren wollen. Viele Große in Pohlen wünschten unterdessen, daß sich ihre Republik unter seinen Schutz begeben, und daß er dereinst ihr König werden möchte: zumal da er nach Johann Casimirs Tode das nächste Erbrecht an Litthauen hätte; aber es fehlte den Pohlen an der Zeit dieses zu überlegen und auszuführen.

Mitten also zwischen zwey Staaten, die im Begriff waren einander zu bekriegen, und mit deren keinem sich der Churfürst auf eine sichere Art vereinigen konnte, sahe er sich nach einer andern Unterstüzung um. Die Holländer hatten das Bündniß, das er ihnen anbot, viele Jahre hindurch verzögert: er war auch mißvergnügt über sie geworden, daß sie den Prinzen von Oranien von den Würden, welche sein um sie so verdientes Haus bekleidet, ausgeschlossen hätten. Aber jezt machte ihre gemeinschaftliche Besorgniß, die Schweden möchten sich der Preußischen Häfen zu bemächtigen suchen, daß dieses Bündniß im Jahr 1655. auf acht Jahre geschlossen wurde. Es hatte die Absicht, einander eine beyderseitige Vertheidigung, vorzüglich auch der Länder an der Ostsee, ingleichen der Schiffahrt und

Hand-

Handlung auf derselben, zu versichern. Bey einem Angriffe versprach der Churfürst den Holländern 2000, und diese versprachen ihm 4000. Soldaten zur Hülfe zu schicken, die aber auch in Geld oder Kriegsbedürfnisse verwandelt werden könnte. Es wurde weiter ausgemacht, daß die Holländer die Clevischen Städte, welche sie noch inne hätten, dem Rechte des Churfürsten unbeschadet, mit starcken Besazungen versehen, und sie ihm, wenn es ihnen beyden gefallen würde, gänzlich übergeben sollten. Man kam auch überein, den Protector von England Cromwell, und einige Deutsche Reichsstände zum Beytritte einzuladen. Allein dieses Bündniß, das während der Westphälischen Friedenshandlungen eine große Würckung gethan haben würde, diente jezt fast zu weiter nichts, als daß es das Mißtrauen der Schweden gegen den Churfürsten vergrößerte. Er forderte kurz darauf die bedungene Hülfe an Kriegsvölckern, wegen der Gefahr vor den Rußen und Schweden; die Holländer wollten sie nur in Gelde leisten; ehe man darüber einig werden konnte, war diese Hülfe für den Churfürsten zu spät.

Er hoffte von dem Kayser einen desto nachdrücklichern Beystand für sich und Pohlen zu erhalten, je mehr diesem an dem Zustande von Pohlen, und daran besonders gelegen war, daß sich der König von Schweden nicht dieses benachbarten Reichs bemächtigte: daher begehrte er von demselben eine Anzahl Kriegsvölcker. Der Kayser aber, der sich vor einem neuen Kriege fürchtete, bot nur seine Vermittelung zwischen beyden Reichen an. Friedrich Wilhelm besorgte unter andern, die Schweden möchten dem Kayser Pohlen anbieten, wenn sie nur Preußen behalten könnten. Er ließ also an dem Kayserlichen

Hofe

Hofe die Gefahr vor den Schweden sehr lebhaft vorstellen, und befohl seinem Gesandten, wenn der Kayser ernstlich zur Hülfe geneigt wäre, und nach den Bedingungen fragte, zu versprechen, daß der Churfürst dem Kayserlichen Prinzen zur Pohlnischen Krone verhelfen wolle; doch sollte der Kayser nachmals mit ihm und mit den Pohlnischen Ständen alle Einfälle von Deutschland abwehren, und die Verfassung von Pohlen sollte nicht verändert werden. Dagegen verlangte der Churfürst das Königliche Preußen nebst Pomerellien erblich und unabhängig zu besizen; ganz Preußen aber sollte an Oesterreich fallen, wenn der männliche Stamm des Churfürsten ausstürbe. Wenn endlich der Kayser auch nach einigem Ansehen auf der Ostsee trachtete, so wollte der Churfürst mit den Pohlen sich bemühen, ihm Liefland zu verschaffen. Doch der Kayser blieb bey allgemeinen Versicherungen: vermuthlich, weil er seinen Kräften zu wenig wider die Schweden trauete. Auch in England und Franckreich wurden Friedrich Wilhelms Vorstellungen auf eine ähnliche Weise aufgenommen.

Es blieb ihm nach diesen Versüchen nichts übrig, als auf seiner Huth zu seyn, und die Freundschaft mit Schweden, so weit es möglich war, zu unterhalten. Dazu war auch Carl Gustav sehr geneigt: und obgleich der Schwedische Feldherr Wittenberg ohne Einwilligung des Churfürsten durch seine Staaten mit einem Heere nach Pohlen zog; so kamen doch die Abgeordnete beyder Fürsten zu Stettin zusammen, um das gute Verständniß zwischen ihnen zu befestigen. Der Churfürst ließ dabey nochmals den Frieden empfelen; da aber die Schweden denselben verwarfen, war er gesonnen, auf folgende Bedingungen

gungen

gungen ein Bündniß mit ihnen einzugehen: der König Johann Casimir und einige seiner Vorgänger, auch die Republik Pohlen selbst hätten zwar mit ihm und seinen Vorfahren dergestalt gehandelt, daß er sich von aller Verbindlichkeit gegen sie loßsagen könne; er wolle jedoch den Frieden mit ihnen nicht öffentlich brechen, sondern nur auf die Erhaltung seiner Länder, und auf eine billige Genugthuung sehen. Diese sezte er darinne, daß seine Abhängigkeit von Pohlen gänzlich aufgehoben, und Litthauen oder das Königliche Preußen ihm erblich überlassen würde; welches nach der Erlöschung seines Hauses an Schweden fallen sollte. Er versprach hingegen, dem Könige von Schweden nach Ferdinands Tode zur Kayserlichen Würde behülflich zu seyn. Uebrigens sollte in diesem Kriege keiner von beyden gegen den andern Feindseeligkeiten begehen. Allein Carl Gustav verlangte, daß der Churfürst sich völlig mit ihm gegen Pohlen vereinigen sollte. Da er zu gleicher Zeit in dieses Reich einbrach, und einen überaus glücklichen Fortgang hatte, wurden seine Forderungen immer härter.

So wenig der Churfürst an diesem Kriege Antheil nehmen wollte; so sezte er doch Preußen in den besten Vertheidigungsstand. Er führte die dahin bestimmten Kriegsvölcker hinüber, und brachte die Stände des Königlichen (oder jezt so genannten Pohlnischen) Preußen dahin, daß sie in eben dieser Absicht, im November des Jahrs 1655. ein Bündniß mit ihm trafen. Sie versprachen durch dasselbe, 4000 Mann zu seinem Heere stoßen zu lassen, seine Besazungen in ihren Städten zu unterhalten, und ihm den Oberbefehl zuzugestehen. Man beschloß, dieses Bündniß den Königen von Pohlen und von

Schwe-

Schweden zu melden, auch den leztern zu ersuchen, daß er seine Kriegsvölcker von den Preußischen Gränzen zurück ziehen, und diejenigen, welche ohne Nachtheil des Königs von Pohlen das ihrige zum Frieden beytragen wollten, desselben genießen lassen möchte; würde er dieses verweigern, so sollte ein jeder Theil dem andern beystehen, und die Feindseeligkeiten der Schwedischen Befehlshaber sollten mit Gewalt abgetrieben werden.

Bey diesem Bündnisse sahe Friedrich Wilhelm weiter als auf die Vertheidigung dieses Landes. Er suchte dadurch seinen Kriegsvölckern mehr Platz sich auszubreiten zu verschaffen, und bis auf den folgenden Sommer Zeit zu gewinnen, da er hoffte, daß mehr Feinde gegen Schweden auftreten würden. In der That baten ihn auch mehrere Pohlnische Stände um seinen Schutz; allein die größern Preussischen Städte wollten dieses Bündniß nicht unterschreiben: und dadurch verlor es viel von der erwarteten Würckung. Johann Casimir unterdessen, der nach Schlesien geflüchtet war, glaubte dem Churfürsten für diese Bemühungen so vielen Danck schuldig zu seyn, daß er ihm in seinem und der Republik Nahmen die größten Vortheile anbieten ließ. Der Churfürst sollte künftig das Herzogthum Preussen ganz unabhängig von Pohlen besitzen, bis es dereinst nach dem Aussterben des Churfürstlichen Hauses, und des männlichen Stamms der übrigen Marckgrafen, wieder an Pohlen zurück fallen sollte. Die innere Verfassung des Landes sollte bleiben; aber Statt der Berufungen an den König sollte ein höchstes Herzogliches Gericht niedergesezt werden. An Statt des jährlichen Lehngeldes sollte der Churfürst, so oft es nöthig wäre, 1800 Mann Fußvolck,

und

und 200 Reiter zum Dienste der Republik stellen, die ihm mit eben so vielen beystehen würde. Es wurden noch andere Bedingungen und Versprechungen hinzu gesezt, und dagegen ward von dem Churfürsten verlangt, Preußen und auch das angränzende Pohlen zu schützen, sein Bündniß mit den Holländern zum Besten des Reichs anzuwenden, und dem Könige wenigstens 2000 Soldaten entgegen zu schicken. Allem Ansehen nach versprach man ihm in diesem Bedrängnisse mehr, als man jemals hätte halten können.

Carl Gustav merckte die Absichten des Churfürsten, und rückte daher von zwo Seiten gegen Preußen an, um ihm keine Zeit zu mehrerer Verstärckung übrig zu lassen. Die Unterhandlungen wurden zwar erneuert, aber auch Feindseeligkeiten von den Schweden in Preußen begangen. Endlich fand sich der Churfürst mit seinen Kriegsvölckern bey Königsberg fast eingeschlossen; von Pohlen, das größtentheils in der Gewalt der Schweden war, konnte er so wenig als von andern Fürsten einige Hülfe erwarten; und ein Vergleich mit den Schweden blieb also das einzige Mittel, sich und sein Land zu retten. Dieses wurde auch im Anfange des Jahrs 1656. zu Königsberg geschlossen. Der Hauptinhalt desselben bestand darinne, daß der Churfürst, weil Pohlen zuerst seine Verbindung mit dem Herzogthum Preußen verlassen hätte, ebenfals aller Verbindlichkeit gegen dasselbe entsagte, und dagegen dieses Herzogthum vor ein Lehn von der Krone Schweden erkannte, darüber er die feyerliche Belehnung innerhalb einem Jahre suchen, und durch seine Abgeordnete empfangen wollte. So oft solches geschehen würde, sollten von dem Herzoge von Preus-

sen 4000 Dukaten an Schweden gezahlt werden. Wenn Schweden wegen der Länder, die es in gegenwärtigem Kriege an sich bringen dürfte, in Krieg verwickelt wird, sollen ihm die Herzoge mit 1500 Mann beystehen, die sie sechs Wochen lang außerhalb ihren Gränzen, weiter aber die Schweden unterhalten sollen. In den Häfen des Herzogthums sollen Zölle angelegt werden, deren Einkünfte der König und der Churfürst theilen sollen. Berufungen außerhalb des Herzogthums sollen nicht mehr gelten; sondern es soll ein höchstes Gericht zur lezten Entscheidung von dem Churfürsten angelegt werden. Beym Aussterben des Churfürstlichen Hauses sollten die Stände des Herzogthums sich eidlich zur Unterwürfigkeit gegen Schweden verbinden, das hingegen ihre Freyheiten schützen würde. Endlich wurde durch diesen Vergleich ausgemacht, daß das Bißthum Ermeland in ein weltliches Land verwandelt, und von dem Könige dem Churfürsten zur Unterhaltung ihres Vertrauens gegen einander, als ein männliches Lehn überlassen werden sollte.

Obgleich der Churfürst zu diesem Vertrage offenbar genöthigt worden war; erregte derselbe doch viel Mißvergnügen gegen ihn. Die Holländer beschwerten sich besonders darüber, daß dadurch ihr Bündniß mit dem Churfürsten gleichsam auf eine verächtliche Art ungültig gemacht worden sey: sie befürchteten auch, ihre Handlung in der Ostsee möchte nunmehro vielen Abbruch leiden; und kaum konnten sie von ihm beruhigt werden. Cromwell hingegen billigte diese Verbindung ungemein, und rieth dem Churfürsten, nicht auf einem solchen Mittelwege stehen zu bleiben; sondern sich völlig mit den Schweden zu vereinigen, weil er, wenn diese überwunden

würden, die Pohlen, Cosaken, Tartaren, die Russen oder Moscowiter, wie man sie damals nannte, und den Kayser selbst, zu heftigen Feinden haben würde. Ein anderes dem Churfürsten von Franckreich angetragenes Vertheidigungsbündniß schloß er mit dieser Krone, kurz nach dem Schwedischen, auf sechs Jahre: vornemlich, um bey seiner Abwesenheit aus Deutschland seine Westphälischen Staaten in Sicherheit zu sezen. Es zeigte sich aber bald, daß sich beyde Fürsten nicht viel von einander zu versprechen hätten, indem der König dem Churfürsten eine Geldsumme, und dieser ihm einige verlangte Kriegsvölcker abschlug.

Er suchte unterdessen den mit Schweden getroffenen Vergleich noch bestimmter und für seine Verbindung mit Holland brauchbarer zu machen. Allein die Schweden wünschten an Statt neue Erklärungen über denselben zu geben, vielmehr, daß der Churfürst sein Heer mit dem ihrigen vereinigen möchte. Hierüber waren die Meinungen seiner Räthe sehr getheilt: und wenn man die Gründe und Gegengründe liest, welche sie dabey vorbrachten, so sieht man, welche Stärcke im Ueberlegen, wie viele Festigkeit im Entschließen einem Fürsten nöthig sey, um nicht durch die Verschiedenheit der Rathschläge in Ungewißheit versezt, oder durch scheinbare Vorstellungen hingerissen zu werden. Er hielt endlich die Gemeinschaft der Waffen mit Schweden vor das zuträglichste, um das Gleichgewicht zwischen ihnen und den Pohlen zu erhalten; zumal, da Johann Casimir endlich ein ansehnliches Heer von Pohlen und Tartaren zusammen gebracht hatte, und die Pohlen ihm zu drohen anfiengen. Es wurde also im Junius des Jahrs 1656.

1656. zu Marienburg ein Bündniß zwischen dem Könige von Schweden und dem Churfürsten geschlossen. Der leztere versprach zwar nur 4000, und der erstere 6000 Mann Hülfsvölcker, wenn einer von ihnen beyden in ihren deutschen oder pohlnischen Ländern angegriffen werden sollte; aber nach besondern Artikeln wollten sie sich, wo es nöthig wäre, mit ihrem ganzen Heere beystehen: insgeheim verglichen sie sich auch über die Theilung von Pohlen unter einander, (davon Friedrich Wilhelm die Woywodschaften Posen, Kalisch, bis auf einige Oerter, Lenczicz und Siradien, nebst dem Lande Wielun bekommen sollte,) und über andere Umstände ihrer Verbindung. Der Churfürst wußte darauf auch den Czaar von Moscau, der gleichfals mit Pohlen Krieg geführt hatte, und jezt auf Schweden eifersüchtig war, zu bewegen, daß er seine Vermittelung zwischen demselben und dem Könige von Schweden annahm, und versprach, weder die Länder des Churfürsten anzugreifen, noch seinen Feinden beyzustehen.

Kaum war das Bündniß mit dem Könige von Schweden zu Stande gekommen, so stieß der Churfürst mit seinen Kriegsvölckern zu dem Heere desselben: darauf zogen sie beyde gegen die Pohlen. Diese hatten den Schweden Warschau wieder entrissen, uud sich bey dieser Hauptstadt 40000 Mann starck gelagert; da hingegen das verbundene Heer nicht viel über 16000 Mann, aber geübte und unter einer trefflichen Anführung stehende Soldaten, betrug. Als beyde Heere einander im Gesichte standen, suchten die Französischen Gesandten noch einen Vergleich zu befördern; allein Johann Casimir, der, wie alle schwachsinnige Fürsten, bloß durch die

Ueberlegenheit der Anzahl starck zu seyn glaubte, gab ihnen zur Antwort, er habe die Schweden den Tartaren zum Frühstücke zugedacht; der Churfürst aber sollte an einem Orte verwahrt werden, wohin weder Sonne noch Mond scheinen könnte. Es kam also zur Schlacht bey Warschau, die vom 18. bis zum 20. Julius des Jahrs 1656. dauerte, und sich mit der Niederlage des Pohlnischen Heeres endigte, das gleich darauf auch Warschau verließ. Der Churfürst hatte nebst seinen Kriegsvölckern an diesem Siege einen nicht geringern Antheil als die Schweden.

Allein in Verfolgung der Feinde konnte er dem Könige von Schweden nicht beystehen, um sich nicht zu weit von seinen Ländern zu entfernen, die schon durch die Einfälle der Pohlen zu leiden anfiengen: er gieng also mit dem größten Theil seines Heeres nach Preußen zurück. Die Gesinnungen vieler Fürsten verlangten jezt von ihm die äußerste Vorsichtigkeit. Der Kayser und die meisten Deutschen Reichsstände bezeigten sich den Pohlen günstiger als ihm. Der Czaar bekriegte die Schweden, und forderte von dem Churfürsten, daß er Preußen von ihm zur Lehn nehmen sollte. Eine Holländische Flotte lag bey Danzig, und Dänemarck war ebenfals geneigt sich gegen Schweden zu erklären. Johann Casimir suchte sogar den Prinzen von Conde zu einem Angriff mit Spanischen Kriegsvölckern auf das Herzogthum Cleve zu bewegen. Unter diesen Umständen mußte Friedrich Wilhelm befürchten, daß ihn die Schweden, von so vielen Feinden unterdrückt, zulezt auch in den Untergang mit fortziehen möchten. Da er unterdessen merckte, wie nöthig sie seiner bedurften, brachte er es

dahin,

dahin, daß ihn Carl Gustav durch einen Vergleich, der noch in diesem Jahre zu Labiau oder Liebau in Curland geschlossen wurde, vor einen ganz unabhängigen Herrn von Preußen und Ermland erkannte. Es wurde noch hinzu gesezt, daß diese Länder, wenn der männliche Stamm des Churfürsten aussterben würde, an Schweden fallen, und die Stände derselben auf diesen Fall im voraus den Eid leisten sollten; daß die wechselsweise Hülfe während des jetzigen Krieges nach dem Marienburger Bündnisse geleistet, künftig aber bey einem Angriffe auf 4000 Mann gesezt werden sollte. Dazu kamen noch einige geheime Artikel. Nach denselben sollten sich beyde Fürsten bemühen, daß bey dem künftigen Frieden, wenigstens das Königliche Preussen, Pomerellien und der dazu gehörende Theil von Cassuben, Samaiten, Semgallen, Curland und Liefland an Schweden abgetreten würden; der Churfürst hingegen wollte es sich, um den Frieden nicht aufzuhalten, gefallen lassen, die Woywodschaften, welche ihm im Marienburger Vertrage ausgemacht worden, zurück zu geben, wenn Pohlen durchaus darauf bestehen sollte. Noch begab sich auch der König von Schweden aller Ansprüche auf die Licenten oder Zölle in den Preußischen Häfen, und der Churfürst versprach ihm dafür in kurzem eine Summe Geldes zu zahlen.

Ohngeachtet dieser neuen Verbindung mit Schweden war der Churfürst doch immer darauf bedacht, den Frieden wieder herzustellen. Er glaubte nicht, daß sich diese Krone völlig nach ihren Absichten in Pohlen behaupten könne: und seinen Vortheilen war dieses auch nicht gemäß. Daher ließ er dem Könige Johann Casimir Vorschläge

zum Frieden thun, die zwar nicht ganz verworfen wurden, auf welche aber die Erklärung folgte, Pohlen werde lieber hundert Jahre, und bis zu seinem Untergange, Krieg führen, als daß es etwas von Preußen an Schweden abträte, indem es sich dadurch in eine immerwährende Sclaverey versezen würde. Mittlerweile hatten zwar die Kriegsvölcker des Churfürsten manche glückliche Gefechte mit den Pohlen; allein Pommern, die Marck und sein Antheil von Preußen, wurden auch sehr von ihnen verwüstet. Er sahe von diesem Kriege noch keine Früchte: vielmehr war nach einem so wichtigen Siege Großpohlen verloren gegangen; und man konnte voraus sehen, daß es nicht entscheidend seyn werde, wenn gleich die Pohlen mehr als einmal geschlagen werden sollten; da hingegen die Schweden durch eine einzige Niederlage ganz zu Grunde würden gerichtet werden. In dieser Betrachtung empfol er auch dem Könige von Schweden den Frieden mit so nachdrücklichen Vorstellungen, daß man sehr zweifeln kann, ob dieser Fürst selbst eine so richtige Einsicht in seinen damaligen Zustand gehabt habe, als Friedrich Wilhelm. Die neue Hülfe des Fürsten von Siebenbürgen, Georg Rakoczi, kam ihm wenigstens beträchtlicher vor, als sie würcklich war, und er sahe die Gefahr, die ihm von andern Fürsten bevorstand, nicht; vielleicht möchte man kurz sagen, weil er sie, zum Kriege entschlossen und mit der Furcht unbekannt, nicht sehen wollte.

Unter diesen Fürsten war der König von Dänemarck einer von denen, die sich der vorhandenen Gelegenheit, Schweden zu bekriegen, wegen der alten Eifersucht beyder Reiche, mancherley Beschwerden derselben gegen einander, auch insonderheit

wegen

wegen Schwedens zunehmender Macht auf der Ostsee, vermuthlich am ersten bedienen durfte. Der Churfürst wandte die lebhaftesten Bemühungen an, ihn davon abzuziehen: er bot durch seinen Gesandten, den er zweymal nach Dänemarck schickte, seine Vermittelung zwischen beyden Fürsten an; er stellte alles vor, was Dänemarck und die Angelegenheiten der Protestanten durch einen solchen Krieg leiden könnten, der noch so leicht zu verhüten wäre. Allein dieser brach dennoch im Jahr 1657 aus. Zu eben dieser Zeit verband sich der König von Ungarn und Böhmen, Leopold, ein Sohn des Kayfers Ferdinand des Dritten, der eben gestorben war, und dem er bald in der Kayserlichen Würde folgte, genauer mit den Pohlen, und versprach, ihnen 16000 Mann zu Hülfe zu schicken. Er kam auch mit ihnen überein, daß man in dieses Bündniß Dänemarck, Holland, den Czaar, die Tartaren, einige Churfürsten und andere Reichsstände, und besonders den Churfürsten von Brandenburg, mit der Bedingung aufzunehmen suchen wollte, daß er das Pohlen entrissene zurück geben, sich wieder in die alte Verbindlichkeit gegen dieses Reich einlassen, im übrigen aber Schadloß gehalten werden sollte. Friedrich Wilhelm fand außerdem, daß die Holländer immer kaltsinniger gegen ihn wurden, weil sie ihn so sehr auf Schwedischer Seite sahen: und er mußte zufrieden seyn, so viel auszurichten, daß sie ihm nur nicht schadeten. In England begehrte er vergebens einige Hülfe an Gelde; und aus Franckreich konnte er noch weniger Beystand erwarten. Desto eifriger drang er in den König von Schweden, annehmliche Bedingungen des Friedens vorzuschlagen. Dieser aber suchte ihn zu bereden, sich den Oesterreichischen Kriegsvölckern, die in Pohlen

einrückten, entgegen zu sezen, und machte sich fertig, Pohlen auf eine Zeitlang zu verlassen, um sich den Dänen zu widersezen.

Von dieser Zeit an trennte sich der Churfürst nach und nach von den Schweden, und zog zuerst seine Kriegsvölcker zur Beschüzung von Preußen zurück. Carl Gustav gab es zwar der Verzögerung und den ungewissen Maaßregeln desselben Schuld, daß sich sein Zustand so sehr verändert habe; allein der Churfürst beklagte sich noch mehr darüber, daß er jezt mitten unter seinen Feinden hülflos gelassen würde. Endlich willigte der König darein, daß sich der Churfürst, doch ohne seinen Nachtheil, mit den Pohlen vergleichen möchte. Darüber wurde auch die Unterhandlung bald angefangen, und der Churfürst ließ deswegen auch durch seine Mutter an die Königinn von Pohlen, die alles über ihren Gemahl vermochte, nicht ohne gute Würckung schreiben. Anfänglich suchte er Partheylos zwischen beyden Theilen zu bleiben; allein man wollte ihm dieses schlechterdings nicht zugestehen: und da er sah, daß der Krieg zwischen den Schweden und Dänen sich verlängern würde, entschloß er sich hierinne nachzugeben; zumal weil er auf diese Art allein es erhalten konnte, daß Pohlen ihn vor einen unabhängigen Herrn von Preußen erkannte. Diese Forderung verursachte in der That die meisten Schwierigkeiten; der Churfürst aber bestand unveränderlich darauf. Er hatte sich diese Unabhängigkeit, da er von Pohlen verlassen war, erworben; er zeigte auch, wie nöthig es sey, daß die Republik dieses bestätige. So lange sie, sagte er, ein Recht auf Preußen übrig behielte, würde er in alle Händel und Kriege derselben verwickelt werden, so wie

es

es aus eben dieser Ursache auch bey diesem Kriege geschehen sey. Diese Beschwerlichkeiten würden künftig noch mehr zu befürchten seyn, da Johann Casimir keine rechtmäßige Erben hätte, und daher schon jezt auswärtige Fürsten nach der Pohlnischen Krone trachteten. Er gab nächstdem zu erkennen, daß er auch nach geschlossenem Frieden, wenn ihm der unabhängige Besitz nicht zugestanden würde, immer befürchten müsse, Pohlen möchte ihn unter irgend einem Vorwande angreifen. Er erreichte zulezt seine Absicht, welche auch andere Fürsten unterstüzten; ob er gleich weder das Bißthum Ermeland beyhalten, noch einen Paß an der Weichsel, wie er begehrte, erlangen konnte. Um den Vergleich vor den Schweden geheim zu halten, wurde nur ein verstellter Waffenstillstand bekannt gemacht; der wahre Vertrag aber wurde zu Welau im Herzogthum Preußen, im September des Jahrs 1657. geschlossen.

Durch denselben gab der Churfürst seine Eroberungen in Pohlen zurück; dagegen wurde ihm die höchste und unabhängige Gewalt über das Herzogthum Preußen, ohne alle Lehnsverpflichtung, nach dem Umfange, in welchem er es vor diesem Kriege besessen hatte, eingeräumt. Wenn alle männliche Nachkommen desselben ausgestorben wären, so sollte dem Könige und der Republik Pohlen ihr Recht an dieses Herzogthum vorbehalten seyn, und dasselbe nicht von Pohlen getrennt werden; doch sollte in diesem Falle der König vorzüglich auf die Churfürstlichen Anverwandten aus den Häusern Culmbach und Anspach sehen, und ihnen dieses Lehn unter eben solchen Bedingungen verleihen, als es der Churfürst gehabt hätte. Es wurde weiter ein ewiges Bünd-

niß zwischen Pohlen und den Churfürsten von Brandenburg, festgesezt, ihr beyderseitiges Betragen gegen die Feinde eines von ihnen, der Religionszustand, und anderes, was zu der innern Verfassung des Herzogthums Preußen gehörte, bestimmt. Der König von Ungarn, unter dessen Vermittelung dieser Vertrag aufgerichtet wurde, ingleichen Dänemarck und Holland sollten ersucht werden, die Gewähr für die Erfüllung desselben zu leisten: und bey jeder Wahl eines Königs von Pohlen, bey jeder neuen Regierung eines Herzogs von Preußen, sollte derselbe mit einem Eide erneuert werden.

Zugleich aber schloß der Churfürst noch ein besonderes Bündniß mit Pohlen wider Schweden, Kraft dessen er versprach, sechs tausend Mann Hülfsvölcker, mit allen Kriegsbedürfnissen versehen, zu stellen, die von dem Könige von Pohlen unterhalten werden sollten: so wie er bereits in dem Hauptvertrage sich anheischig gemacht hatte, bey jedem andern Kriege, in welchen Pohlen würde gezogen werden, demselben mit 2000 Mann beyzustehen. Bey der Genehmigung des Vertrags, welche zu Bromberg geschah, ertheilte Pohlen dem Churfürsten noch die Herrschaften Bütow und Lauenburg als ein männliches Lehn, an Statt einer Vergütung und Belohnung, die es ihm schuldig zu seyn glaubte. Aus gleichen Ursachen versprach es ihm auch die Stadt Elbingen, so bald sie den Schweden würde abgenommen seyn, zu einem beständigen Eigenthum zu übergeben; doch sollte er die Festungswercke der Stadt schleifen lassen, und sie, wenn ihm der König 400000 Reichsthaler zahlen würde, wieder an Pohlen abtreten. Es wurde auch noch der Artikel von den Hülfsvölckern dergestalt verändert, daß Pohlen dem

dem Churfürsten mit 8000 Mann, und der Churfürst dieser Krone mit 4000 Mann beystehen sollte, wenn eines von ihnen in Krieg verwickelt würde; zur Sicherheit aber der 120000 Thaler, die dem Churfürsten für die Kosten des gegenwärtigen Kriegs ausgemacht wurden, verpfändete man ihm die Castellaney Draheim so lange, bis dieses Geld bezahlt seyn würde.

Friedrich Wilhelm zeigte selbst dem Könige von Schweden die Ursachen an, die ihn zu diesem Vergleiche genöthigt hätten, und erbot sich zum Friedensmittler; darauf aber folgten nur Vorwürfe von beyden Seiten, indem jeder, wie es in solchen Fällen gewöhnlich ist, die Schuld auf den andern warf. Desto mehr fand der Churfürst vor dienlich, sich durch Bündnisse mit Schwedens andern Feinden zu verstärcken. Dasjenige, welches er mit dem Könige von Dänemarck schloß, verband beyde, den Krieg so lange gemeinschaftlich wider die Schweden zu führen, bis sie von dieser Krone alle Genugthuung erlangt hätten: der Churfürst versprach insonderheit, dieses in Pommern zu thun; und auch nach diesem Kriege wollten beyde einander wider die Schweden beystehen, wenn sie von denselben angegriffen werden sollten. Er würde nebst den Pohlen dem Könige sogleich nach Holstein zu Hülfe gezogen seyn, wenn nicht die Unentschlossenheit des Königs Leopold, dessen Kriegsvölcker ebenfals dazu stoßen sollten, ihn aufgehalten hätte. Auch mit diesem traf er zwar im Anfange des Jahrs 1658. ein Vertheidigungsbündniß, nach welchem ihm Leopold, wenn ihn die Schweden angriffen, mit 6000 Mann, und dieser dem Könige in gleichem Falle mit 3500 Mann beystehen sollte. Aber unterdessen war Dänemarck von

Carl

Carl Gustaven aufs äußerste gebracht worden, der mit seinem Heere über den gefrornen Belt gezogen war, und so schleunige Eroberungen bis vor Kopenhagen machte, daß der König Friedrich der Dritte einen harten Frieden mit ihm eingehen mußte.

Damals beschäftigte den Churfürsten auch vorzüglich die neue Kayserwahl, über welche die Berathschlagungen noch im Jahr 1657 angegangen waren, und welche sowohl durch die Uneinigkeit der Churfürsten, als durch die Anzahl derer, welche sich um die Kayserliche Würde bewarben, große Schwierigkeiten hatte. Er befohl den Gesandten, die er zu derselben nach Franckfurt am Mayn schickte, in Ansehung des zu wählenden Kayſers hauptsächlich dieses zu empfelen, daß er mit den auswärtigen Fürsten in Freundschaft stehe, damit nicht das Reich durch seine besondern Händel in Krieg eingeflochten werde. In die Wahlcapitulation desselben wollte er dieses hineingerückt wissen, daß weder ihm noch dem Reichshofrathe das Recht zustehen sollte, die Gesetze des Reichs zu erklären; sondern über zweifelhafte Stellen derselben sollten die Reichsstände eine Erläuterung geben. Er verlangte auch, daß der neue Kayser den Protestantischen Ständen an seinem Hofe für sich und ihre Gesandten eine öffentliche Religionsübung zugestehen möchte. Nachdem ihm seine Räthe die Gründe für und wider das Haus Oesterreich bey dieser Wahl vorgehalten hatten, urtheilte er, daß dasselbe bey dem gegenwärtigen Zustande von Deutschland, eben wegen seiner Macht, jedem andern vorzuziehen sey, und trug sehr viel dazu bey, daß der König Leopold im Jahr 1658. gewählt wurde. Hingegen war seine Stimme auch entscheidend, als man vorschlug, daß Leopold sich durch

die

die Wahlcapitulation verbinden sollte, er wolle sich in den Krieg zwischen Franckreich und Spanien weder als Kayser, noch als Erzherzog von Oesterreich, mengen: auch dieses hielt der Churfürst zum Besten des Reichs vor nothwendig, so sehr es immer dem neuen Kayser mißfiel.

Da die Gelegenheit Dänemarck beyzustehen, versäumt worden war, wollte der Churfürst nichts mehr von einem Angriffe in Deutschland auf die Schweden wissen; obgleich seine übrige Bundsgenossen nunmehro auf denselben drangen: er empfol ihnen vielmehr den Frieden. Bey dem Könige von Pohlen beschwerte er sich auch sehr nachdrücklich, daß sein Beichtvater, ein Jesuit, sich unterstanden hatte, ihn auf der Kanzel zu ermahnen, er möchte den mit dem Churfürsten eingegangenen Vertrag nicht halten; es sey auch, hatte er hinzugesezt, leicht, ihn von dem Eide loßzubinden, mit welchem er denselben bestätigt habe. Um alles Mißtrauen von beyden Seiten zu heben, kam die Königinn von Pohlen im Jahr 1658. nach Berlin, und man gab einander neue Versicherungen. Der König ernannte daher auch Abgeordnete, welche den Preußischen Ständen alle Verpflichtungen gegen Pohlen erlassen, und sie an den Churfürsten verweisen sollten. Allein diese Stände äußerten so viele Bedencklichkeiten dabey, daß Friedrich Wilhelm diese Sache auf richtigere Zeiten verlegte.

Er schickte unterdessen auch an den König von Schweden Gesandte, um ihn zum Frieden mit Pohlen zu bewegen. Allein dieser Fürst war überaus gegen ihn erbittert: und da die Gesandten nicht gewisse vorläufige Erklärungen thun wollten, erhielten

sie

sie kein Gehör. Zugleich bekamen die Schweden durch das Rheinische Bündniß, das von vielen Deutschen Fürsten mit Franckreichs Beytritt, zu ihrer Vertheidigung geschlossen wurde, eine neue Unterstüzung. Dadurch aufgemuntert fiel Carl Gustav, ohngeachtet des eben geschlossenen Friedens, die Dänen von neuem in Seeland an. Sogleich beschloß der Churfürst mit seinen Bundsgenossen ihnen zu Hülfe zu kommen. Und da ihn der Kayser ersuchte, nebst ihm auch darauf bedacht zu seyn, daß das Rheinische Bündniß getrennt werde: so antwortete ihm der Churfürst, er werde dieses zwar bey den Protestantischen Fürsten, die an demselben Antheil hätten, versuchen; er befürchte aber, daß er wenig bey ihnen ausrichten dürfte, ehe der Kayser den Evangelischen in seinen Ländern besser begegnete. Die Verfolgung so getreuer Unterthanen sey dem Hause Oesterreich nachtheilig: und wenn sich der Kayser gegen sie bey einer Sache, die ohnedem von keinen menschlichen Befehlen abhängen könne, glimpflicher bezeigen wollte, so werde er mehr gewinnen, den Feinden seines Hauses einen größern Schaden zufügen, als durch viele Siege; er werde sich dadurch allein mehr Freunde und Bundsgenossen erwerben, als durch jede Art von Wohlthaten und schmeichelhafte Reden.

Der Churfürst zog also im September des Jahrs 1658. mit seinem Heere und 3000. Kayserlichen Reutern gegen die Schweden in dem Herzogthum Holstein. Sie verließen dasselbe, und er sezte ihnen in das Schleswigische nach. Der Herzog von Holstein-Gottorp wurde zur Partheylosigkeit genöthigt, und aus der Insel Alsen an der Küste von Schleswig wurden die Schweden wieder vertrieben.

trieben. Nachdem diese in Friedrichsodde eingeschlossen waren, und der Churfürst seine Kriegsvölcker auf den Winter in Jütland vertheilt hatte, schloß er im Anfange des Jahrs 1659. ein engeres Bündniß mit Dänemarck wider die Schweden. Er suchte auch die Holländer in diese Verbindung zu ziehen; sie gaben ihm aber vielmehr zu großen Beschwerden Anlaß, indem sie mit England und Franckreich das Haagner Bündniß trafen, durch welches sie sich vereinigten, zwischen Schweden und Dänemarck Frieden zu stiften; wobey sie wenig auf den Churfürsten, und noch weniger auf seine Bundsgenossen sahen. Es ruhte vermöge dieses Bündnisses die Holländische Flotte, welche Dänemarck zu Hülfe gekommen war, eine Zeitlang; so daß die Schweden die kleinern Dänischen Inseln desto leichter erobern konnten: und der Churfürst fand darinne viele Hinderniße seiner Absichten. Er zwang endlich wohl die Schweden, Friedrichsodde zu räumen; allein da diese zu mächtig auf der See waren, nahm sein Angriff auf die Insel Fühnen einen unglücklichen Ausgang. Desto mehr Mühe gab er sich den König von Dänemarck von einem abgesonderten Vergleiche mit Schweden, den ihm die Haagner Bundsgenossen anriethen, abzuhalten: und die Standhaftigkeit dieses Fürsten war auch weit davon entfernet.

Dieser Krieg aber, den der Churfürst in so entlegenen Gegenden führte, mißfiel dem Kayser: er wünschte ihn nach Pommern versezt zu sehen; vermuthlich, um die Schweden bey dieser Gelegenheit aus einem Theil von Deutschland, aus welchem sie den Krieg immer erneuern konnten, zu vertreiben. Eben dieses verlangte der König von Dänemarck:

man

man hatte auch Vorwand und Ursachen genug, solches zu thun. Allein der Churfürst, welcher mit Recht befürchtete, daß dadurch der Krieg in seine Länder gezogen werden dürfte, machte noch andere Einwendungen dawider: denn die an Dänemarck versprochene Hülfe schien keinen gewissermaaßen neuen Krieg in Deutschland in sich zu schließen, und selbst das Haagner Bündniß, dessen Folgen noch ungewiß waren, widerrieth denselben. Auf der andern Seite wurden ebenfals wichtige Gründe vorgebracht. Daher suchte der Churfürst Zeit zu gewinnen, damit vielleicht unterdessen ein bequemeres Mittel zu gleichem Endzwecke gefunden werden könnte: und da der Kayser von neuem darauf drang, schlug er solche Bedingungen vor, welche neue Unterhandlungen nöthig machten; besonders einen beträchtlichen Beystand des Kayfers an Gelde, Lebensmitteln, und an einem Heere zur Bedeckung der Churfürstlichen Länder. Doch der Kayser ließ ihm keine Zeit zu Berathschlagungen: sein Feldherr de Souches rückte im August des Jahrs 1659. ohne Einwilligung des Churfürsten durch die Marck in das Schwedische Pommern ein, eroberte einige Städte, belagerte aber Stettin vergebens. So wurde der Churfürst zu dieser Unternehmung fortgerissen, zu welcher er anfänglich 2000. Mann schickte, bald aber selbst mit dem größten Theil des Heeres aus Jütland kam. Er brach durch den Paß bey Tribses in das Schwedische Pommern ein, schlug einen Schwedischen Kriegshauffen bey Stralsund, eroberte Demmin, und es fehlte wenig, daß sein Anschlag, Greifswald zu ersteigen, gelungen wäre. Gleichwohl beunruhigte ihn der Verdacht, den man auf ihn werfen konnte, als wenn er diesen Theil von Pommern für sich zu erobern suchte, und

den

den Kayser, der ihm auf die gedachten Bedingungen keine bestimmte Antwort gab, sah er auch ungerne sich in Pommern mit seinen Kriegsvölckern festsezen.

In Preußen waren die Feindseeligkeiten mit den Schweden im Jahr 1658. gleichfals stärcker angegangen, und im folgenden so glücklich fortgesezt worden, daß die Schweden den gräßten Theil von Curland verloren. Sie wurden zu gleicher Zeit von den Kriegsvölckern des Churfürsten, die sich mit den Dänen und Holländern vereinigt hatten, in einer entscheidenden Schlacht auf der Insel Fühnen überwunden. Diese und andere Begebenheiten, die Vermittelung von Franckreich, die Neigung der Pohlen, und die Bemühungen des Churfürsten brachten es endlich dahin, daß gegen das Ende des Jahrs 1659. in dem Kloster Oliva bey Danzig Friedensunterhandlungen angefangen wurden. Der Churfürst suchte vergebens auch dem Könige von Dänemarck einen Platz in dem bevorstehenden Friedensschluß zu verschaffen: dieser wurde genöthigt, sich mit Schweden besonders zu vergleichen. Auch zum Besten der Dißidenten in Pohlen konnte er dabey wenig ausrichten; ob er sich gleich erklärte, daß er alles, was ihnen Gutes oder Böses wiederführe, so ansehen wollte, als wenn es ihm selbst erzeigt würde. Er wünschte eben so vergeblich, zu einiger Schadloßhaltung einen Theil von Vorpommern, insonderheit Stettin, zu erhalten. Carl Gustavs Todt erleichterte noch den Frieden, der bald darauf im Jahr 1660. geschlossen wurde. Durch diesen Olivischen Frieden wurden die Verträge, welche der Churfürst während des Kriegs mit Schweden eingegangen hatte, gänzlich aufgehoben;

er versprach seine Eroberungen in Pommern, Holstein und Schleswig zurück zu geben: und die Pohlen bestätigten den Welauischen und Brombergischen Vertrag, die ihm die Unabhängigkeit des Herzogthums Preußen, und verschiedene eingeräumte Besizungen versicherten.

Kraft des leztern dieser Verträge sollte nun der Churfürst in den Besiz von Elbingen gesezt werden. Allein nachdem die Stadt von den Schweden an die Pohlen abgetreten worden war, suchten diese allerhand Ausflüchte, um seine Forderung zu vernichten. Da sie nicht im Stande waren, ihm das Geld zu zahlen, durch welches sein Pfandrecht auf die Stadt gehoben worden wäre, warfen sie ihm vor, daß er in der königlichen Stadt Danzig, den Rechten der Krone zuwider, eine eigene Post errichtet habe; sie verlangten, daß er vor der Uebergabe der Stadt, Braunsberg räumen, ingleichen, daß er einen beträchtlichen Theil von der Summe, für welche sie verpfändet war, fallen lassen sollte. Elbingen selbst widersezte sich dieser Abtretung, und brachte eine Anzahl Bedingungen vor, welche der Churfürst vorher bewilligen möchte. Ueberhaupt aber suchte der Pohlnische Bevollmächtigte bey dieser Sache, mehrere Monathe hindurch so mercklich, durch Kunstgriffe die Stadt für Pohlen zu erhalten, und sein Betragen wurde von dem Hofe so sehr genehmigt, daß der Churfürst genöthigt wurde, die Behauptung seines Rechtes andern Zeiten vorzubehalten, um nicht die Freundschaft mit der Krone so geschwind zu unterbrechen.

Die ruhigern Jahre, welche hierauf für seine Länder folgten, wandte Friedrich Wilhelm hauptsächlich

sächlich zur Aufnahme derselben nach einem so harten Kriege an. Er unterstüzte die durch denselben zu Grunde gerichteten Familien; die niedergerissenen Mauern der Städte wurden wieder aufgebauet, und neue Dörfer angelegt: womit auch die Aufmunterung des Ackerbaues verbunden war. Unter den Denckmälern seiner Fürsorge von dieser Art, ist der Graben oder Canal, den er zur Beförderung der Handlung, vom Jahr 1662. bis 1668. aus der Spree in die Oder ziehen ließ, der drey Meilen in der Länge beträgt, und außer den Nahmen des Mühlroser oder neuen Graben, vorzüglich Friedrich Wilhelms Graben heißt, eines der vornehmsten.

Er suchte aber auch das gute Vernehmen mit auswärtigen Fürsten zu unterhalten, und schickte deswegen Gesandte nach Franckreich, Spanien, England und Dänemarck, deren Aufträge mehr als bloße Höflichkeitsbezeigungen enthielten. Pohlen allein gab ihm noch immer Ursache zum Mißvergnügen. Er hob zwar seine Post zu Danzig auf; es wurde aber ausgemacht, daß an den Gränzen seines Landes die Pohlnischen Postbedienten alles an die seinigen abliefern sollten: da jene also gleichwohl sein Land betraten, ließ er sie in Verwahrung bringen. Dieses diente zu einem neuen Vorwande ihm Elbingen zu versagen: man häuffte noch andere gezwungene Beschwerden über ihn, und der Pohlnische Hof bezeigte sich sehr feindseelig. Die Königinn schien dieses Betragen gegen ihn vornemlich in der Absicht zu unterstüzen, um ihn zu nöthigen, ihren Maaßregeln wegen der Ernennung eines Thronfolgers beyzutreten; sie konnte aber die Pohlen nicht überreden, so lange der König

lebte, daran zu dencken. Bey dieser Gelegenheit erfuhr der Churfürst, daß die meisten Pohlnischen Stände vor noch nicht langer Zeit ihn zu ihrem Könige zu haben gewünscht hatten, wenn er nur die Messe besuchen wollte. Sein Gesandter antwortete darauf, der Churfürst werde niemals wegen einiger Vortheile seine Religion verändern, da er sonst wohl dadurch Hoffnung zur Kayserkrone erlangt haben würde, und er sehe auch die Pohlnische Krone nicht vor sehr wünschens werth an.

Da der König von Franckreich sich um diese Zeit des Fürstenthums Orange unter mancherley Vorwande bemächtigt hatte, nahm sich der Churfürst seines Anverwandten, des Prinzen von Oranien, dem der König dieses sein Gebiete erst bey seiner Volljährigkeit zurück geben wollte, in Franckreich und England an. In dieses leztere Reich schickte er im Jahr 1661. Gesandten, die ein Vertheidigungsbündniß mit dem Könige auf zehn Jahre schlossen, das besonders auch auf die Länder des Churfürsten aus der Jülichschen Erbschaft gerichtet war, und im übrigen die Schiffahrt und Handlung ihrer Staaten mit einander betraf. Der Churfürst erhielt auch in diesem Jahre von dem Kayser die Belehnung über seine Reichsländer, und Schweden, welches die gesammte Hand dabey verlangte, wurde nur bey der besondern Belehnung mit Pommern und Camin zum Angreiffen des Mantels gelassen. Franckreich suchte ihn zu bewegen, daß er einem Französischen Prinzen zur Thronfolge in Pohlen helfen möchte; er nahm aber desto weniger Antheil an allen diesen Bemühungen, je nachtheiliger sie der Freyheit von Pohlen waren.

Noch hatte der Churfürst den unabhängigen Besiz von Preußen nicht behaupten können. Die Verweigerung von Elbingen und die Ränke der Königinn stärckten die Preußischen Stände in ihrer Abneigung, ihn vor ihren unumschränckten Herrn zu erkennen. Sie befürchteten den Verlust aller ihrer Rechte und Freyheiten, und beklagten sich über die unter seiner Regierung getragenen Lasten, die doch nur eine Folge des Kriegs waren, und von ihm nach und nach gehoben wurden. Auf dem Landtage insonderheit im Jahr 1661. behaupteten sie, daß sie noch nicht feyerlich genug von dem Eide gegen Pohlen wären loßgesprochen worden; und daß das Recht, sich bey einer Verlezung ihrer Freyheiten nach Warschau zu wenden, immer stehen bleiben müsse. Die kleinern Städte unterwarfen sich zwar; allein viele vom Adel thaten dreiste Vorstellungen dagegen. Sie sagten, man habe ihren Zustand ohne ihre Einwilligung nicht verändern können, weil Preußen nicht als eine Eroberung, sondern durch eine freywillige Uebergabe an Pohlen gekommen sey; die Verbindung des Herzogthums mit Pohlen sey demselben stets sehr nüzlich gewesen, und wenn sie aufhören sollte, würde Preußen in die gefährliche alte Verfassung unter den Deutschen Ordensrittern zurückfallen. Die Stände würden auch dem Churfürsten, wenn Händel zwischen ihm und Pohlen entstünden, keine Hülfe leisten können, weil sie auch diesem Reiche schweren müßten; und er werde durch seine Trennung von Pohlen nur schwächer werden, sich größerer Gefahr und Beschwerlichkeit aussezen. Königsberg that sich vor andern durch seine Widersezung hervor: man machte daselbst zwischen einer unabhängigen und einer ganz eigenmächtigen, willkührlichen Regierung, die je-

dem Lande, zumal einem solchen, das große Rechte besizt, fürchterlich ist, keinen Unterscheid. Die Schuld von dieser schlimmen Vorstellung lag zum Theil an einigen Staatsbedienten des Churfürsten, die, wenn Klagen über gewisse Bedrückungen des Landes geführt wurden, diese allemal mit der unabhängigen Herrschaft entschuldigten. Dazu kamen noch die Streitigkeiten, zu welchen damals ein Theologe zu Königsberg, Christian Dreier, Gelegenheit gab, der von den übrigen beschuldigt wurde, daß er unter dem Scheine einer Vereinigung der Protestanten, die dort so verhaßten Lehrsäze Calvins einzuführen suchte. Der Churfürst verbot diese Händel, die den Widerwillen nicht nur gegen die Reformirten, sondern gegen ihn selbst vermehrten, nicht ferner auf die Canzel zu bringen, auf welche theologische Zwistigkeiten ohnedem nicht gehören; im übrigen betrug er sich sehr glimpflich gegen die Preußen, damit sich die Pohlen dieser innerlichen Zerrüttung nicht zu seinem Schaden bedienen möchten. Es entstanden jedoch von Zeit zu Zeit neue Schwierigkeiten: man wollte unter andern nicht zugeben, daß der Churfürst den Reformirten, deren nur sehr wenige in Preußen waren, Aemter ertheilen sollte, weil dieses nur ein Mittel seyn würde, die Eingebohrnen nach und nach von denselben auszuschließen. Endlich schlug der Widerstand der Königsberger beynahe in eine Empörung aus, zu welcher sie von einer ihrer obrigkeitlichen Personen, Hieronymus Rhode, gereizt wurden. Daher kam Friedrich Wilhelm im Jahr 1662. selbst dahin, und ließ Rhoden gefangen nehmen; doch verurtheilte er ihn nur zu einer immerwährenden Gefangenschaft. Die Preußen erkannten bald darauf seine höchste Oberherrschaft: der Pohlnische Hof er-

nannte Gevollmächtigte, um sie von ihrem Eide loßzubinden, und dagegen von ihnen den Eid auf den Fall, wenn die männlichen Nachkommen des Churfürsten ausgestorben wären, anzunehmen; mit diesen Handlungen wurde die Huldigung verbunden, die das Land dem Churfürsten im Jahr 1663. leistete. Er bestätigte zugleich demselben seine Rechte und Freyheiten, doch den Welauischen und Brombergischen Verträgen unbeschadet, und versprach, daß die Reformirten darinne nur drey Kirchen, auch nur eine kleine bestimmte Anzahl von ansehnlichen Bedienungen haben sollten. Die vortheilhafte Lage von Preußen, seine blühende Handlung, seine Flüsse und Häfen, die Menge seiner fleißigen und tapfern Einwohner, seine Fruchtbarkeit, und andere Vorzüge, machten es zu der beträchtlichsten aller Besizungen des Churfürsten, die ihm auch durch sein neu erlangtes Recht noch wichtiger wurde: er gab daher diesem Lande den zweyten Rang in seinem Titel, gleich nach der Churwürde.

Um sich immer mehr zu verstärcken und in Sicherheit zu sezen, schloß er im Jahr 1664. ein Bündniß mit Franckreich, das die alte Freundschaft mit dieser Krone erneuerte, und abermals die Gewährleistung des Olivischen Friedens von derselben hervorbrachte. Er trat auch in diesem Jahre zu dem Rheinischen Bündnisse, so weit es zur Erhaltung der Ruhe in Deutschland errichtet worden war. Noch früher hatte er sich bemüht, die Einigkeit mit Schweden ganz wieder herzustellen. Allein das Bündniß, welches er dieser Krone antrug, fand in den Beschwerden und Forderungen derselben viele Hindernisse. Sie warf unter andern dem Churfürsten vor, daß er gegen die Evangelischen in seinen

Ländern übelgesinnt sey, wie man besonders aus seinem Verbote sehen könne, daß niemand unter ihnen auf der hohen Schule zu Wittenberg studieren sollte, wenn er nicht alle Hoffnung zu einem Amte in seinem Gebiete verlieren wollte. Der Churfürst antwortete, daß dieses Verbot die Religion nicht angienge; daß es aber nothwendig gewesen sey, weil die Theologen zu Wittenberg seinen Unterthanen den bittersten Haß wider die Reformirten eingeprägt hätten, woraus Unruhen entstünden, die er zu verhüten schuldig sey. Schweden suchte auch dem Churfürsten das Recht, eine Flotte auf der Ostsee zu halten, streitig zu machen. Das Bündniß kam also erst im Jahr 1666. zu Stande. Schweden und der Churfürst versprachen einander in den nächsten zehn Jahren Beystand gegen alle Angriffe; aber weil der leztere mit dem Czaar ebenfals in einem Bündnisse stand, wollte er, wenn dieser die Schweden bekriegen sollte, ihnen an Statt der Kriegsvölcker, funfzig tausend Reichsthaler bezahlen.

Es war noch die groſse und lange Streitigkeit über die Länder der Jülichschen Erbschaft übrig, die zwar auf eine Zeitlang zwischen dem Churfürsten und dem Pfalzgrafen von Neuburg ausgemacht worden war; aber eben deswegen, weil sie im Grunde unentschieden blieb, oft in Mißhelligkeiten unter ihnen ausbrach. Eine solche entstand im Jahr 1663. da der Pfalzgraf die Protestanten aus Düßeldorf vertrieb; um dieses zu ahnden, wurden die Capuziner aus Cleve gejagt. Darauf aber ließen beyde Fürsten an einem immerwährenden Vergleiche arbeiten, der im Jahr 1666. geendigt wurde. Sie kamen nunmehro mit einander überein, doch ohne andern Fürsten die rechtliche Behauptung ihrer Ansprüche

auf

auf die Jülich-Clevischen Länder dadurch abzusprechen, daß der Churfürst und seine Nachkommen im völligen und beständigen Besize des Herzogthums Cleve, und der Grafschaften Marck und Ravensberg, mit allen dazu gehörenden Rechten; der Pfalzgraf aber nebst seinen Nachkommen in gleichem Besize von den Herzogthümern Jülich und Bergen, ingleichen von den Herrschaften Winnenthal und Bresekesant bleiben sollte. Ihre beyderseitigen Rechte auf die Herrschaft Ravenstein überließen sie dem Ausspruche eines von ihnen zu wählenden Schiedsrichters. Obgleich diese Länder künftig getheilt bleiben, und alle gegenseitige Anforderungen unter ihnen gehoben seyn sollten; so sollten dieselben doch nicht aus der alten Verbindung unter einander gerissen, weiter nicht getheilt, oder etwas von denselben veräußert, sondern sie gemeinschaftlich von ihren Fürsten geschüzt werden. Jeder von diesen sollte den Titel und das Wapen aller dieser Länder führen, und die Stände in denselben Liebe Getreue nennen. Außerdem wurde noch vieles über die innere Verfassung dieser Länder, über den Zustand der Religion in denselben, über das gemeinschaftliche Directorium, das beyde Fürsten wegen derselben im Westphälischen Kreise neben dem Bischof von Münster führen sollten, und über andere Dinge ausgemacht. Wegen Ravenstein vereinigten sich der Churfürst und der Pfalzgraf durch einen Vertrag im Jahr 1671. dergestalt, daß jener diesem sein Recht auf diese Herrschaft für 50,000 Thaler verkaufte; doch die Nachfolge in derselben sich auf den Fall vorbehielt, wenn der männliche Stamm des Pfalzgrafen verlöschen sollte. Hingegen wurde zu gleicher Zeit die Grafschaft Mörs, welche an das Herzogthum Cleve gefallen war, dem Churfürsten abgetreten. Diesen zu

Cleve geschlossenen Vergleich bestätigte der Kayser erst im Jahre 1678. doch den Rechten anderer unbeschadet: und weder der Churfürst noch seine Nachkommen haben wegen dieser Länder die Belehnung des Kayſers und Sitz und Stimme auf dem Reichstage erhalten können.

Der Kayser ersuchte unterdessen den Churfürsten um Hülfsvölcker wider die Türcken: er schickte daher im Jahr 1663. zweytausend Mann nach Ungarn unter Anführung des Herzogs August von Holstein, welche daselbst glückliche Dienste leisteten. Aber auf das Verlangen des Kayſers und der meisten Reichsfürsten, daß er selbst die Anführung des Kayserlichen Heeres wider die Türcken übernehmen möchte, antwortete er, daß ihm dieses weder die Regierung seiner Staaten, noch die geringe Unterstützung erlaubte, welche man diesem Kriege in Deutschland ertheilen wollte. Er legte darauf im Jahr 1665. die Streitigkeiten bey, welche zwischen den Brüdern des verstorbenen Herzogs von Zelle, Christian Ludwig, über sein hinterlassenes Land entstanden waren: und man hatte ihn dabey ausdrücklich um seine Vermittelung gebeten. In eben demselben Jahre half er die Händel zwischen dem Churfürsten von der Pfalz und einigen Fürsten am Rhein, über das Wildfangs-Recht des erstern, das heißt, über sein altes Recht, alle Fremden, die sich in seinem und in dem benachbarten Gebiete niederließen, zu Leibeigenen zu machen, dergestalt stillen, daß dieses Recht einigermaaßen eingeschränckt wurde. Da die Schweden im Jahr 1666. die Reichsstadt Bremen sich unterwerfen wollten, nahm sich der Churfürst nicht nur ihrer Rechte an, sondern verhinderte es zugleich, daß die wider die Schweden schon zusammen gezo-

gene

gene Kriegsvölcker, zu welchen nach dem Kayserlichen Auftrage auch die seinigen hätten stoßen sollen, keine Feindseeligkeiten begiengen, und daß auch hier ein Vergleich alles zu Ende brachte. Die Stadt Magdeburg hingegen weigerte sich, dem Churfürsten, dem sie nebst dem ganzen Herzogthum nach dem Tode des Herzogs August von Sachsen bestimmt war, die Huldigung zu leisten; sie berief sich auf ihre Freyheiten, und führte sich fast wie eine Reichsstadt auf. Allein er nöthigte sie nicht allein im Jahr 1666. durch Drohungen, ihm zu huldigen; sondern auch eine Besazung von ihm einzunehmen. Er hatte dieses mit dem Herzoge August, als Administrator des Stifts, verabredet; hinderte aber diesen, nach seinem Vorsaze, sich von sechshundert Reutern begleitet, daselbst huldigen zu lassen. In Pohlen waren unterdessen die Bemühungen der Königinn, noch beym Leben ihres Gemahls den Nachfolger desselben wählen zu lassen, zu einem innerlichen Kriege ausgeschlagen. Sie brachte es im Jahr 1664. dahin, daß der Krongroßmarschall Lubomirski, der sich ihr darinne am heftigsten widersezt hatte, genöthigt wurde nach Schlesien zu flüchten. Dieser bat den Churfürsten um Hülfe: er erlangte zwar keine Kriegsvölcker, weil dadurch die Ruhe von Pohlen und Preußen zu voreilig gestört worden wäre; aber eine desto nachdrücklichere Fürsprache, die jedoch vergebens war. Als darauf die Anhänger des Lubomirski die Königliche Parthey mehrmals geschlagen hatten, beförderte der Churfürst den Vergleich zwischen beyden Theilen, empfol auch den Pfalzgrafen von Neuburg zur Königlichen Würde von Pohlen.

In eben diesen friedfertigen, aber immer zugleich auf seinen Ruhm und gerechten Nutzen zielenden Gesinnun-

sinnungen, betrachtete Friedrich Wilhelm auch die Mißhelligkeit, welche sich damals zwischen England und Holland zeigte. Seine Freundschaft mit Holland, dessen Vortheile gleichwohl mit den seinigen so sehr verbunden waren, hatte bisher immer abgenommen, weil er, wegen seiner Verwandschaft mit dem Hause Oranien, das Beste desselben beförderte; dem aber die damals herrschende Parthey des Johann de Witt sich eifrig entgegen sezte. Diese wußte auch eine alte Schuld des Churfürsten an Holland, die sich von seinem Großvater Johann Siegmund herschrieb, und durch rückständige Zinsen sehr hoch aufgeschwollen war, lebhaft zu betreiben: allem Ansehen nach in der Absicht, damit die Holländischen Besazungen noch immer in seinen Clevischen Städten unter diesem Vorwande bleiben könnten, und die Schuld zulezt, indem sie dem Werthe des Herzogthums gleich käme, Gelegenheit geben möchte, dieses zu behalten. Der Churfürst wollte also jezt versuchen, ob er jene Besazungen bey der gedachten Veranlassung loß werden könnte. Er schickte im Jahr 1664. einen Gesandten nach England, der in Holland die Vermittelung des Churfürsten zur Einigkeit mit diesem Reiche anbot, in England einen gleichen Antrag that, zugleich aber die Beschwerden des Churfürsten wider Holland mittheilte, und den König ersuchte, sich nicht eher mit dieser Republik zu vergleichen, bis sie dieselben abgestellt hätte. Allein da er an dem Kriege, der zwischen diesen Staaten gleich darauf entstand, keinen Antheil nehmen wollte, verlor sich diese Hoffnung. Der unruhige Bischof von Münster, Bernhard von Galen, machte diesen Krieg auch für Deutschland gefährlich, indem er die Holländer im Jahr 1665. angriff: und

der

der Churfürst gab sich vergebliche Mühe dieses zu hintertreiben. In diesen Umständen begehrte er von den Holländern die Zurückgabe seiner Clevischen Städte. Sie verlangten dagegen, daß er ein Bündniß mit ihnen schließen möchte, und waren nicht abgeneigt, eine oder die andere dieser Städte zu räumen; man sahe aber wohl, daß weder sie noch die Franzosen den Churfürsten in dieser Gegend mächtig werden lassen wollten. Er schloß würcklich im Jahr 1666. ein Vertheidigungs Bündniß mit ihnen; doch behielt er sich den Weg zu einem gütlichen Vergleiche mit dem Bischof von Münster offen, der auch gleich darauf durch ihn hauptsächlich zu Stande kam. Den König von England verdroß diese Vermittelung, die seinem Kriege mit Holland nachtheilig, für Deutschlands Ruhe aber desto wichtiger war: unterdessen erlangte es doch der Churfürst, daß er in den Frieden zu Breda im Jahr 1667. eingeschlossen wurde. Er hatte auch im Jahr 1666. mit einigen Deutschen Fürsten und mit Dänemarck Bündnisse zu seiner Sicherheit getroffen, und war in gleicher Absicht dem vierfachen Bündniß im Haag, an welchem Dänemarck, Holland, und die Herzoge von Lüneburg Antheil hatten, beygetreten.

Als hierauf in den Jahren 1667 und 1668 Ludwig der Vierzehnte, unter dem Vorwande eines sehr streitigen Rechtes, Flandern und die Grafschaft Burgund angriff, verlangte Spanien Hülfe dagegen auch von dem Churfürsten. Dieser sahe wohl ein, wie viel Deutschland daran gelegen sey, sich Franckreichs Eroberungssucht zu widersetzen; allein er glaubte nicht, daß die Verfassung von Deutschland und Spanien eine solche Theilnehmung

von

von seiner Seite fast allein vertrüge. Er gab den Spaniern gute Rathschläge und bedingte Versprechungen, schonte zugleich Franckreich, und genehmigte das Bündniß nicht, das sein Gesandter wider seine Befehle mit Spanien eingegangen hatte. Er schloß sogar im Jahr 1667 einen Vertrag mit dem Könige von Franckreich, dem er versprach, außer Vorschlägen zum Frieden, bey diesem Kriege nichts zu thun: und dieser machte sich anheischig, nebst ihm den Pfalzgrafen von Neuburg zur Pohlnischen Krone zu befördern. Darüber hatte der Churfürst mit dem leztern bereits einen Vertrag aufgerichtet: er empfol ihn auch an dem Kayserlichen Hofe und in Schweden zu einer Unterstüzung, und nochmals in Pohlen selbst.

Hier schienen durch den Tod des Lubomirski, und der Königinn im Jahr 1667. die bisherigen Unruhen ihrem Ende nahe zu seyn. Allein das Bestreben nach der Thronfolge unterhielt dieselbe immer fort; Franckreich suchte dieselbe dem Prinzen von Conde zu verschaffen; diesen Bewerbungen sezte der Churfürst andere Bemühungen entgegen; diese waren dem Könige Johann Casimir so unangenehm, daß er dem Churfürstlichen Gesandten das Gehör versagte; der Churfürst drohte, diese Beleidigung durch die Waffen zu rächen, und man ließ ihm wieder Gerechtigkeit wiederfahren. Franckreich fieng auch nunmehro an, sich für den Pfalzgrafen von Neuburg zu erklären. Allein Johann Casimir legte seine unglückliche Regierung im Jahr 1668 nieder, und gestand dem Gesandten des Churfürsten seine Verwunderung, daß ein regierender Fürst, wie der Pfalzgraf, sich nach einer solchen Krone, als die Pohlnische wäre, sehnen könne, von

der

der er auch zu einer andern Zeit sagte, es müsse sie nur derjenige annehmen, der sonst nicht zu leben hätte. Noch vorher erlangte der Churfürst endlich den längst versprochenen Besiz der Castellaney Draheim, nicht ohne Schwierigkeiten, welche ihm die Pohlen erregten.

Bey der Wahl eines neuen Königs von Pohlen, welche nun erfolgte, blieb der Churfürst seinem Versprechen gegen den Pfalzgrafen von Neuburg sehr getreu. Franckreich gab sich anfänglich das Ansehen, als wenn es demselben ebenfals beystehen wollte, und der Vertrag mit dem Churfürsten ließ dieses erwarten; allein es wandte bald alle Mühe für den Prinzen von Conde, so wie der Kayserliche Hof für den Herzog von Lothringen, an. Viele rechtschaffene Männer wünschten den Churfürsten zum Könige: und der Primas des Reichs sagte, man werde ihn dazu wählen, wenn er zur Römischen Kirche treten wollte. Allein dieser ließ darauf die Erklärung thun, auf diese Bedingung habe er nicht einmal die Kayserkrone annehmen wollen; er habe der Gnade Gottes so viele Länder zu dancken, daß er mehrere nicht begehre, und er werde niemals in die Veränderung seiner Religion willigen; ja die Pohlen selbst, sezte er hinzu, würden niemals eine günstige Meinung von ihm hegen, wenn man ihn beschuldigen könnte, daß er Gott ungetreu geworden sey, und Vortheile dem Gewissen vorgezogen habe. Außer der kräftigen Empfelung des Pfalzgrafen, ließ er auch bey dieser Wahl Vorstellungen zum Besten der Dißidenten in Pohlen thun. Es wurde zwar wider die Erwartung aller Partheyen ein Pohlnischer Edelmann, Michael Wiesnowizky, im Jahr 1669. zum Könige gewählt;

gewählt; allein der Churfürst war damit wohl zufrieden, weil er von demselben weniger als von einem andern zu besorgen hatte.

Unterdessen hatten England, Holland und Schweden im Jahr 1668. Franckreichs schleunigen Eroberungen durch das dreyfache Bündniß ein Ziel gesezt. Zu demselben wurde auch der Churfürst eingeladen; er glaubte aber nicht, daß dasselbe außerdem noch große und lange Dienste leisten werde. Franckreich hingegen, das von dieser Zeit an die Holländer, welche den ersten Grund zu diesem Bündnisse gelegt hatten, zu demüthigen beschloß, zumal da es von denselben stets die größten Hindernisse bey seinen Absichten auf die Spanischen Niederlande befürchten mußte, suchte nach und nach die Deutschen Fürsten auf seine Seite zu ziehen, um den Krieg wider Holland desto freyer und stärcker führen zu können. Schon im Jahr 1669 kam ein Französischer Gesandter in dieser Absicht zu dem Churfürsten, auf welchen gleich der Fürst von Fürstenberg, wiewohl nur im Nahmen des Churfürsten von Cölln folgte. Der leztere schlug auf eine verdeckte und zweydeutige Art ein Bündniß vor, von welchem man aber deutlich genug mercken konnte, daß es auf den Untergang der Holländer gerichtet sey, deren Länder verschiedene Fürsten mit dem Churfürsten theilen sollten. Darauf antwortete der Churfürst auf eine Art, die eine weit rühmlichere Staatsklugheit verrieth. Er gestand, daß ihm viel daran gelegen sey, wenn die Holländer etwas bescheidener und gegen ihre Nachbarn verträglicher gemacht würden, indem er nicht wenige Klagen über sie zu führen hätte; es sey ihm auch die Schwäche ihres Staats bekannt, und man werde sie daher

leicht

leicht unterdrücken können. Aber seine Bündnisse mit ihnen verpflichteten ihn, der Republik zu Hülfe zu kommen, und ohne Zweifel würde daraus ein allgemeiner Krieg entstehen. Er werde die Holländer ernstlich ermahnen, Franckreichs Beschwerden abzustellen, und ihnen erklären, daß er ihnen keine Hülfe schicken werde, wenn sie Gelegenheit zum Kriege gäben; aber er wünschte auch die Ursachen der Uneinigkeit zwischen ihnen und Franckreich genauer zu erfahren. Würcklich schickte er im Jahr 1670 einen Gesandten nach Franckreich, der den König vom Kriege abrathen, ihm Statt desselben eine billige und gewisse Genugthuung empfelen sollte. Allein der Churfürst wurde daselbst nur noch offenbarer eingeladen, an dem Bündnisse wider Holland Antheil zu nehmen. Er ließ also die noch nachdrücklichere Erklärung thun, daß er diesem Bündnisse nicht beytreten könne, wenn er nicht seinen Zustand und seine Länder einer offenbaren Gefahr aussetzen, sein Gewissen beflecken, und öffentliche Verträge, die er feyerlich mit seinem Worte bestätigt habe, verlezen wollte.

Zugleich warnete Friedrich Wilhelm die Holländer, für ihre Sicherheit zu sorgen, und die Forderungen des Königs von Franckreich lieber einzugehen, als den Krieg zu erwarten. Sie nahmen diese Ermahnung einigermaaßen frostig an, weil sie sich noch gar nicht überreden konnten, daß Franckreich sie unter einem so nichtigen und allgemeinen Vorwande, als es gebrauchte, bekriegen würde. Der Churfürst aber blieb standhaft bey seinem Entschlusse, ohngeachtet im Jahr 1671. abermals ein Französischer Gesandter nach Berlin kam, um ihn davon abzubringen. Er sagte immer, er wisse

nicht, was der König vor zulängliche Ursachen habe, diesen Krieg anzufangen; zweifelte sogar, auch wenn derselbe gerecht seyn sollte, ob er den wahren Vortheilen des Königs gemäß sey, und that alles, was einen Vergleich befördern konnte. Er schloß daher auch in dem gedachten Jahre zu Bielefeld einen Vertrag mit dem Pfalzgrafen von Neuburg, und dem Bischof von Münster, durch welchen sie sich gegen jeden Angriff Hülfe versprachen. Dabey schlug er vor, daß sie ihre Kriegsvölcker vollzählig machen, alsdenn von den Holländern Genugthuung gegen Franckreich zu verlangen, und wenn der Krieg gar nicht vermieden werden könnte, doch verhüten möchten, daß Holland nicht von Westphalen aus angegriffen werde. Der Churfürst von Cölln trat zwar dieser Verbindung ebenfalls bey; aber er sowohl als der Bischof machten sich so verdächtig, daß der Churfürst den Vertrag nicht genehmigte: sie waren auch längst mit Franckreich über alle Absichten desselben einig geworden. Diese Krone hörte nicht auf, in den Churfürsten zu dringen, daß er eben dieses thun möchte, da er bey dieser Gelegenheit seine Clevischen Städte befreyen könnte: wenigstens verlangte sie von ihm eine Partheylosigkeit während des Kriegs; aber auch diese bewilligte er nicht, indem er von diesem Kriege sehr viel für sein angränzendes Gebiete befürchtete.

Man hat gemuthmaaßt, daß der Churfürst so vielen Versuchen des Französischen Hofs, sich mit ihm gegen Holland zu verbinden, entweder deswegen widerstanden habe, weil er den Verlust von Cleve besorgte, wenn erst diese Republik zu Grunde gerichtet wäre; oder weil er auf die Herzoge von Hanover eifersüchtig war, die Franckreichs Parthey

ergrif-

ergriffen hatten. Aber keine von diesen beyden Ursachen scheinet die wahre gewesen zu seyn. Mit Franckreich vereinigt, hatte er vielmehr Hoffnung, die Holländischen Besatzungen aus dem Clevischen zu nöthigen, und einen Theil von dem Gebiete der Republik für sich zu behalten. Die Eifersucht konnte noch weniger bey ihm ausrichten: denn so viele andre Deutsche Fürsten hatten sich ebenfalls für Franckreich erklärt, und die übrigen nebst dem Kayser waren zum wenigsten gesonnen, sich in dem bevorstehenden Kriege auf keine Seite zu schlagen. Friedrich Wilhelm allein hatte Einsicht und Muth genug, zu Deutschlands und der Protestanten Besten gegen ein so mächtiges Bündniß für Holland zu sorgen; er war zu großmüthig, als daß er sich für die Begegnung der Republik bey dieser Gelegenheit zu rächen gesucht hätte: und seine treue Beobachtung der geschlossenen Verträge, sein Abscheu vor leichtsinnigen Kriegen, überwanden alle angebotene Vortheile.

Er fand sich und Holland, das er zu schützen suchte, so völlig von allen verlassen, daß Schweden und England, die mit diesem Staate das dreyfache Bündniß errichtet hatten, jezt nach Franckreich die gefährlichsten Feinde desselben waren. Schweden, wo er seine Gesinnungen beliebt zu machen trachtete, schloß mit Franckreich im Jahr 1672. gewissermaaßen ein Bündniß wider ihn, indem es versprach, mit einem beträchtlichen Heere zu verhindern, daß Holland aus dem Deutschen Reiche keine Hülfe bekäme, und diejenigen, welche sie leisten wollten, anzugreifen. Der König von England war im Begriff, die Holländer zur See zu bekriegen. Dreymal schickte der Churfürst einen Gesandten nach

Dänemarck, um den Holländern eine Hülfe auszuwürcken, ohne daß ihm solches gelungen wäre. Die Holländer selbst ersuchten ihn erst im Anfange des Jahrs 1672 um seinen Beystand, und machten auch bey den billigsten Bedingungen desselben Bedencklichkeiten, bis das Bündniß mit ihm im April dieses Jahres zu Stande kam.

Durch dieses Bündniß, das Holland von seinem Untergange gerettet hat, versprach der Churfürst, unverzüglich ein Heer von 20000 Mann aufzubringen, von dem die Holländer nur die Hälfte bezahlen sollten, und das er in zwey Monathen zur Vertheidigung ihres Landes anführen wollte. Damit nicht zufrieden, bemühte sich der Churfürst, auch den Kayser zu einem solchen Bündnisse zu bewegen: ihn, der weniger als ein anderer Fürst bey diesem Anfalle auf Holland gleichgültig hätte bleiben sollen, den aber Staatsbediente, Geistliche und sein eigener Religionseifer, diesem Sitze von vermeinten Ketzern so abgeneigt gemacht hatten, daß er wider alle seine Vortheile im Jahr 1671. ein Bündniß mit Franckreich eingegangen war, welches die Versicherung enthielt, daß er sich in den Krieg mit Holland nicht mischen werde. Jezt that der Churfürst hiebey in Deutschland dasjenige, was man von dem Kayser hätte erwarten können; dieser hatte nichts gegen seine Gründe einzuwenden; sein Beyspiel beschämte ihn, und der Churfürst gab ihm sogar zu verstehen, daß er sich mit Franckreich über einen Theil der Vereinigten und Spanischen Niederlande vergleichen werde, wenn der Kayser bey diesem Kriege einen bloßen Zuschauer abgeben wollte. Ohne also das Bündniß mit Franckreich umzustoßen, suchte der Kayser einen Mittelweg zu gehen, und kam mit dem

Chur-

Churfürsten durch einen besondern Vertrag überein, daß ein jeder von ihnen zur Erhaltung der Friedensschlüsse seit dem Westphälischen, 12000 Mann ins Feld stellen sollte. Allein wie überhaupt auf solchen Mittelwegen nichts Entscheidendes vollbracht wird, und diejenigen, welche sie bey einem Kriege wählen, sich meistentheils selbst schaden, so fehlte es noch besonders diesen schwachen, halb erzwungenen Maaßregeln an einer ernstlichen Neigung zu helfen; ob gleich der Kayser in einem Bündnisse mit den Holländern ihnen noch ansehnlichere Hülfsvölcker versprach.

Der Churfürst hingegen traf alle Anstalten, den versprochenen Beystand nach der Größe der Gefahr geschwind zu leisten. Schon war Holland in der Mitte des Jahrs 1672. von Franckreich, England, Cölln und Münster angegriffen worden, hatte drey Provinzen verloren, und schien auch nicht weit von dem Verluste aller übrigen entfernt zu seyn. Diese Republik ermannte sich zwar einigermaaßen zu einem herzhaften Widerstande, und gab ihren Angelegenheiten dadurch eine günstigere Gestalt, daß sie dem Prinzen von Oranien die Ehrenstellen, welche seine Vorfahren bekleidet hatten, ertheilte. Doch diese Veränderung rieth dem Churfürsten nur einige Vorsichtigkeit an, weil die Holländer vielleicht plözlich einen Vergleich mit Franckreich schliessen konnten. Da unterdessen die Franzosen auch im Clevischen viele Feindseeligkeiten begangen, rückte er im August dieses Jahres mit seinen Kriegsvölckern ins Feld, und vereinigte sich mit den Kayserlichen bey Halberstadt, unter der Anführung des Montecuculi. Er sahe sich genöthigt, den Vorschlag dieses Feldherrn anzunehmen, daß man, an

Statt gerade durch Westphalen den Holländern zu Hülfe zu kommen, vielmehr über den Rhein und die Maaß gehen möchte, um die Franzosen von ihren Vorrathshäusern abzuschneiden: ein Vorschlag, der den Absichten des Kayfers, den Franzosen keine Schlacht zu liefern, gemäß war. Man zog also gegen jene Flüsse, verschwendete dadurch viele Zeit, und konnte endlich doch von den Churfürsten am Rhein, den Uebergang über denselben nicht erhalten. Da man sogar einen Ort dazu gefunden hatte, gab Montecuculi abermals den Rath, daß man wegen der Uebermacht des Französischen Heeres, das in der Nähe stand, sich nach Westphalen wenden sollte. Dieses geschah wiederum, und darüber endigte sich dieses Jahr, nachdem man den Holländern wenigstens die beträchtliche Erleichterung verschaft hatte, daß ein großes Französisches Heer sich von ihnen gegen das verbundene hatte kehren müssen. Auch brachte er es noch in diesem Jahre dahin, daß der Kayser mit dem Könige von Dänemarck, den Herzogen von Zelle und Wolfenbüttel, und der Landgräfinn von Hessencassel zu Braunschweig ein Bündniß um ihrer gemeinschaftlichen Vertheidigung willen schlossen; das aber von keiner Würckung war: so wie er sich auch bey den Spaniern und Schweizern vergebens bemühte, sie in ähnliche Verbindungen zu ziehen. Der König von England, von dem er gleichfals Hülfe gegen den Französischen Einfall in das Clevische begehrte, antwortete ihm in heftigen Ausdrücken, denen er mit einem ernsthaften Anstande begegnete. Ohngeachtet aber der Churfürst alles für die Holländer in Bewegung zu sezen suchte; beklagten sie sich doch darüber, daß er sein Bündniß nicht völlig erfüllt habe.

Gleich mit dem Anfange des Jahrs 1673. fieng er an mit seinen Kriegsvölckern nach Westphalen zu ziehen; die Kayserlichen verbanden sich mit ihm, und Bournonville, ihr neuer Feldherr, bekam Befehl, ein Treffen mit den Franzosen nicht länger zu vermeiden. Der Churfürst veranstaltete auch bereits alles zu demselben, als ihn einige seiner Räthe eifrig baten, sich nicht dem ungewissen Ausgange einer Schlacht zu überlassen, die, wenn sie gewonnen würde, ihm wenig Nutzen brächte, deren Verlust hingegen seinen Zustand überaus verschlimmerte. Er glaubte ihnen, und verschob die Schlacht, um noch an dem folgenden Tage darüber zu berathschlagen; aber mittlerweile nahm der Französische Feldherr Türenne eine solche Stellung, daß man ihn nicht nöthigen konnte, sich in eine Schlacht einzulassen. Die Fehler großer Männer werden bald und auf andern Seiten ersezt; dieser hatte jedoch die Folge, daß sich das verbundene Heer in die Winterläger begeben, und da Türenne verstärckt auf dasselbe loßdrang, Westphalen verlassen mußte. Dazu hatte aber auch dieses viel beygetragen, daß die Franzosen von den Holländern zu wenig beschäftigt wurden, und daher ihre größere Macht in Deutschland gebrauchen konnten. Außerdem zahlten sie dem Churfürsten nicht einmal die bewilligten Hülfsgelder mehr. Fast sein ganzes Gebiete in Westphalen war verheert worden, und in die Hände des Franzosen und des Bischofs von Münster gerathen: er sahe auch nicht die geringste Hoffnung zu einem glücklichern Fortgange, weil ihm alles im Deutschen Reiche und außer demselben zuwider blieb.

Daher entschloß er sich, durch einen Vergleich mit Franckreich wenigstens für sein Wohl zu sorgen,

empfol aber auch eben diesen den Holländern, indem er ihnen vorstellte, daß ihre Aufführung hauptsächlich denselben nothwendig mache. Dieser Vergleich kam im Junius des Jahrs 1763. zu Vossem, einem Flecken bey Löwen, zu Stande. Die vornehmsten Bedingungen desselben waren diese, daß der Churfürst den Feinden des Königs weiter gar keine Hülfe leisten, und ihre Kriegsvölcker in seinen Staaten nicht dulden sollte: dagegen versprach der König, ihm seine entrissenen Länder bis auf einige Plätze am Rhein zurück zu geben, welche er aber nach dem Frieden ebenfals erhalten sollte. Dem Churfürsten sollte es zwar frey stehen, das Deutsche Reich zu vertheidigen, wenn es angegriffen würde; doch sollte es vor keinen Angriff desselben angesehen werden, wenn der König genöthigt wäre, irgend einen Reichsfürsten zu bekriegen, der ihn angreiffen, oder seinen Feinden, wider den Westphälischen Frieden, beystehen wollte. Beyde Fürsten verabredeten noch insgeheim, daß der König die Rechte und Ansprüche des Churfürsten, besonders an die Holländer, unterstüzen, ihm 800000 Livres zahlen, und diejenigen Fürsten, welche wegen der Durchzüge oder andere Forderungen an den Churfürsten machten, bewegen wollte, davon abzustehen.

Unter andern Vortheilen, welche der Churfürst aus diesem Vergleiche zog, war auch die Einnahme derjenigen Clevischen Städte, in denen die Holländer seit so langer Zeit Besazungen gehalten hatten; und die ihm nunmehro die Franzosen übergaben. Diese hatten kurz vorher Gelegenheit gehabt, seine edle Denckungsart hoch zu schätzen. Denn da ihm ein gewisser Vicomte von Villeneuve den Antrag that, daß er den Türenne heimlich ermorden oder ver-

vergiften wollte, warnete er den Französischen Feldherrn vor diesem Menschen: Türenne danckte ihm dafür, und nannte diesen Dienst eine außerordentliche Großmuth.

Während daß der Churfürst seine größte Aufmercksamkeit auf die Angelegenheiten der Holländer gewandt hatte, war er auch wegen seiner eignen in Streitigkeiten eingeflochten worden. Der Graf von Tettenbach, Besitzer der Grafschaft Regenstein oder Reinstein, eines Lehns vom Bißthum Halberstadt; wurde auf Befehl des Kayfers, als des Hochverraths schuldig, enthauptet. Daher zog der Churfürst im Jahr 1670. diese Grafschaft ein. Der Herzog von Braunschweig machte auf dieselbe Kraft eines heimlichen Vertrags, den er mit dem Grafen geschlossen hatte, Anspruch, suchte Besiz davon zu ergreifen, und übte einige Feindseeligkeiten darinnen aus. Darüber beklagte sich der Churfürst bey dem Kayser, der einen gütlichen Vergleich anbefohl, an welchem auch der Churfürst von Sachsen, allein vergebens, arbeitete. Man brachte daher diese Streitigkeit vor das Reichscammergericht, von welchem sie zwar nicht entschieden worden ist; doch blieben der Churfürst und seine Nachkommen in dem Besize dieser Grafschaft.

Längere Händel bekam er ebenfals im Jahr 1670. mit den Pohlen. Er verlangte von ihrem neuen Könige Michael die Erneuerung der mit ihnen geschloßenen Verträge. Allein sie erregten zum Theil dagegen viele Schwierigkeiten: entweder weil ihnen die Unabhängigkeit des Churfürsten verhaßt war; oder weil sie aus Mißvergnügen über den König, der fast gar keine Gaben zur Regierung besaß, den

Churfürsten wider ihn zu reizen suchten. Darauf fiel eine Begebenheit vor, die einen Vorwand abgab, sein Begehren abzuschlagen. Ein Unterthan des Churfürsten, Christian Ludwig von Kalkstein, der sich wegen vieler Vergehungen eine Strafe zugezogen hatte, welche für dieselben noch zu gelinde war, gieng wider sein Verbot nach Warschau: und da er ihn vergebens ausgeliefert wissen wollte, wurde derselbe immer schmähsüchtiger und tollkühner, um alles wider den Churfürsten aufzuwiegeln, der endlich beschloß, weil der Hof diesen Verbrecher wider ihn beschüzte, demselben heimlich nach Preussen wegführen zu lassen. Sein Gesandter zu Warschau richtete dieses im November des Jahrs 1670. aus; aber es entstand daraus in Pohlen die höchste Erbitterung wider ihn. Der König verlangte, daß alle diejenigen, welche an dieser Wegführung Antheil gehabt hätten, aufs schärfste bestraft werden sollten: und der Churfürst, welcher vorgab, daß dieses ohne sein Vorwissen geschehen sey, belegte sie auch verstellter Weise mit Strafen. Aber auf das Verlangen des Königs, daß er künftig keinen beständigen Gesandten zu Warschau halten möchte, gab er zur Antwort, andere Fürsten hielten die Anwesenheit solcher Gesandten für sich vor rühmlich und nüzlich, und er werde auch nicht wegen jedes einzelen Geschäftes den Aufwand einer besondern Gesandtschaft machen. Man hielt die Bestätigung der Verträge mit dem Churfürsten, noch unter anderm Scheine auf, bis sie im Jahr 1672. erfolgte. Er leistete darauf dem Reiche Hülfe wider die Türcken; allein die Pohlen ließen seine Kriegsvölcker beynahe vor Hunger umkommen, und der König wollte sich ihrer bedienen, um die gegen ihn feindseelig gesinnte Parthey in Pohlen zu unterdrücken.

Nach-

Nachdem sich Friedrich Wilhelm aus dem Holländischen Kriege gezogen hatte, arbeitete er auch an dem allgemeinen Frieden, indem er die dazu unter Vermittelung der Schweden zu Cölln angesezte Versammlung im Jahr 1673. beschickte. Ihr Vorschlag gefiel ihm jedoch nicht, daß die Reichsfürsten mit Schweden eine dritte Parthey aufrichten möchten, welche den Kayser und die Holländer, die jezt auch Spanien auf ihrer Seite hatten, zum Frieden nöthigen sollte: er sahe darinne nur eine Vergrößerung des Kriegs auf eigene Kosten, und ein Mittel den Schweden ein ausnehmendes Ansehen in Deutschland zu geben. Da sie ihm aber nach der Trennung der Friedensversammlung, bey den Aussichten eines noch weiter sich ausbreitenden Kriegs, ein Vertheidigungsbündniß anboten, schloß er dasselbe mit ihnen noch in dem gedachten Jahre; doch entfernt von der Absicht, welche sie hatten, ihn dadurch von der Parthey des Kayfers abzuziehen. Vielmehr verband er sich im Jahr 1674. mit dem Kayser, den Spaniern und Holländern genauer zur Vertheidigung des Deutschen Reichs, in welchem die Franzosen damals die ärgsten Verwüstungen anrichteten. Er versprach zu dieser Absicht 16000 Mann zu stellen, wofür ihm Spanien und die Holländer gewisse Hülfsgelder zahlen sollten. Zu einem solchen Bündnisse war er selbst durch den Frieden von Vossem berechtiget: denn das Deutsche Reich war von Franckreich angegriffen worden, und hatte dieser Krone den Krieg angekündigt: der Churfürst konnte sich daher der gemeinen Sache nicht länger entschlagen.

Er führte im August des Jahrs 1674. fast zwanzig tausend Mann seiner Kriegsvölcker an den Rhein,

Rhein, um sich mit dem Heere des Kayſers und des Reichs daſelbſt zu vereinigen. Allein es war das Unglück dieſes Feldzugs; nicht allein, daß die Feldherren des Heeres unter einander über ihre Unternehmungen uneins waren; ſondern noch mehr, daß der kayſerliche Feldherr Bournonville die wichtigſten Gelegenheiten etwas Großes auszuführen, überall vernachläßigte, und ſogar die Reichsfürſten, die ſich derſelben bedienten, verließ: erſchien dabey den Befehlen ſeines Hofs zu folgen, der wenig wagen wollte; kam aber zugleich in den ſtärckſten Verdacht der Treuloſigkeit. Der Churfürſt langte bey dieſem Heere im Elſaß an; es war nunmehro um die Hälfte ſtärcker als das Franzöſiſche unter dem Türenne: daher drang er nebſt den andern Feldherren darauf, dieſes leztere anzugreifen, wozu man eine vortreffliche Gelegenheit in den Händen hatte. Bournonville allein machte dawider ſo viele Einwendungen, daß ſich die Franzoſen während der Berathſchlagungen nach Lothringen zurück ziehen konnten. Es blieb alſo dem Churfürſten nichts übrig, als ſeine Kriegsvölcker die Winterläger nehmen zu laſſen.

Indem er ſelbſt ſich zu Colmar aufhielt, war das übrige Heer durch ganz Elſaß vertheilt. Türenne, der anſehnliche Verſtärckungen erhalten hatte, brach gegen das Ende dieſes Jahrs plözlich auf dieſe zerſtreueten Kriegsvölcker loß. Der Churfürſt war eben im Begriff, einen Einfall in Burgund vorzunehmen; jezt aber zog er eilig ſeine Soldaten zuſammen, und gab dem Bournonville von dem Anzuge der Feinde, die mitten unter ſeine Quartiere eindrangen, Nachricht. Dieſer flüchtete ſich in einer ziemlichen Verwirrung und mit

starckem Verluste gegen Colmar zu. Hier mußte der Churfürst wieder zugeben, daß dieser Feldherr dem verbundenen Heere eine Stellung gab, in welcher es weder selbst angreiffen noch angegriffen werden konnte. Ein Theil desselben kam endlich zu einem nachtheiligen Gefechte mit den Franzosen, und die weit geschicktern Wendungen derselben, durch welche das geschwächte Heer von Straßburg abgeschnitten, und auch sonst in Verlegenheit gesezt werden konnte, nöthigte dasselbe über den Rhein zurück zu gehen. Bournonville that dieses noch geschwinder, als er mit dem Churfürsten verabredet hatte: und dieser würde daher ohne seine Wachsamkeit noch zwo seiner Schwadronen verloren haben, welche die Kayserlichen im Stiche ließen. Ein so beschimpfender Rückzug war nicht bloß, wie es die Franzosen rühmen, der größern Klugheit und Entschlossenheit des Türenne, sondern eben so sehr denen zuzuschreiben, die dem Churfürsten einen Bournonville an die Seite, und offenbar genug entgegen gesezt hatten. Fast immer wurden die Deutschen um diese Zeit, unter einer herrschenden Uneinigkeit, von Ausländern angeführt, in welche sie wenig Vertrauen sezen konnten, und Fürsten, die zu ihren Feldherren gebohren waren — der größeste unter diesen war Friedrich Wilhelm — wurden bey ihren Unternehmungen auf allen Seiten eingeschränckt. Er merckte es jezt deutlich, daß der Kayserliche Hof durch den unglücklichen Religionseifer zum Mißtrauen gegen ihn gebracht worden war, und beschwerte sich sehr nachdrücklich bey demselben über die Unterhandlungen, die er mit dem Bischof von Münster zur Aufrichtung eines eigenen Heeres in Westphalen pflog. Dieser Prälat sollte den Protestantischen Bundsgenossen des Kayfers das Gegenge-

gengewicht halten; allein der Churfürst erklärte sich, eine solche Abhängigkeit, in welche seine Westphälischen Länder durch dieses Heer gerathen würden, durchaus nicht zu dulden.

Aber mittlerweile da er dem Deutschen Reiche so viele Dienste leistete, als man ihm mitten in demselben zu leisten vergönnte, brachte Franckreich, um ihm dieses ganz unmöglich zu machen, einen Feind in seinem Rücken wider ihn auf. Dieses waren die Schweden, welche ihr Bündniß mit Franckreich dazu vorbereitet, und ansehnliche Hülfsgelder von dieser Krone völlig zum Willen derselben gelenckt hatten. Dem Churfürsten machten sie den Vorwurf, daß er dem mit ihnen geschlossenen Bündnisse zuwider gehandelt habe: ein Vorwand, der, so unerweislich er auch war, doch bey ihren öffentlichen Erklärungen gebraucht werden konnte. Wrangel also, ihr Feldherr, fiel am Ende des Jahrs 1674. mit einem beträchtlichen Heere in die Marck Brandenburg ein. Er versicherte dabey dem Fürsten von Anhalt, welcher Statthalter derselben war, daß er bloß deswegen Befehl bekommen habe, in dieses Land einzurücken, weil aller Vorrath für seine Soldaten in Pommern aufgezehrt sey, und weil man dadurch den Churfürsten von der Parthey der Bundsgenossen abzuziehen hoffte; sobald derselbe diese mit seinen Kriegsvölckern verlassen würde, werde er auch die Marck räumen; im übrigen aber wollte sein König dieses vor kein Zeichen des gebrochenen Friedens angesehen wissen, was nur zur Erweiterung der Quartiere vorgenommen werde: zumal da der Churfürst öfters auf gleiche Art mit den Deutschen Reichsständen verfahren wäre.

Diese

Diese Rechtfertigung, die nicht einmal scheinbar war, beantwortete der Churfürst nicht: und da man ihm die Nachricht von dem Einfall der Schweden nach Elsaß, wo er mit seinem Heere stand, heimlich brachte, erzählte er dieselbe öffentlich mit einem heitern Gesichte, und sezte hinzu, daß ihm dieses die Eroberung von ganz Pommern vorher sage. Dem Fürsten von Anhalt aber antwortete er, „er bedaure zwar das Schicksal seiner lieben Unterthanen ungemein; allein es sey zu hoffen, daß „ihnen eben hiedurch auf das Künftige eine gewissere „Ruhe und Sicherheit werde erworben werden, „und daß ein solches Verfahren, das unter den „Reichsständen unerhört sey, niemals wieder zu „befürchten seyn werde. Die Schweden irreten sich, „wenn sie glaubten, durch diesen Einfall ihre Absichten gegen ihn zu erreichen. Wenn sie sein „Land erschöpft hätten, würde ihm nur das Leben „übrig seyn; allein auch dieses wollte er lieber der „Gefahr ausezen, als seine Parthey verändern, „und sich nicht rächen; er werde eben bey dieser Gelegenheit zeigen, daß er nicht so veränderlich sey, „als sie ausstreueten; er vertraue auf die Gerechtigkeit seiner Sache: und da ihn Gott aus so „vielen Gefahren befreyet habe, so habe er jezt eine gleiche Hoffnung.„ Er befohl zwar auch nachher diesem Fürsten, daß er sich bemühen möchte, die im ganzen Lande zerstreueten Schweden zurück zu treiben; allein da er durch keine auswärtige Hülfe unterstüzt wurde, mußte ihnen die Marck noch auf einige Zeit überlassen werden.

Da unterdessen im Jahr 1673. der König Michael von Pohlen der allgemeinen Verachtung, in welcher er bey seinen Unterthanen stand, durch den

Todt

Todt entzogen worden war, nahm der Churfürst an der neuen Wahl wiederum einigen Antheil, ob er sich gleich für keinen Bewerber um die Krone ausdrücklich erklärte. Er wünschte nur, daß sie ein solcher Prinz erhalten möchte, der sich mit der Königlichen Wittwe vermählen könnte, und auch deswegen waren ihm unter den Prinzen, die dabey in Betrachtung kamen, der Herzog von Lothringen und der Erbprinz von Pfalz-Neuburg die angenehmsten. Ihm selbst oder seinem Churprinzen Carl Aemil hatten viele Pohlnische Große das Reich zugedacht, wenn sie ihre Religion verändern wollten; aber diese Bedingung wurde von ihm zum drittenmal abgewiesen. Die Pohlen wählten endlich im Jahr 1674. den fähigsten aus ihrem Mittel zur Regierung, den Johann Sobieski. Der Churfürst, dessen Freund der neue König immer gewesen war, ließ darauf sein Recht, bey der Wahl seine Stimme zu geben, von neuem ins Andencken bringen, schickte auch der Republik einige Hülfsvölcker wider die Türcken, die er im Anfange des Jahrs 1675. zu seiner eigenen Vertheidigung zurückzog.

Die Bedrückungen, welche seine Unterthanen in der Marck von den Schweden damals ausstehen mußten, stiegen immer höher, und selbst im dreyßigjährigen Kriege war dieses Land nicht durch so viele Ausschweifungen der Grausamkeit und des Muthwillens verwüstet worden: sieben tausend Einwohner flüchteten daher in kurzer Zeit daraus nach Pohlen. Gleichwohl wollte der Churfürst nicht sogleich Feindseeligkeiten gegen sie ausgeübt wissen, damit sie ihm nicht irgend einen unersezlichen Schaden zufügen möchten. Er suchte auch vorher sich wider die Schweden zu verstärcken, und brachte es dahin, daß

ihnen

ihnen die Holländer den Krieg ankündigten, auch die Dänen diesen Entschluß faßten. Der Kayser hingegen verschob es von einer Zeit zur andern, ihm wider diesen Einfall beyzustehen. Von den Reichsfürsten hatte er noch weniger zu erwarten, und er mußte zufrieden seyn, den Herzog von Hanover, der mit den Schweden verbunden war, Partheylos zu sehen. In der Marck schlug sich eine Anzahl bewaffneter Bauern zusammen, die sich selbst zu vertheidigen entschlossen waren, und in ihren Fahnen neben dem Nahmenszuge und dem Wapen des Churfürsten die Worte führten: **Wir sind Bauern von geringem Gut, und dienen unserm Churfürsten mit unserm Blut.** Alles sah auf den Churfürsten, und keiner von seinen Bundsgenossen wollte die Schweden eher angreiffen, bis er den Anfang dazu gemacht hätte.

Er brach also im Sommer des Jahrs 1675. aus Francken, wo er seine Kriegsvölcker seit dem Winter erfrischt und vermehrt hatte, mit denselben in so geschwinden Zügen nach Magdeburg auf, daß die Schweden nichts von seiner Ankunft daselbst erfuhren. Um sie ihnen noch länger zu verbergen, ließ er die Thore dieser Stadt zween Tage lang verschlossen halten, und eilte darauf mit einem Theil seines Heeres fort, um sich ihnen zu nähern. Er stand schon bey Rathenau, wo sie eine Besazung hatten, ohne daß sie es wußten; **Dörffling**, sein bester Feldherr, gab sich in der Morgendämmerung mit einem Hauffen Soldaten vor Schweden aus, die von den Brandenburgern verfolgt würden, und verlangte eingelassen zu werden; er erhielt es, und hieb die Wache nieder: andere Schaaren, welche der Churfürst während der Nacht über die Havel hatte sezen

lassen, griffen die Stadt von andern Seiten an, und drangen hinein; die Schwedischen Kriegsbedienten aber, welche am vorigen Tage von einem Edelmanne in der Stadt, nach der Abrede, die er mit dem Churfürsten genommen hatte, herrlich waren bewirthet worden, wachten kaum auf, als sie, gleich ihren Soldaten, entweder gefangen wurden, oder das Leben verloren.

Durch diese glückliche Unternehmung trennte der Churfürst den Feldmarschall Wrangel, der mit einem Theil des Heeres sich zu Havelberg befand, von dem andern Theile, welcher in der Gegend von Brandenburg stand. Er befohl, daß sein Fußvolck, das er bey nahe ganz zu Magdeburg gelassen hatte, zu ihm stoßen sollte. Aber da er Nachricht bekam, daß die Schweden von Brandenburg aufgebrochen wären, um sich mit denen bey Havelberg zu vereinigen, beschloß er, nicht einmal sein Fußvolck zu erwarten; sondern sezte ihnen so schnell nach, daß er sie erreichte, ehe sie zu Fehrbellin anlangen konnten, wo die Vereinigung erfolgen sollte: er ließ alle Brücken in ihrer Nähe abwerfen, und nöthigte sie durch die Hitze, mit welcher er sie verfolgte, sich eine Stunde vor Fehrbellin in Schlachtordnung zu stellen. Er ließ noch in einem Kriegsrathe untersuchen, ob es rathsam sey, das beträchtliche und vortheilhaft gelagerte Heer der Schweden bloß mit 5600 Reitern, die durch geschwinde Züge vieler Tage abgemattet waren, anzugreifen. Da die meisten seiner Feldherren dieses widerriehen, zeigte er dagegen, daß der Feind in die Enge getrieben sey, nicht von seinem berühmten und erfahrnen Feldherrn angeführt werde, und daher nicht aus den Händen gelassen werden dürfe. Er ließ also die kleinern Canonen, die er mitgenom-

nommen hatte, auf einen Sandhügel führen, und fieng das Treffen am 18. Junius an. Der Landgraf von Heßen-Homburg, den er nur abgeschickt hatte, um die Stellung der Feinde zu besichtigen, ließ sich wider seinen Befehl in ein Gefechte ein; er kam ihm zu Hülfe, und dieses wurde allgemein. Indem er sich selbst der äußersten Lebensgefahr ausezte, erlangte er einen der vollkommensten Siege: und nur der Mangel an Fußvolck hinderte ihn, das Schwedische Heer gänzlich aufzureiben. Es verlor unterdessen in allem über 4000 Mann, und zog sich eilig in das Mecklenburgische. Zu dem Landgrafen von Homburg, der bey nahe alles verdorben hätte, sagte er nach der Schlacht, er habe nach der Strenge der Kriegsgeseze den Todt verdient; „aber, sezte er hinzu, „Gott behüte mich, daß ich meine Lorbeern mit dem „Blute eines Prinzen beflecken sollte, der eines der „vornehmsten Werckzeuge meines Sieges gewesen ist.„

Dieser Sieg bey Fehrbellin, der in Ansehung aller Umstände seines gleichen in der Geschichte nicht hat, befreyete er nicht nur die Marck auf einmal von zahlreichen Feinden, die unter die besten Soldaten von Europa gerechnet wurden; sondern verschaffte auch dem Churfürsten die Hülfe seiner Bundsgenossen wider die Schweden. Auf dem Deutschen Reichstage wurden sie vor Feinde des Reichs erklärt; doch gab der Kayserliche Hof zu erkennen, daß er dem Churfürsten ungerne eine Schadloßhaltung an Ländern wegen ihres Angriffs zugestehen würde. Der König von Dänemarck fieng an sie zur See zu bekriegen, und schloß ein geheimes Bündniß mit ihm, Kraft dessen beyde den Krieg wider die Schweden so lange fortsezen sollten, bis sie alle Genug-

thuung, welche sie fordern konnten, erhalten würden. Der Churfürst insonderheit sollte ganz Vorpommern; Dänemarck aber Wismar und die Insel Rügen bekommen. Der Herzog von Hanover versprach, ihnen, dem Kayser und dem Bischof von Münster bey ihren gemeinschaftlichen Absichten gegen Schweden keine Hinderniß in den Weg zu legen. Auch die Herzoge von Lüneburg traten zu dieser Verbindung: einige Kriegsvölcker des Churfürsten machten mit den Münsterischen Eroberungen in den Herzogthümern Bremen und Verden; er hatte aber viele Mühe, die Uneinigkeit zu heben, welche bereits zwischen den Bundsgenossen über die Theilung des Schwedischen Gebiets entstanden war.

Auf der andern Seite konnte er erst im October dieses Jahres in das Schwedische Pommern einbrechen, weil er lange auf die Dänischen Kriegsvölcker warten mußte, zu welchen auch einige Kayserliche kamen. Er bemächtigte sich darauf der Uebergänge über die Peene, eroberte die Insel Wollin und die Stadt Wolgast, und half den Dänen Wismar einnehmen. In Pohlen widersezte er sich den Bemühungen der Schweden und Franzosen zu seinem Nachtheil; zumal bey einem Könige, der wegen seiner Freundschaft mit Franckreich, gegen den Churfürsten sehr kaltsinnig geworden war. Er schickte selbst an den Czaar einen Gesandten, der sich aber vergebens bemühte, ihn wider die Schweden aufzubringen.

Eben diese Aufmerckſamkeit, seine Feinde überall zu schwächen, bewog ihn um diese Zeit, den Aegidius Strauch, Rector und Prediger zu Danzig, einen der ungestümsten Eiferer, die es damals gab, wiewohl

wiewohl zugleich auch einen sehr gelehrten Kenner der Geschichte und Zeitrechnung, auf einige Jahre zur Ruhe zu nöthigen. Strauch war nicht allein überaus schmähsüchtig gegen andere Religionsverwandte; sondern stiftete auch in der weltlichen Verfassung zu Danzig solche Unruhen, deren sich die Schweden, denen er ganz ergeben war, zum Schaden des Churfürsten bedienen konnten. Dieser brachte es dahin, daß er zu einer Predigerstelle nach Hamburg berufen wurde, ließ das Schiff, auf welchem er abfuhr, wegnehmen, und ihn nach Cüstrin bringen, wo er bis zum Frieden verbleiben sollte. Strauch behielt seine Heftigkeit noch in der Gefangenschaft: er nannte den Churfürsten in einer Bittschrift an denselben einen Tyrannen, der dem Pharao ähnlich sehe. Er wurde auch nicht eher als im Jahr 1678. loßgelassen, als die Abgeordneten von Danzig dem Churfürsten vorstellten, daß dieser Mann allein die Mißhelligkeit zwischen dem Rathe und den Bürgern ihrer Stadt beylegen könne: er mußte aber zugleich schwören, daß er nichts zum Nachtheil des Churfürsten und seiner Bundsgenossen vornehmen, noch wegen seiner Gefangenschaft sich rächen wollte. Diese Begebenheit trug einiges dazu bey, daß man dem Churfürsten von Seiten der Pohlen immer mehr Vorwürfe und Schwierigkeiten machte, da es auf die neue Bestätigung seiner Verträge mit dem Staate ankam: zumal, da der König vergebens um Strauchs Befreyung angehalten hatte.

Nunmehr sollten im Jahr 1676. die Friedensunterhandlungen zu Nimwegen ihren Anfang nehmen: daher kam die Schadloßhaltung des Churfürsten von neuem an dem Kayserlichen Hofe in Be-

wegung. Allein man gönnte ihm bald gar keine, bald verlangte man einen Theil von Pommern für den Kayser; oder daß ihm Crossen abgetreten würde, wenn der Churfürst ganz Pommern bekommen sollte. Er wich diesen und andern Anträgen aus, und blieb wenigstens darinne mit dem Kayser einig, daß die Schweden aus Deutschland vertrieben werden müßten. Dagegen ließ der Kayser eine Vermählung von Friedrich Wilhelms Churprinzen mit der Wittwe des lezten Königs von Pohlen, einer Oesterreichischen Prinzeßinn, vorschlagen. Der Churfürst hatte für denselben schon in dem Heßischen Hause gesorgt; aber, um doch die Gesinnungen des Kayfers bis auf ihren Grund zu erfahren, bot er demselben eine Erbverbrüderung ihrer Häuser an, zu der sie die gegenwärtigen Zeiten selbst einladen könnten, indem die Schweden durch ihren Einfall sich des Folgerechtes in Pommern und in der Neuen Marck verlustig gemacht hätten. Darauf antwortete der Kayser, dieser Vorschlag würde nicht wohl Statt finden, weil in den Kayserlichen Erbländern zum Theil auch die weiblichen Nachkommen zum Besitz gelangen könnten, und daher auch dem Churfürstlichen Hause ein ähnliches Recht ausgemacht werden müßte: außerdem dürfte auch der Kayser nichts zum Nachtheil der bereits vorhandenen Erbverträge mit Spanien beschließen. Man glaubte indessen, daß der Kayser zu einem solchen Vertrage geneigter gewesen seyn würde, wenn er schon damals männliche Erben gehabt hätte; da hingegen jezt der überwiegende Vortheil auf der Seite des Churfürsten war. Eben der Bischof, der die gedachte Vermählung empfol, hatte auch einen Entwurf zur Vereinigung der Protestanten mit den Römischcatholischen fertig; allein der Churfürst wollte mit ihm in keine Unterhandlung

handlung darüber treten: er hielt davor, daß man durch dergleichen Leute nur hintergangen würde, und daß die Protestanten mit dem Römischen Bischof gar keine Friedensbemühungen anstellen könnten, weil seine Vortheile den ihrigen gerade entgegen gesezt wären. Der Gesandte des Churfürsten zu Wien erklärte sich auch, daß die Protestanten, wenn sie an dieser Vereinigung arbeiten sollten, erst mehr Vertrauen auf die Redlichkeit der Römischcatholischen gewinnen müßten, als sie aus der damaligen grausamen Verfolgung ihrer Glaubensgenossen in Ungarn zu schöpfen im Stande wären; der Churfürst habe den Kayser davon vergebens abgemahnt, und doch wären die besten Kayserlichen Bundsgenossen Protestanten. Alles dieses hinderte den Churfürsten nicht, als der Kayser sich damals zum zweytenmale vermählen wollte, ihm die Tochter seines Freundes, des Pfalzgrafen von Neuburg zu empfelen: und er hatte bald das Vergnügen, sie als Kayserinn zu sehen.

Seine Bundsgenossen waren immer noch mit ihm und unter einander uneins. Die Herzoge von Lüneburg und der Bischof von Münster verabredeten endlich die Besezung des Bremischen und Verdenschen miteinander, ohne ihn und den König von Dänemarck darüber zu befragen. Gleichwohl da der Krieg fortgesezt werden mußte, schloß er einen Vertrag mit ihnen, vermöge dessen sie ihm 4000 Mann zur Hülfe nach Pommern schicken sollten; allein der Bischof erfüllte diesen Vertrag so schlecht als es ihm möglich war. Desto mehr verband sich Friedrich Wilhelm mit dem Könige von Dänemarck, weil beyden ihre Freundschaft gegen Schweden eine wichtige Stütze abgab. In dem neuen Bündnisse,

das er mit demselben am Ende des Jahrs 1676. einging, wurde nicht allein ausgemacht, daß sie beyde den Krieg wider Schweden aufs nachdrücklichste fortführen, und sich bemühen wollten, für einander eine hinlängliche Genugthuung zu erhalten; sondern der Churfürst versprach auch noch insgeheim, dem Könige zum wenigsten den fünften Theil des Bremischen und Verdenschen zu verschaffen, und der König dagegen, daß, wenn der Churfürst nicht durch Pommern völlig schadlos gehalten würde, der Abgang aus Bremen und Verden ersezt werden sollten; ingleichen, daß er demselben, wo es möglich wäre, wider Pohlen beystehen wollte, wenn er von diesem Staate während des Kriegs angegriffen würde.

Zu dieser stärckern Verbindung waren beyde Fürsten durch den glücklichen Ausgang des Feldzuges von diesem Jahre ermuntert worden. Der Churfürst hatte gleich beym Anfange desselben Wolgast entsezen lassen, das die Schweden viele Wochen lang belagerten. Ihre Flotte war von der Holländischen und Dänischen geschlagen worden, und die Kaper des Churfürsten brachten auch Schwedische Schiffe auf. Er selbst brach in das Schwedische Pommern ein, eroberte Anclam und Demmin, nebst andern Oertern, und schlug den Königsmarck zurück, der sich ihm entgegen sezte. Er schloß auch Stettin ein, und würde es noch in diesem Jahre belagert haben, wenn nicht die späte Ankunft der Lüneburgischen und Münsterischen Hülfsvölcker und der Anfang des Winters solches gehindert hätten. Die Schweden suchten ihn vergebens von den übrigen Bundsgenossen abwendig zu machen; ob er gleich, wie im vorigen Jahre, sich darüber beschweren mußte, daß die Reichsstände seinen Kriegsvölckern die Winterläger,

deren

deren sie benöthigt waren, nicht ohne Billigung des Kayserlichen Hofs, versagten.

Er hatte auch am Ende dieses Jahrs seine Gesandten, Somnitz und Blaspiel, nach Nimwegen geschickt. Sie bekamen unter andern Befehl, weil der Churfürst in Ansehung Schwedens als der vornehmste Kriegführende Fürst zu betrachten sey, nicht zuzugeben, daß bey der Berathschlagung über die Schwedischen Angelegenheiten, die Kayserlichen Gesandten den Vortrag hätten, oder daß die Streitigkeiten des Churfürsten mit den Schweden vor ein gemeines Reichsgeschäfte angesehen würden, in welchem die Mehrheit der Stimmen entscheiden könnte. Sie sollten für den Churfürsten ganz Pommern; oder, wenn man dieses nicht bewilligen wollte, einen Theil vom Bremischen begehren; ingleichen eine Vergütung des Schadens, den die Franzosen im Clevischen angerichtet hätten. Allein die Friedensunterhandlungen nahmen einen so langsamen Fortgang, daß der Churfürst vielmehr auf den Krieg bedacht seyn mußte, um sie einigermaassen anzufeuern. Er hoffte ganz Pommern zu erobern: alsdenn wollte er nebst den übrigen Bundsgenossen seine völlige Macht wider Franckreich wenden, damit dieser Krone der Weg zu einem Einfall in Deutschland verschlossen würde. Er hatte jedoch an Spanien und Holland 1300000 Reichsthaler Hülfsgelder zu fordern; der Kayserliche Hof, der nun von den Schweden nichts mehr für seine Länder befürchtete, war weniger geneigt, dem Churfürsten beyzustehen, und die Stände des Niedersächsischen Kreises faßten im Jahr 1677. ebenfals einen ihm nachtheiligen Schluß. Hingegen kam ihm der neue Sieg, den die Dänen in diesem Jahre über die

Schweden zur See erfochten, und ihre Eroberung der Insel Rügen zu Statten.

Im Junius also des Jahrs 1677. fieng der Churfürst an, Stettin, die stärckste Festung in dem Schwedischen Pommern, zu belagern. Einige tausend Lüneburger kamen ihm zu Hülfe; die Kayserlichen Kriegsvölcker aber, die dazu bestimmt waren, wurden hauptsächlich zu Stillung der Ungrischen Unruhen angewandt. Bey dieser Belagerung waren Angriff und Vertheidigung ohngefähr gleich starck. Der Churfürst gebrauchte gegen 160 Stücke, und 40 Feuermörser, 15000 Centner Pulver, 200000 Stückkugeln, und vielen andern Kriegsvorrath; eine Anzahl Schiffe, um die Zufuhr zu Wasser in die Stadt abzuhalten, und dreyßig Regimenter. Ein großer Theil der Stadt wurde durch das Geschütz des Churfürsten in die Asche gelegt, und die Schweden übergaben die Stadt erst im December dieses Jahres. Sein Heer war zu Gefechten im freyen Felde geschickter, als zu Belagerungen: daher verlor es auch in dieser gegen 10000. Mann. Neue Schwierigkeiten wurden ihm darauf von dem Kayserlichen Hofe in Absicht auf die Winterquartiere gemacht, und die Eifersucht desselben gegen den Churfürsten wegen seiner siegreichen Feldzüge war so mercklich, daß einer von den Kayserlichen Räthen sagte, es gefalle dem Kayser gar nicht, daß ein neuer König der Wenden an der Ostsee aufstünde.

Der König von Pohlen bezeigte noch mehr Abneigung gegen den Churfürsten: er begünstigte die Absichten der Franzosen und Schweden wider ihn, besonders wider das Herzogthum Preußen; wollte

seinen

seinen Residenten nicht länger an seinem Hofe leiden, und schickte einen Gesandten an ihn, über dessen Trotz und Ungestüm sich der Churfürst beklagen mußte. An dem Hofe eben dieses Königs sprach der Schwedische Gesandte von ihm noch heftiger und schmähsüchtiger. Der Churfürst vergaß sich einen Augenblick, indem er in der Hitze des Unwillens über das Betragen desselben sagte, er verdiente geprügelt zu werden. Allein der Gesandte vergaß sich auf die unverzeihlichste Art, indem er in einem öffentlichen Gehöre bey dem Könige, Drohungen wider die Person des Churfürsten ausstieß. Dieser beschwerte sich bey den Königen von Schweden und Pohlen darüber, konnte aber keine Genugthuung oder Ahndung dafür erhalten.

Zu Nimwegen hatten seine und andere Gesandten in diesem Jahre zwar nach unzähligen Streitigkeiten über den Rang und über gewisse vorläufige Punkte, den würcklichen Anfang der Friedensbemühungen gemacht; aber ohne einen mercklichen Erfolg. Seine Gesandten trugen ihre Forderung nur in allgemeinen Ausdrücken vor; die Dänischen hingegen verlangten, daß dem Churfürsten ganz Pommern abgetreten würde, Rügen und Wismar ausgenommen, welches sie sich vorbehielten. Darüber beschwerten sich die Kayserlichen, weil Pommern, wenn es als ein verlornes Lehn betrachtet werde, nicht ohne Bewilligung des Kayfers vergeben werden könne; begehrte man es aber aus dem Rechte des Kriegs, so gehörte auch dem Kayser ein Antheil davon, weil er ebenfals zur Eroberung dieses Landes etwas beygetragen habe: es hätte also wenigstens nicht so uneingeschränckt verlangt werden sollen. Als sich der Churfürst über diesen sehr

unver-

unvermutheten Widerspruch bey dem Kayser beklagte, erhielt er allerhand Entschuldigungen; im Grunde aber hielt sich dieser Hof vor beleidigt, daß der Churfürst ohne sein Zuthun mit den Feinden Unterhandlungen pflegen, und den Kayser nur als einen Bundsgenossen betrachten wollte. Gegen Schweden drang der Churfürst sehr auf sein Recht, Pommern zurück fordern zu können, das er aus Liebe zum Frieden abgetreten hätte, das man aber ohne Ursache zu einem Zeughause des Kriegs wider ihn gemacht hätte. Er gab sich auch viele Mühe die Holländer zu verhindern, daß sie keinen abgesonderten Frieden mit Franckreich schließen möchten.

Allein im Jahr 1678. sahe der Churfürst immer mehr, daß alle seine Erwartungen hintergangen würden. So glücklich er die Schweden bekriegt hatte, so viel hatte der Kayser, Spanien und Holland gegen die Franzosen verloren, und ihr Zustand verschlimmerte sich noch in diesem Jahre. Holland schloß also seinen besondern Frieden mit Franckreich, verließ seine Bundsgenossen, und darunter auch den verdientesten um die Erhaltung ihres Staats, den Churfürsten. Spanien, das noch mehr entkräftet war, folgte ihm hierinne bald nach. Auf diese Art blieb der Kayser und das Deutsche Reich, besonders aber die Nordischen Bundsgenossen, wie man sie nannte, der König von Dänemarck, Friedrich Wilhelm, Lüneburg und Münster, diese blieben zwar noch vereinigt; aber auch in einer Art von Verlegenheit, und nicht ganz einig unter einander. In diesen Umständen erklärte sich der Churfürst zwar willig zum Frieden; aber die Bedingung, welche Franckreich und Schweden verlangten, daß diesem leztern Reiche alles Eroberte zurück gegeben werden

sollte,

sollte, war für ihn insonderheit unerträglich und unbillig. Er beschloß also den Krieg so lange fortzusezen, bis man ihm mehr Gerechtigkeit wiederfahren ließe: in dieser Absicht traf er im August dieses Jahres ein neues Bündniß mit Dänemarck und Münster. Die Dänen waren aus der Insel Rügen vertrieben worden, und der Churfürst hatte auch einige Kriegsvölcker auf derselben eingebüßt. Doch sein Glück erhielt sich, so weit es von seinen eigenen Anstalten abhieng, immer. Er eroberte nicht nur, von den Lüneburgern und von der Dänischen Flotte unterstüzt, die gedachte Insel wieder; sondern bemächtigte sich auch noch in diesem Jahre der Städte Stralsund und Greifswald: dadurch erreichte er wenigstens auf eine Zeitlang seinen Endzweck, die Schweden gänzlich aus Deutschland zu vertreiben.

Alle diese Siege aber halfen dem Churfürsten so wenig, daß er vielmehr den Krieg in einer entfernten Gegend und mit mehrerer Beschwerlichkeit fortsezen mußte: er bekam immer neue Gelegenheit, Ruhm, aber nicht bleibende Vortheile zu erwerben. Eben da er das Schwedische Pommern völlig bezwang, fielen die Schweden mit 16000 Mann, unter der Anführung des Heinrich Horn, aus Liefland in das Herzogthum Preußen ein. Pohlen handelte damals den Verbindungen nicht gemäß, in denen es mit dem Churfürsten stand. Der König gab stillschweigend seine Einwilligung dazu, daß die Schweden durch das Pohlnische Gebiete ziehen durften; die Pohlen waren darüber uneinig, ob man sich ihnen widersezen sollte, und der König war sogar von den Franzosen gewonnen, um dem Churfürsten bey Gelegenheit auch öffentlich zu schaden. Friedrich Wilhelm entschloß sich sogleich, den

Schwe-

Schweden entgegen zu gehen; ob er gleich täglich erwarten mußte, daß der Kayser eben sowohl als Holland und Spanien für sich allein den Frieden mit Franckreich schließen dürfte. Allein er wandte sich stets mit einem so gelassenen Muthe auf diejenigen Seiten, wo seine Gegenwart am nöthigsten war, daß er noch im Anfange des Jahrs 1678. mit den Holländern, da sie bereits im Begriff waren, ihn zu verlassen, ein Bündniß zu Beylegung einiger alten Streitigkeiten mit ihnen schloß, und es auch alsdenn genehmigte, da sie ihm bereits undanckbar genug den Rücken gewandt hatten. Durch dasselbe verglichen sie sich über die Hülfe, welche sie einander bey einem Angriffe nach diesem Kriege leisten wollten, und hoben alle Forderungen gegen einander auf: zugleich überließ der Churfürst den Holländern, um ihre beyderseitigen Gränzstreitigkeiten zwischen Cleve und Geldern wenigstens einer Beylegung zu nähern, die Schenckenschanz nebst dem Boden, worauf sie erbauet war, zur völligen Oberherrschaft. Sie wurden auch, nachdem er mit ihnen völlig über die Gränzen einig geworden war, im Jahr 1681. in den Besiz derselben gesezt.

Friedrich Wilhelm wußte die Geschwindigkeit, die bey großen Unternehmungen unentbehrlich ist, zu schätzen und auch zu gebrauchen: sie war bey dem Einfall der Schweden in Preußen desto nothwendiger, da sie aus diesem Lande nicht so leicht hätten vertrieben werden können, wenn man ihnen Zeit gelassen hätte, sich darinne fest zu sezen. Er schickte also noch während der Belagerung von Stralsund seinen Feldherrn Görtzke mit drey tausend Mann nach Preußen, wo er sich verstärcken und vor allem Königsberg decken sollte. Er selbst folgte

gleich

gleich mit dem Anfange des Jahrs 1679 nach. Vor ihm her zogen 9000 seiner besten Kriegsvölcker, die, ob sie gleich im vorigen Jahre einen langen und harten Feldzug ausgestanden hatten, doch jezt im schärfsten Winter zu einem neuen, über hundert deutsche Meilen weit, geführt wurden. Die Schweden waren unterdessen tief in Preußen eingedrungen, hatten aber anfänglich durch Mangel an Lebensmittel, sodann durch Krankheiten schon viel verloren. Kaum betrat der Churfürst sein Gebiet, so zogen sie sich eilfertig zurück. Er ließ ihnen bey diesem Rückzuge durch einen großen Hauffen Reiterey so vielen Abbruch thun, daß sie bald nur acht tausend gesunde Soldaten starck waren; zumal da auch die Pohlen bey ihrem Heere sie verlassen hatten. Um sie schneller einzuholen, sezte sich der Churfürst, den seine Gemahlinn begleitete, mit seinem Fußvolcke und Geschütze auf Schlitten, gieng auf diese Art über das gefrorne Frische Haff, und nach einigen Tagen auch über das Curische Haff; zwey Seen, darunter der leztere funzehn Meilen lang, und an manchen Orten sechs Meilen breit ist, beyde aber von dem Meere nur durch ein schmales Land und Gebürge getrennt werden. Diese kühne That war zwar eine Nachahmung von Carl Gustavs Uebergang über den gefrornen Belt; aber sie ist demselben in keiner Betrachtung nachzusezen. Beständige unglückliche Gefechte mit den Feldherren des Churfürsten nöthigten die Schweden noch mehr, aus Preußen zu eilen. Sie wurden durch Samogitien, Litthauen und Curland bis nahe an die Gränze von Liefland verfolgt, in welches Land nicht drey tausend ihrer Soldaten zurück kamen. So war Preussen innerhalb vierzehn Tage, mitten unter der schärfsten Kälte, die nur den Feinden zum Verderben gereichte,

reichte, von diesen befreyet, und ihr Heer ohne eine entscheidende Schlacht zu Grunde gerichtet worden: eine Unternehmung, die gewissermaaßen noch bewunderniswürdiger ist als der Sieg bey Fehrbellin.

Aber auch von diesen großen Vortheilen, die Friedrich Wilhelm mit einer solchen Anstrengung seiner Gaben und Kräfte gewonnen hatte, konnte er die Früchte nicht genießen. Zu eben der Zeit, da er sich in Preußen den Weg zur Fortsezung des Kriegs in Deutschland bahnte, um durch dieses einzige übrige Mittel, einen rühmlichen und billigen Frieden zu erlangen, schloß der Kayser in seinem und des Deutschen Reichs Nahmen einen Frieden mit Franckreich und Schweden, der weder rühmlich, noch in Ansehung seiner Bundsgenossen billig war. Er brauchte zwar denselben, und Franckreich, das dieses einsah, bediente sich auch anderer nachtheiliger Umstände und Fehler des Kayserlichen Hofs zur Beschleunigung des Friedens; aber nur, wenn sich der Kayser von dem Könige von Dänemarck und von dem Churfürsten (der ihm und dem Deutschen Reiche zu Hülfe sich in einen so kostbaren und gefährlichen Krieg hatte verwickeln lassen) nicht getrennt hätte, würde dieser Friede zur Ehre von ihnen allen ausgeschlagen seyn. Er wurde am 5ten Februar des Jahrs 1679. zu Nimwegen unterzeichnet, und enthielt in Ansehung der Nordischen Bundsgenossen nur folgenden Artickel: Da es für die öffentliche Ruhe wichtig sey, daß der Krieg, den die Könige von Franckreich und Schweden noch mit Dänemarck, Churbrandenburg, Münster und Lüneburg führten, so bald als möglich, geendiget werde, so wollte der Kayser bey den gedachten Fürsten

und

und der König von Franckreich bey dem Könige von Schweden es dahin zu bringen suchen, daß sie zur Wiederherstellung des Friedens sogleich in einen Waffenstillstand willigen mögen. Sollten aber ihre Bemühungen fruchtlos seyn, so wollte der Kayser und die in diesem Frieden begriffene Fürsten den Feinden Franckreichs und Schwedens auf keine Art beystehen, auch nicht zugeben, daß diese außerhalb ihren Ländern einige Läger aufschlügen. Franckreich sollte sogar einige Städte in Deutschland so lange besezt halten, bis der Friede mit diesen Fürsten geschlossen sey. — Diese feyerliche Absonderung des Kayſers von dem Churfürsten, machte unter andern, daß die Franzosen sich gleich darauf erklärten, daß sie, wenn der König von Dänemarck und der Churfürst nicht vor dem Ende des März Schweden die verlangte Genugthuung nach dem Westphälischen und Kopenhagner Frieden leisteten, die Freyheit behalten wollten, neue Bedingungen zu begehren. Allein der Churfürst pflegte so gebieterischen Forderungen nicht nachzugeben; er drang vielmehr in seine bisherige Bundsgenossen, den Kayser, Holland und Spanien, ihm eine Genugthuung zu verschaffen. Nach ihrem Bündnisse mit ihm waren sie schuldig es zu thun; aber sie dachten wenig mehr an dasselbe. Lüneburg und Münster verließen ihn ebenfals, um sich mit Franckreich und Schweden besonders zu vergleichen.

Ohngeachtet aller dieser mißlichen Umstände blieb der Churfürst nebst Dänemarck entschlossen, die Bedingungen, die man ihm gleichsam als wenn er überwunden oder Ursache an diesem Kriege wäre, vorschreiben wollte, zu verwerfen. Doch da im März des Jahrs 1679 dreyßig tausend Franzosen in das

Herzogthum Cleve einfielen, sahe er sich, um den Untergang der Einwohner zu verhüten, genöthigt, einen monathlichen Stillstand mit Franckreich zu schließen. Während desselben wurde am Frieden gearbeitet; allein der Streit über Pommern hinderte denselben stets; obgleich der Churfürst dafür einen Theil von Cleve anbot. Der Stillstand ward darauf verlängert, nachdem Wesel und Lippstadt den Franzosen eingeräumt worden waren, um zu zeigen, wie aufrichtig der Churfürst den Frieden verlange. Doch dieses edlere Betragen half ihm nichts: gleich nach dem Ende des Stillstandes rückten die Franzosen gegen Minden an; seine Kriegsvölcker wurden von ihnen und von den Lüneburgern dergestalt eingeschlossen, daß sie ohne Rettung waren, und alle seine Westphälischen Staaten waren der Verwüstung Preiß gegeben. Umsonst stellte er dem Könige von Franckreich in einem schönen Schreiben vor, daß darinne nur ein wahrer Ruhm zu suchen sey, diejenige Parthey zu beschützen, welche die Gerechtigkeit für sich habe, und daß es dem König am ersten gereuen werde, ihn zu Grunde gerichtet zu haben, der ihm so aufrichtig ergeben sey. Er machte auch den Holländern, um deren willen er im Grunde dieses alles litt, lebhafte Vorwürfe deswegen, behielt sich und seinen Nachkommen die Schadloßhaltung von ihnen vor, und gieng einst schon damit um, ihnen dieselbe mit einem Kriegsheere abzuzwingen. Wenn es schmerzhaft ist, Unrecht zu erdulden, wie weit kränckender mußte es für den Churfürsten seyn, dasselbe durch die Schuld von denen zu ertragen, welche ihm die großmüthigste Erhaltung ihres Staats zu dancken hatten.

Nach vielen meistentheils vergeblichen Versuchen, welche Meinders, der Gesandte des Churfürsten, zu Nimwegen, im Haag, und besonders zu Paris anwandte, um gemilderte Bedingungen zu erhalten, schloß er endlich am 29. Junius des Jahrs 1679 mit Franckreich den Frieden zu Saint-Germain en Laye. Der Churfürst willigte durch denselben darein, seine Eroberungen in Pommern an Schweden zurück zu geben; zugleich aber wurde ausgemacht, daß in Pommern eine neue Gränze gezogen werden, und daß alles, was Schweden nach dem Westphälischen Frieden und dem Stettinschen Vergleich jenseits der Oder besessen, künftig dem Churhause Brandenburg zugehören sollte, nur Damm und Golnow ausgenommen, welches lezterer doch nebst seinem Gebiete dem Churfürsten so lange als ein Unterpfand überlassen werden sollte, bis ihm Schweden 50000 Thaler bezahlt hätte. Der König von Schweden entsagte durch diesen Frieden seinem Rechte auf die Zölle in Hinterpommern, und der König von Franckreich versprach dem Churfürsten, ihm zu einiger Vergütung des Schadens und der Unkosten, welche ihm dieser Krieg verursacht hatte, 300000 Kronen zu bezahlen. Außerdem machte sich der Churfürst auch anheischig, dem Könige von Dänemarck weiter keine Hülfe in diesem Kriege zu leisten; doch nahm man die Empfelung zum Frieden mit diesem Könige gerne an, der auch bald darauf, ganz zu Schwedens Vortheil, geschlossen wurde.

Die Uebermacht preßte den Frieden zu St. Germain dem schwächern Rechte aus, und der Churfürst konnte darinne mit vieler Ehre unterliegen, nachdem ihn seine Standhaftigkeit bis zum äußersten

Ziele begleitet hatte. Französische Schriftsteller erzählen, er habe sich bey der Unterhandlung um diesen Frieden gegen den König so sehr gedemüthigt, daß er denselben Gnädiger Herr (Monseigneur) genannt, und unter vielen Versicherungen seiner Dienstbegierde, eifrig gebeten habe, ihm das Eroberte zu lassen. Wenn diese Nachrichten auch gewiß seyn sollten, so würden sie nur einen Beweis abgeben, daß sich der hohe Sinn des Churfürsten in diesem Nothfalle nach dem Ehrgeize und der Herrschbegierde Ludwigs des Vierzehnten bequemt habe. Der mitten unter seinen Siegen und bey der gerechtesten Sache, von allen Bundsgenossen verlassene, von einem sehr mächtigen Könige unterdrückte Churfürst hat in dieser Geschichte ein glänzenderes Ansehen, als eben dieser mächtige, fast unüberwundne König, der in einem ohne hinlängliche Ursachen angesponnenem Kriege so vielen Fürsten Widerstand gethan, und endlich den Frieden vorgeschrieben hat, weil seine gewaltigen Kräfte alles zu Boden warfen, was seine schlauen Kunstgriffe nicht entkräften konnten.

Wie wenig der Churfürst gewohnt sey, seine Macht zur Unterdrückung der Schwächern, auch solcher, wider welche er gegründete Beschwerden hatte, anzuwenden, sahe man noch im Jahr 1679. bey den Absichten des Königs von Dänemarck auf die Reichsstadt Hamburg. Dieser Fürst wollte sich der Stadt, auf die er alte Ansprüche machte, mit seinem in der Nähe stehenden Heere bemächtigen, und ersuchte den Churfürsten um Hülfe, der auch in dem lezten Kriege von dieser Stadt war beleidigt worden. Allein, da er fürchtete, daß diese Unternehmung zu einem neuen Kriege Gelegenheit geben möchte, und da ihm selbst an der Erhaltung dieser Stadt in ihrem bisherigen

herigen Zustande viel gelegen war, bot er vielmehr seine Vermittelung zwischen ihr, die ihn selbst um Beystand bat, und dem Könige an. Sie wurde angenommen, und der Vergleich kam durch eine Summe Geldes, welche Hamburg zahlte, zu Stande.

Eine Gesandtschaft, die der Churfürst am Ende dieses Jahres von dem Chan der Tartaren erhielt, machte ihm nicht allein seinen weit ausgebreiteten Ruhm bekannt, sondern belustigte ihn zugleich. Der Gesandte, den man erst anständig kleiden mußte, ehe er vor dem Churfürsten erscheinen konnte, führte einen Dollmetscher mit sich, der eine hölzerne Nase und keine Ohren hatte. Er sollte den Antritt der Regierung des Chan melden, und dem Churfürsten zu seinen großen Thaten Glück wünschen. Allein er verübte bey seinem Durchzuge in der Neumarck solche Gewaltthätigkeiten, daß die Bauern mit der Sturmglocke zusammen gerufen werden mußten, um sein Gefolge zu entwaffnen. So unbekannt er mit dem Europäischen Völckerrechte war; so wenig schien auch seine Bestimmung mit den Absichten der unter uns gewöhnlichen Gesandtschaften gemein zu haben.

Selbst der Friede, dessen der Churfürst jezt genoß, war für ihn ein Bewegungsgrund, sich durch eine neue Verbindung zu verstärcken. Er war zu derselben hauptsächlich durch die Untreue seiner Bundsgenossen genöthigt worden, hatte verwüstete Länder zurück bekommen, und war in beträchtliche Schulden verwickelt: es hatte auch nicht das Ansehen, daß er, ohne ein Kriegsheer beyzubehalten, Sicherheit genug gegen Neid oder Groll haben werde. Um diese durch einen Bundsgenossen so lange zu erhalten, bis er sich vom Kriege erholt haben

würde, warf er die Augen auf Franckreich, das er bey den damaligen Umständen leichter als jemals von seinem Bündnisse mit Schweden abzuziehen hoffte. Allein da er dabey dieses zum Grunde legte, daß ihm diese Krone jährliche Hülfsgelder zahlen möchte, von welchen er Kriegsvölcker und eine kleine Flotte unterhalten könnte: gestand Franckreich, bey aller seiner Neigung zu diesem Bündnisse, es sey durch den vorigen Krieg zu sehr erschöpft worden, als daß es im Stande wäre, solche Bedingungen zu bewilligen. Von England hingegen wurde zwar der Churfürst im Jahr 1680 zu einem neuen Bündnisse eingeladen; allein er wollte es darum nicht eingehen, weil andere Fürsten daraus Gelegenheit zum Argwohn nehmen könnten: vermuthlich trauete er auch dem Englischen Hofe zu wenig. Der Kayser gab sich noch größere Mühe, ihn und andere Reichsfürsten in ein Bündniß wider Franckreich zu ziehen: denn er fieng jezt an zu mercken, was vor einen schädlichen Frieden er zu Nimwegen geschlossen habe. Dieses hatte der Churfürst voraus gesagt, und wollte desto weniger sich von neuem in die Gefahr begeben, von Bundsgenossen, für welche er sich aufopfern sollte, verlassen zu werden. Er antwortete also kaltsinnig, das Deutsche Reich sey jezt in einer gefährlichern Verfassung, als während des lezten Krieges, weil die vornehmsten Mitglieder desselben uneins und unbewaffnet wären; dadurch werde es Franckreich leicht fallen, einen Reichsstand nach dem andern zu unterdrücken, und es könnten daher auch keine nachdrückliche Maaßregeln genommen werden.

Dagegen verlangte er von dem Deutschen Reiche diejenige Schadloßhaltung und Genugthuung, die es ihm versprochen hatte, ehe er noch gegen die Schwe-

Schweden gerückt war. Diese sezte er in der Anwartschaft auf Ostfrießland, in dem Besitze der Reichsstädte Mühlhausen, Nordhausen und Dortmund, und in der Erlaubniß, einige Domherrnstellen in den Stiftern, die ihm durch den Westphälischen Frieden waren überlassen worden, einzuziehen. Allein man erregte ihm von Seiten der Reichsstände sehr viele Einwendungen; andere Fürsten, deren Recht an eine solche Vergütung gar nicht mit dem seinigen zu vergleichen war, begehrten sie ebenfals; und überhaupt war seine immer steigende Vergrößerung manchen Ständen unangenehm. Er gab also bald die Hoffnung auf, etwas zu erlangen; doch nicht ohne vorher seine Rechte auf dem Reichstage wider alle Einwürfe vertheidigt zu haben.

Nicht so viele Geduld glaubte er Spanien schuldig zu seyn, um sich von dieser Krone Genugthuung zu verschaffen. Er hatte noch eine Million und achtmal hundert tausend Thaler Hülfsgelder von derselben zu fordern; sie war von dem Bündnisse mit ihm abgetreten, um ihre verlornen Städte wieder zu bekommen; dadurch war der Churfürst gezwungen worden, das eroberte Pommern zurück zu geben: und da er keinen Anschein vor sich sah, daß sie ihm jene Geldsumme bezahlen werde, beschloß er, sich eigenmächtig zu seinem Rechte zu verhelfen. Nachdem ihm also Franckreich versprochen hatte, Cleve auf allen Fall wider die Spanier zu beschützen, gab er im Jahr 1680 acht mittelmäßigen Kriegsschiffen, die er an die Küste von Guinea, (welche auch die Goldküste heißt,) schickte, um daselbst eine Handlung für seine Unterthanen aufzurichten, Befehl, die Spanischen Schiffe, die ihnen begegnen würden, wegzunehmen. Sie bemächtigten sich auch bald eines

reichbeladenen Schiffes dieser Nation an der Küste von Ostende, und führten es nach Königsberg, wo die Ladung desselben verkauft wurde. Die Spanier machten eine Schrift voll harter, zum Theil offenbar falscher Vorwürfe bekannt, in welcher sie zeigen wollten, daß der Churfürst in dem lezten Kriege eigennüzig, und jezt gegen sie ungerecht gehandelt habe; sie suchten auch England und Holland zu bereden, daß er damit umgehe, die Handlung zur See zu stören. Aber diese Vorstellungen machten einen geringen Eindruck; die Schiffe des Churfürsten seegelten nach America, wo sie ebenfals zwey Spanische Schiffe eroberten; darauf kamen sie im Jahr 1681 nach Europa zurück, und kreuzten gegen die Spanische Silberflotte. Man rüstete gegen sie zwölf Schiffe aus, von welchen sie bey dem Vorgebürge St. Vincent angegriffen wurden, aber nach einem Gefechte von zwo Stunden sich ohne beträchtlichen Verlust zurück zogen, und am Ende des Jahrs wieder in Pillau einliefen. Dieser kleine Krieg nahm stillschweigend ein Ende: Spanien lag auch damals so ohnmächtig darnieder, daß es eine solche Begegnung ertragen mußte. Friedrich Wilhelm hingegen vermehrte nicht nur durch diese dreiste Unternehmung sein Ansehen in Europa, sondern behauptete auch das Recht, das ihm Schweden noch immer streitig machte, eine Flotte unter der Anführung eines Admirals in der Ostsee zu halten. — Noch wichtiger war der Besiz des Erzstiftes Magdeburg, zu welchem er endlich im Jahr 1680. nach dem Tode des Herzogs August von Sachsen gelangte. Durch einen besondern Vergleich erließ er im folgenden Jahre dem Fürstlichen Hause Anhalt die Lehnsverbindlichkeit, in welcher sie bisher gegen dieses Erzstift, das

nun-

nunmehro ein Herzogthum hieß, wegen einiger Besitzungen gestanden hatten.

Die unglücklichen Folgen des Nimweger Friedens, welche der Churfürst vorher verkündigt hatte, brachen jezt völlig aus. Franckreich hatte die Deutschen Reichsstände durch abgesonderte Unterhandlungen und Friedensschlüsse so mißtrauisch und uneinig unter einander gemacht, auch durch andere Mittel so sehr entkräftet, daß es beynahe sicher war, bey allen seinen herrschsüchtigen Unternehmungen in Deutschland nur einen sehr geringen Widerstand zu finden. Insonderheit spottete Ludwig der Vierzehnte Deutschlands gleich nach geschlossenem Frieden, im Jahr 1680 durch die Errichtung der Reunionskammern oder Wiedervereinigungs-Gerichte, welche alles Gebiete, was zu den vom Deutschen Reiche an Franckreich abgetretenen Ländern ehemals noch gehört haben sollte, ihrem Könige zusprachen, der dasselbe sogleich den Deutschen Fürsten entriß. Die Reichsstände, welche nicht im Stande waren, diese Beschimpfung alsbald zu rächen, beklagten sich darüber in einem Schreiben an den König; das aber der Churfürst nicht unterzeichnen ließ, weil er an dem Nimweger Frieden, auf welchen man sich darinne berief, keinen Antheil nahm. Man beschloß zwar darauf, den Französischen Gewaltthätigkeiten Kriegsvölcker entgegen zu stellen; allein der Churfürst widerrieth es, weil man wider das große Französische Kriegsheer nur Kreissoldaten gebrauchen wollte, und Franckreich daraus den Vorwand zu einem neuen Kriege ziehen könnte, dem das Deutsche Reich durch seine eigene Schuld nicht gewachsen war. Diesen zu vermeiden, war jezt die vornehmste Absicht des Churfürsten; er

schloß auch mit Chursachsen und mit dem Hause Lüneburg ein Bündniß im Jahr 1681, besonders zur Erhaltung des Westphälischen Friedens.

Der Kayser trug ihm und den übrigen ausschreibenden Fürsten des Westphälischen Kreises in eben diesem Jahr auf, die Händel, welche sich in Ostfrießland zwischen der Regierung und den Landesständen erhoben hatten, beyzulegen, damit sich dieses Land nicht dem Schutze der Holländer ergeben möchte. Er und die übrigen Fürsten nahmen zwar dieses an; allein die Wittwe des Fürsten von Ostfrießland und die Holländer, welche schon öfters Schiedsrichter bey solchen Angelegenheiten des Landes abgegeben hatten, waren damit nicht zufrieden. Der Vormund des minderjährigen Fürsten, der Herzog Ernst August von Braunschweig, war es auch nicht, und suchte Kriegsvölcker nach Ostfrießland zu schicken. Friedrich Wilhelm verglich sich also im Jahr 1682. mit den dasigen Ständen, daß er die Unterhandlungen mit der Regierung fortsezen, aber auch sie gegen Unterdrückung beschützen wollte, wenn dieselben nicht glücklich ausschlügen. Er verabredete mit ihnen, das Schloß und den Hafen Gretsiel mit einigem Fußvolcke zu besezen, das sie unterhalten wollten, und das nach Beylegung dieser Streitigkeit wieder heraus gezogen werden sollte. Dieses geschah auch bald darauf, nachdem 300 Mann seines Fußvolcks mit Bewilligung des Königs von Dänemarck zu Glückstadt waren eingeschifft worden. Die Holländer bezeigten darüber einige Unruhe: der Kayser selbst verlangte, daß diese Kriegsvölcker wieder abziehen sollten; allein auf seine Vorstellungen blieben sie daselbst immer, zumal da diese Händel gar nicht geendigt werden konnten.

Dieser

Dieser Gelegenheit bediente sich der Churfürst, eine Handlungsgesellschaft zu Embden anzulegen, welche an der Küste von Guinea ihren Handel zu treiben anfieng. Zur Unterstüzung derselben schickte er zwey Kriegsschiffe unter dem Otto Friedrich von der Gröben an diese Africanische Küste, welcher auch auf einem von den Africanern erkauften Strich Landes, bey dem Vorgebürge Tros Puntas, das Castell oder Schloß Groß-Friedrichsburg auf dem Berge Manfort anlegte, das am ersten Tage des Jahrs 1683. eingeweiht wurde. Zugleich versprachen die Einwohner, dasselbe zu beschützen, und sich nur mit Brandenburgern in Handlung einzulassen: einer von ihnen kam auch zur Bestätigung dieses Vergleichs nach Berlin. In den beyden folgenden Jahren unterwarfen sich dem Churfürsten noch mehrere Africaner in der herumliegenden Gegend: es wurde die Dorotheen-Schanze bey Accada angelegt, und diese Handlung hatte einige Zeit glücklichen Fortgang. Gleich im Anfange widersezte sich zwar derselben die Holländische Westindische Handlungsgesellschaft; sie und die Franzosen bemächtigten sich einiger Brandenburgischen Schiffe. Allein man ersezte dem Churfürsten bald den Werth derselben, da er sein Recht der Schiffahrt und des Seehandels nachdrücklich vertheidigte: die Holländer verglichen sich besonders mit ihm, daß sie einander gegen alle Störung des Handels beystehen wollten.

Indem der Churfürst auf dieser Seite großen Aussichten zum Besten seiner Unterthanen nachgieng, sorgte er auch für die Vergrößerung und Befestigung seines Hauses in Pohlen. Er vermählte im Anfange des Jahrs 1681. seinen Prinzen,

den

den Marckgrafen Ludwig, mit der Prinzeßinn Radzivil. Ihr Vater, Bogislaus Fürst von Radzivil, war Statthalter des Herzogthums Preußen gewesen: und diese Vermählung brachte nicht nur sehr ansehnliche Güter an das Churfürstliche Haus, unter andern die Herrschaft Serrey in der Woywodschaft Trock in Großlitthauen; sondern verschaffte auch demselben eine Stütze in Pohlen an einer der mächtigsten Familien. Der König von Pohlen hatte diese Prinzeßinn für seinen Prinzen bestimmt: desto mehr Einwendungen machte er nebst vielen Pohlnischen Großen gegen diese Vermählung. Man führte besonders ein Litthauisches Gesez an, Kraft dessen der Prinzeßinn nicht erlaubt gewesen wäre, ohne Einwilligung ihrer Anverwandten, eine solche Verbindung zu treffen; man machte auch dem Churfürsten das Recht eines Eingebohrnen in Pohlen streitig, das er und seine Vorfahren als Herzoge von Preußen genugsam behauptet hatten. Doch dieser Streit wurde nach vortheilhaften Anerbietungen an den König, im Jahr 1683. beygelegt.

Unglücklicher und länger war derjenige, an welchem er damals als ein Mitglied des Deutschen Reichs Antheil nahm. Er mißbilligte die Französischen Wiedervereinigungen sehr; aber gewarnt durch den lezten Krieg, glaubte er nicht, daß Deutschland einen neuen mit dieser Krone anfangen dürfe, ehe es seine Kräfte besser gesammlet und gestärckt hätte. Die vornehmsten Deutschen Fürsten, an welche er im Jahr 1682. Gesandte schickte, um ihre Meinung hierüber zu erfahren, traten meistentheils der seinigen bey: und schon im Anfange desselben schloß er zu Berlin ein Bündniß mit Franckreich,

reich, durch welches er sich versprach, den Frieden zwischen dem Deutschen Reiche und dieser Krone zu erhalten, auch die gegenwärtigen Händel zu einem gütlichen Vergleiche zu lencken; Franckreich hingegen sollte keine Wiedervereinigungen mehr vornehmen, und so lange noch Hoffnung zum Frieden übrig wäre, die Waffen nicht ergreiffen. Die Fortdauer des Friedens schien ihm, so sehr auch Franckreich denselben gestört hatte, für Deutschland wünschenswerther zu seyn, als ein Krieg, der alle Vermuthung wider sich hatte. Sein Gesandter auf dem Reichstage sprach sehr freymüthig über die schlechten Maaßregeln, die Deutschland in dem lezten Kriege und sonderlich bey Schließung des Friedens getroffen habe, wodurch es sich selbst außer Stand gesezt hätte, Franckreichs Angriffe abzuwehren. Der Churfürst beschwerte sich daher auch über das Bündniß, welches der Kayser im Jahr 1682 zu Laxenburg mit einigen Reichsständen eingegangen hatte, weil dasselbe zu einem fruchtlosen Reichskriege führen würde. Man darf wohl nicht leugnen, daß der Verdruß des Churfürsten über die ehemalige Untreue seiner Bundsgenossen, und die Besorgniß einer ähnlichen Uneinigkeit, wie im lezten Kriege, sehr viel zu seinen friedfertigen Gesinnungen beygetragen haben: sonst hätte er damals der gerechten Rache Deutschlands wider Franckreich ein noch größeres Gewicht als in jenem Kriege geben können. Dazu muß man auch dieses setzen, daß seine und andere Deutsche Länder einer langen Erholung bedurften, und daß Deutschland in keinem Vertheidigungsstande wider ein so mächtiges Heer war, als Franckreich sogleich in dasselbe einrücken lassen konnte.

Um

Um die Ruhe desto gewisser zu erhalten, schloß er vom Jahr 1682. an, auch mit Dänemarck, Cölln und Münster Bündnisse, zu ihrer Vertheidigung unter einander. Er begehrte zwar von Franckreich vergebens Hülfsgelder, um seine Kriegsvölcker zu dieser mißlichen Zeit zu verstärcken: denn diese Krone wollte ihn keineswegs zu mächtig werden lassen. Allein er suchte gleichwohl immer den Frieden zu befördern, der damals desto nothwendiger in Deutschland wurde, da die Türcken, von Franckreich, wie man glaubte, angestiftet, die Kayserlichen Länder im Jahr 1682. anfielen. Er bewilligte nicht allein dem Könige von Pohlen eine Anzahl Kriegsvölcker, als derselbe sich zur Hülfe des Kayſers rüstete; sondern bot auch dem Kayser selbst acht tausend Mann gegen die Türcken an, die er selbst unterhalten wollte. Durch einen besondern Vertrag mit dem Kayser versprach der Churfürst, ihm noch zwölf tausend Mann zu schicken, welche sich bereits fertig machten, durch Schlesien zu ziehen. Allein Franckreich beraubte den Kayser dieses Beystandes, indem es bey ihm den Argwohn zu erwecken wußte, der Churfürst möchte sich mit seinem Heere der Schlesischen Fürstenthümer bemächtigen, auf die er Ansprüche hatte. Der Kayser schlug daher Bedingungen vor, die der Churfürst nicht annehmen konnte, und seine Kriegsvölcker blieben zurück. Diejenigen unterdessen, welche er dem Könige von Pohlen zugeschickt hatte, thaten bey dem Heere desselben, nach dem Entsaze von Wien im Jahr 1683. einige Dienste wider die Türcken in Ungarn.

Da um diese Zeit auch der König von Dänemarck, und das Haus Lüneburg, das mit Schweden verbunden war, in Streitigkeiten mit einander gerathen,

rathen waren, welche Franckreich zu einem offenbaren Kriege anzufachen suchte: verhinderte Friedrich Wilhelm den Ausbruch desselben glücklich; ohngeachtet ihn Franckreich durch herrliche Versprechungen bereden wollte, an diesem Kriege nebst Dänemarck Antheil zu nehmen. Er schloß vielmehr im Jahr 1684. mit Dänemarck und Cölln ein neues Bündniß, um dem immer mehr zu befürchtenden Kriege in Deutschland Einhalt zu thun: in dieser Absicht wollten sie, sobald es nöthig wäre, in Westphalen und Niedersachsen ein gemeinschaftliches Heer von mehr als 40000 Mann zusammen ziehen. Auch die Holländer brachte er dahin, von dem Vorsaze eines Kriegs mit Franckreich abzustehen. Und endlich kam in eben diesem Jahre, hauptsächlich durch seine Bemühungen, der zwanzigjährige Stillstand zwischen Deutschland und Franckreich zu Stande, der zwar Deutschlands Verlust nicht ersezte, aber ihm doch Zeit zur Ruhe gab, um denselben dereinst in einer glücklichern Verfassung ersezen zu können. Die Hülfe, welche der Churfürst noch im Jahr 1684 dem Könige von Pohlen wider die Türcken leistete, und die Annehmung des Titels eines Grafen von Hohenzollern, zu der er sich auch in diesem Jahre entschloß, weil er aus diesem Hause herstammte, sind ebenfals Begebenheiten, die nicht ganz vergessen werden dürfen.

Nach so vielen Verdiensten, die sich Friedrich Wilhelm um das gemeine Beste von Europa erworben hatte, trachtete er auch die Rechte seines Hauses in Sicherheit zu sezen. Er ließ daher durch seinen Gesandten, Otto von Schwerin, den er im Jahr 1685. an den Kayserlichen Hof schickte, nicht nur um die Belehnung über das Herzogthum

Magdeburg, und um den Kayserlichen Lehnbrief über alle Länder, welche er gegen Pommern erhalten hatte, ansuchen; sondern er verlangte auch, daß seine Ansprüche auf Jägerndorf, Beuthen, Liegnitz, Brieg und Wohlau endlich befriedigt werden, und daß man ihm wegen der vier Aemter, die durch den Prager Frieden von dem Erzstift Magdeburg abgerissen worden, eine Genugthuung verschaffen möchte. Er begehrte zugleich für alle seine Länder dasjenige Recht, welches er bereits in der Churmarck besaß, daß man sich von seinen Urtheilen auf keine Reichsgerichte berufen dürfte. Nächstdem ließ er auch für die Protestanten in den Kayserlichen Erbländern, die von Zeit zu Zeit verfolgt wurden, eine lebhafte Fürbitte einlegen. Allein von allem diesem erhielt er weiter nichts, als was man ihm gar nicht abschlagen konnte, die gesuchte Belehnung.

Jacob der Zweyte betrat damals den Englischen Thron. Diesem Catholischen Fürsten ließ der Churfürst die Erhaltung der Reformirten Religion nach den Gesezen seines Reichs sogleich empfelen, und bekam von ihm wenigstens allgemeine Versicherungen. Aber das gegründete Mißtrauen gegen denselben machte den Churfürsten desto geneigter, sich von neuem mit Holland zu vereinigen, und auch die erkaltete Freundschaft, mit dem Prinzen von Oranien, seinem Anverwandten, zu beleben. In dem Bündnisse, welches er im Jahr 1685. mit den Holländern schloß, wurde ausgemacht, daß sie ihm für alle seine Anforderungen 440000 Reichsthaler zahlen, daß das Bündniß vom Jahr 1678 bis 1700 verlängert werden, und beyde Theile sich bemühen wollten, alle neue Unruhen abzuwehren. Franckreich, das dieses Bündniß zu verhindern ge-

sucht hatte, bezeigte sich über dasselbe mißvergnügt, gleich als wenn es seiner Verbindung mit dem Churfürsten nachtheilig wäre. Im Grunde aber wollte es ihn in einer gewissen Abhängigkeit erhalten, so daß er nur diejenigen zu Bundsgenossen wählen sollte, welche Franckreich gefielen. Der Französische Gesandte zu Berlin verlangte sogar von dem Churfürsten, daß er sich schriftlich erklären möchte, er habe mit Bestürzung vernommen, daß gewisse Leute die Freundschaft zwischen ihm und Franckreich durch eine üble Auslegung seiner Handlungen zu stören suchten; da er aber die Ehre der Gewogenheit und Freundschaft des Königs beyzubehalten wünschte, so bezeige er hiemit, daß er alles dasjenige getreu erfüllen werde, wozu ihn sein Bündniß mit Franckreich verpflichte, und daß er sich künftig ohne Einwilligung des Königs mit niemanden in eine Verbindung einlassen wolle, welche die Kraft seines Bündnisses mit Franckreich schwächen könnte. Ein so erniedrigendes Zumuthen verwarf der Churfürst, und Franckreich begnügte sich zulezt an seinem Versprechen, das Bündniß mit dieser Krone zu beobachten, welches er auch mit Beschwerden über jene Forderung begleitete.

Allein Franckreich gab selbst immer zu neuen Mißhelligkeiten mit dem Churfürsten Gelegenheit. Als Carl, der lezte Churfürst von der Pfalz aus der Linie von Simmern, im Jahr 1685. gestorben war, und der Pfalzgraf von Neuburg, Philipp Wilhelm von seinen Ländern Besitz genommen hatte, machte Carls Schwester, die an den Herzog von Orleans vermählt war, sehr weit ausgedähnte Anforderungen an die Verlassenschaft desselben, und wurde darinne von Franckreich unterstüzt. Friedrich Wilhelm, bey dem der lezte Wille des Verstorbenen

niedergelegt worden war, nahm sich auch des neuen Churfürsten durch die bündigsten Vorstellungen an dem Französischen Hofe an, dessen Vorschlag er insonderheit sehr mißbilligte, daß diese Streitigkeit der Entscheidung des Pabstes überlassen werden sollte: denn sogar zu der Zeit, sagte er, da das Päbstliche Ansehen unverlezt gestanden habe, hätten sich die Reichsstände darüber beschwert, daß solche Händel an den Pabst verwiesen würden; jezt aber kämen bey dieser Sache auch die Protestanten in Betrachtung. Dagegen wurde der Churfürst von Franckreich beschuldigt, daß er sich dabey nicht als einen Bundsgenossen betrage: gleichsam als wenn das Bündniß mit Franckreich alle andere Verbindlichkeiten aufgehoben hätte.

Zu diesem allem kam die unmenschliche Verfolgung der Reformirten in Franckreich, welche dem guten Vernehmen zwischen dieser Krone und dem Churfürsten ein Ende machte. Das Unglück seiner Glaubensgenossen rührte ihn ungemein: er empfand auch darüber noch ein besonderes Mißvergnügen, daß Franckreich sich erklärt hatte, es wolle die Ruhe des eben geschlossenen Stillstandes zur Unterdrückung der Reformirten Religion anwenden; denn durch ihn war eben dieser Stillstand, nicht ohne Feindschaft, Verdacht und Vorwürfe der Höfe, die einen Krieg vor nüzlicher hielten, zur Reife gebracht worden. Er bot also durch eine Verordnung, die er im October des Jahrs 1685. bekannt machte, allen Reformirten Franzosen, die um der Religionsfreyheit willen ihr Vaterland mit Gefahr ihres Lebens verlassen mußten, eine Zuflucht in seinen Staaten an; versprach ihnen viele Freyheiten und Rechte, deren sie daselbst genießen sollten, und gab ihnen zum Theil Vorzüge vor seinen gebohrnen Unterthanen, deren

sie

sie zur Erleichterung dieses Zustandes benöthigt waren. Gegen zwanzig tausend dieser Flüchtlinge bedienten sich seines Anerbietens: sie haben ihm und seinen Nachfolgern diese Wohlthätigkeit reichlich belohnet. Außerdem daß er in seine durch die Kriege entvölckerte Staaten eine Menge danckbarer und getreuer Einwohner versezte, von denen er auch im Kriege vieles erwarten konnte, brachten ihr Fleiß und ihre Geschicklichkeit die schönsten Früchte hervor. Sie baueten viele Gegenden in seinen Ländern weit besser an, und vermehrten die Fruchtbarkeit derselben. Durch sie kamen Künste, Fabriken und Handgewerbe von aller Art zuerst darinne in Aufnahme. Man verfertigte seitdem dasjenige in seinem Gebiete, was bisher nur aus Franckreich oder England und Holland mit vielen Kosten geholt worden war. Selbst das Wachsthum des Witzes und der Gelehrsamkeit hatte diesen neuen Ankömmlingen manches zu dancken, und die Sitten erhielten durch sie eine merckliche Milderung, Anmuth und Geselligkeit: Eigenschaften des Umgangs der Franzosen, die jedoch nicht in gleichem Grade der deutschen Gemüthsart anständig sind. Um diese arbeitsamen und nüzlichen Unterthanen noch mehr aufzumuntern, sezte ihnen Friedrich Wilhelm ein Jahrgeld von 40000 Thalern aus, dessen ihre Nachkommen noch genießen.

Durch die Bedrückungen der Reformirten in Franckreich wurde der Churfürst auch persönlich beleidigt, da Ludwig der Vierzehnte auch in dem Fürstenthum Orange, das dem Prinzen gleiches Nahmens zugehörte, und an welches er wegen seiner ersten Vermählung ebenfals ein Recht hatte, die Religionsübung der Reformirten aufhob. Der König antwortete kaltsinnig auf die Klagen, die er darüber

führte, und beschwerte sich dagegen, daß ihm der Churfürst eine Verfolgung vorgeworfen habe; — sie übertraf würcklich an Härte viele Verfolgungen in der Geschichte des Christenthums — daß er die Unterthanen des Königs von der schuldigen Treue abzuziehen, und aus dem Lande zu ziehen suchte; überhaupt aber sich den Vortheilen Franckreichs abgeneigt erweise. Der Churfürst rechtfertigte sein Betragen überaus wohl und standhaft; allein der Widerwillen blieb zwischen beyden Höfen, und wurde gleich darauf vermehrt, als der König dem Gesandten des Churfürsten nicht gestatten wollte, in Französischer Sprache predigen zu lassen, damit die Reformirten Franzosen nicht zuhören könnten. Zur Vergeltung verbot der Churfürst, daß auch keine Römischcatholische von Berlin bey dem Gottesdienste des Französischen Gesandten daselbst gegenwärtig seyn sollten.

Franckreich hatte unter seine Beschwerden gegen den Churfürsten sogar Drohungen gemischt; allein er verachtete diese mehr als alles andere: und da er besorgte, Ludwig möchte sich mit Schweden gegen ihn verbinden, that er diesem Reiche den ersten Antrag zu einem Bündnisse. Er neigte sich zugleich nach und nach auf die Seite des Kaysers, nachdem er so wenige Zufriedenheit in der Freundschaft mit Franckreich gefunden hatte, das Frieden und Waffenstillstand immer übertrat. Dem Kayser fehlte nur eine genaue und wohl unterhaltene Verbindung mit den Churfürsten, um in seinen wichtigsten Unternehmungen glücklich zu seyn. Sie schlossen daher im Jahr 1685. ein Bündniß mit einander, durch welches sich der Churfürst zu einer ansehnlichen Menge Hülfsvölcker in dem fortdauernden Türckischen Kriege anheischig machte. Darauf folgte ein noch engeres,

res, geheimes Bündniß zwischen ihnen, im Jahr 1686. zu ihrer beyderseitigen Vertheidigung, wobey dem Churfürsten beständige Hülfsgelder versprochen wurden. Zur Tilgung aber seiner Ansprüche auf die Schlesischen Fürstenthümer, überließ ihm der Kayser den Schwibußischen Kreis in Schlesien, und die Lichtensteinische Geldforderung auf Ostfrießland. Doch zu gleicher Zeit wußte der Kayserliche Gesandte, der diesen Vertrag vollendete, den Churprinzen Friedrich zu bewegen, daß er insgeheim in einer von ihm unterzeichneten Schrift sich verbindlich machte, nach seines Vaters Tode, den gedachten Kreis gegen zwo Herrschaften oder 100000 Thaler zurück zu geben. Einige Uneinigkeit, in welcher er damals mit seinem Vater stand, und das Mißvergnügen über die bisherige Freundschaft desselben mit Franckreich, verleiteten ihn zu diesem gefährlichen Schritte.

Desto redlicher erfüllte Friedrich Wilhelm seine eben eingegangene Verbindlichkeit. Die Kriegsvölcker, welche er dem Kayser im Jahr 1686. gegen die Türcken zu Hülfe schickte, erwarben sich einen vorzüglichen Ruhm bey der Eroberung von Ofen. In eben diesem Jahre kam auch sein Vertheidigungs-Bündniß mit Schweden zu Stande, durch welches unter andern in den geheimen Artikeln verabredet wurde, daß beyde Theile, bey den damaligen Verfolgungen der Protestanten, die Rechte derselben nach dem Westphälischen Frieden beschützen sollten. Allein dem Augsburger Bündnisse wollte er nicht beytreten, um noch nicht gänzlich als ein Feind von Franckreich angesehen zu werden. Zu Hamburg hatten sich im Jahr 1685. Unruhen erhoben, deren sich der König von Dänemarck zu bedienen suchte, um sich dieser Stadt zu bemächtigen; der Churfürst

aber nahm sich ihrer Freyheit noch einmal so kräftig an, daß er im Jahr 1686. einen Vergleich vermittelte, und auch einen weitläuftigern Krieg dadurch verhütete.

Als Franckreich im Jahr 1687. den Vorschlag that, das Deutsche Reich möchte den mit ihm geschlossenen Stillstand in einen beständigen Frieden verwandeln, widerrieth Friedrich Wilhelm dieses, weil die Bedingungen des Friedens zu nachtheilig für Deutschland waren. Sein Gesandter zu Regensburg, Gottfried von Jena, schien bey den Berathschlagungen über diese Sache zu Französisch gesinnt zu seyn: daher rief er ihn von dieser Stelle ab; Franckreich war darüber mißvergnügt, und seit dem fieng es an, sich ziemlich offenbar gegen den Churfürsten zu erklären. Er verglich sich damals mit dem Herzoge Johann Adolph von Sachsen-Weißenfels über die ehemals zu dem Magdeburgischen gehörenden vier Aemter dergestalt, daß er den Ansprüchen auf Querfurt, Jüterbock und Dame entsagte, dagegen aber die Stadt und das Amt Burg abgetreten bekam, und dem Herzoge 34000 Thaler zahlte, dem er auch gewisse Vortheile versprach. Dem Kayser empfol er nochmals gemäßigte Gesinnungen gegen die Protestanten seiner Erbländer, ersuchte ihn, denselben in Ungarn nicht dasjenige zu rauben, was ihnen selbst die Türcken bey ihrem Einfalle gelassen hätten, und stellte vor, wie sehr es die Protestantischen Fürsten schmerzen müßte, daß seine Siege über die Türcken, welche sie mit dem größten Eifer befördert hätten, zur Verfolgung ihrer Glaubensgenossen angewandt würden. Er billigte zwar die Wahl des Franckreich ergebenen Wilhelm Egon Grafen von Fürstenberg im Jahr 1683. zum Coadjutor oder Nachfolger des Churfürsten von Cölln

nicht,

nicht, die auch nachher Veranlassung zum Kriege gab; aber übrigens rieth er dem Kayser und dem Deutschen Reiche, einen Krieg mit Franckreich, ohngeachtet vieler Beschwerden gegen diese Krone, zu vermeiden, damit die Türcken desto glücklicher bekriegt werden könnten. Immer ein Friedensstifter bey allen seinen großen Gaben zum Kriege, gab er sich in den Jahren 1687 und 1688. viele Mühe, die alten, eingewurzelten Streitigkeiten zwischen dem Könige von Dänemarck und dem Herzoge von Holstein-Gottorp beyzulegen. Paul von Fuchs gieng deswegen in seinem Nahmen nach Altona; allein die Unterhandlung zerschlug sich an Dänemarcks Weigerung, dem Herzoge Schleswig zurück zu geben, dafür es ihm die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst anbot. Zu dieser Zeit vertrauete auch der Prinz von Oranien dem Churfürsten die Unternehmung, welche er gegen England auszuführen im Begriff war: und dieser billigte sie vollkommen, als das einzige Mittel, das zur Rettung der Religion und Freyheit von England übrig war.

Allein Friedrich Wilhelm erlebte die große Staatsveränderung nicht, welche dieser Prinz zu Stande brachte: er starb zu Potsdam am 29. April des Jahrs 1688. Sein Ende war wie sein Leben, ehrwürdig, lehrreich, und von einer immer gleichen Größe des Geistes unterstüzt. Die Gichtschmerzen mehrerer Jahre, die er ausgestanden hatte, schlugen zulezt in eine Wassersucht aus; er merckte seinen herannahenden Todt, und berief daher zwey Tage vor demselben seinen Geheimen Rath zusammen. In dieser Versammlung redete er zuerst seinen Churprinzen an, meldete ihm, daß er derselben zum leztenmale beywohne, und ertheilte ihm viele mündliche und schriftliche Ermahnungen

auf seine künftige Regierung. Seinen Räthen danckte er für ihre treuen Dienste, und hoffte, wie er sagte, daß sie dieselben auch seinem Sohne leisten würden. Er bedauerte zugleich, daß er seinen Unterthanen wegen den unruhigen Zeiten die auflie-gende Last nicht nach seinem Wunsche habe erleichtern können. Da alle Gegenwärtige unter rühren-den Antworten und Merckmalen ihres Schmerzes, in Thränen zerflossen, und die Abnahme seiner Kräfte ihn schon fortzureden hinderte, ließ er gleichwohl noch einige Geschäfte zur Berathschlagung vortragen, über welche er seinen Entschluß so ruhig sagte, als wenn seine Gesundheit ohne allen Anstoß wäre. In seinem Gemach wiederholte er die Ermahnungen an seinen Churprinzen, seegnete und beschenckte ihn. Er ertheilte auch seinen Kammerbedienten und end-lich seiner Gemahlinn selbst Geschencke, welche lez-tere er mit den standhaften Gesinnungen eines Chri-sten tröstete. Darauf ließ er seine Hofprediger kom-men, mit denen er sich Hoffnungsvoll auf die Ewig-keit gerichtet, und erfahren in den Empfindungen der wahren Gottseeligkeit unterredete. Er seegnete seine Kinder und seine Gemahlinn mehr als einmal; besonders aber warnte er seine Schwiegertochter, die Wittwe des Marckgrafen Ludwigs überaus eifrig, niemals zur Römischcatholischen Religion zu treten, wenn sie des göttlichen Seegens versi-chert bleiben wollte. Er bezeigte außerdem, wie sehr ihn die Verfolgungen betrübten, welche die Protestanten hin und wieder zu dulden hätten, und wie viel ihm an der Verträglichkeit derselben unter einander gelegen sey: er empfol auch noch dem Chur-prinzen die Französischen Flüchtlinge nachdrücklich. Unter so rührenden Gesprächen und Gebetern brach-te er seine beyden übrigen Tage zu. Er hatte eben

die

die freudige Erwartung, in welcher er aus der Welt gienge, mit den Worten Hiobs: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, ausgedrückt, als er nach einer sanften Neigung des Hauptes die Augen schloß. Wenige Fürsten sind mit solchen Kennzeichen einer aufgeklärten und feurigen Frömmigkeit, so sehr über den Verdacht erhaben, daß Aberglauben, Furcht vor dem Tode, oder Betäubung mitten in demselben, ihre lezten Reden und Handlungen eingenommen haben möchte, gestorben.

Friedrich Wilhelm hinterließ eine zahlreiche Nachkommenschaft. Zwar von sechs Kindern aus seiner ersten Ehe mit Louisen Henrietten, Prinzeßinn von Oranien, überlebte ihn nur der Churprinz Friedrich, der nach ihm regiert, und dasjenige, was nicht seinem Vater gefehlt hat, wohl aber der Welt an dem Glanze seines Hauses noch zu fehlen schien, die königliche Würde, demselben verschafft hat. Nach dem Tode der Churfürstinn vermählte sich Friedrich Wilhelm in Jahr 1668 mit Dorotheen, einer Tochter des Herzogs Philipp von Holstein-Sonderburg Glücksburg, die bereits Wittwe eines Herzogs von Braunschweig war, und sich zur Reformirten Kirche gewandt hatte. Sie gewann durch ihre Ergebenheit, Sorgfalt und Treue gegen ihn, eine größere Gewalt über seine Neigungen, als es dem Churprinzen nüzlich war, indem sie ihren Gemahl wider denselben, und zum Vortheil ihres ältesten Prinzen Philipp Wilhelm einnahm. Außer diesem hatten ihr noch drey Prinzen und eben so viel Prinzeßinnen das Leben zu dancken; aber nur die Nachkommen des ältesten dieser Prinzen haben sich bis auf unsere Zeiten in dem Hause der Marckgrafen von Schwedt fortgepflanzt.

Das Leben Friedrich Wilhelms, das man bisher gesehen hat, ist zugleich sein Lob und seine sittliche Schilderung. Allein man würde ihn nicht ganz kennen, wenn dasjenige, was in seiner Geschichte keinen bequemen Platz gefunden hat, hier nicht besonders nachgeholt würde. Geschichtschreiber, die ihn gekannt haben, versichern, daß sein Gesicht eben so viel Majestät als Güte vereinigt habe: er flößte daher Liebe und Verehrung ein, und war auch gewohnt, sich oft zu den Seinigen sehr vertraulich herabzulassen. Sein Körper hatte alle Stärcke, die zu den Beschwerlichkeiten des Kriegs erfordert wird, und unter den Speisen wählte er nur einfache und gemeine. Er liebte den Wein nicht, ob er gleich viel davon vertragen konnte, und wenn es die deutschen Sitten seiner Zeit erforderten, auch denselben reichlich genoß.

Mit einer ungemeinen Leutseeligkeit pflegte er sich mit Personen jedes Standes, besonders auch mit Fremden, immer nach eines jeden Fähigkeit, zu unterreden. Dadurch erwarb er sich eine ausgebreitete Kenntniß vieler Dinge; aber diese zeigte sich nirgends stärcker als in der vollkommenen Einsicht in die innere Beschaffenheit aller seiner Länder. Bey einer solchen Begierde sich zu unterrichten gab er keinem Stande den Vorzug, schäzte Verdienste und nüzliche Eigenschaften überall hoch. Er untersuchte alles selbst, was vor ihn gebracht wurde, ward durch die Menge der Angelegenheiten nie verdrießlich, beschleunigte die Endigung derselben, und ließ sich von dem täglichen Anhören der vorgelesenen Briefe weder durch Ergözlichkeiten noch durch Kranckheiten abziehen. Er war gerecht und streng, ohne grausam zu seyn; freygebig und prächtig nach dem Maaße seiner Einkünfte; vor allem

allem aber einer der großmüthigsten und klügsten Fürsten seiner Zeit. Seine Liebe zur Religion, die er kannte, zeugte die lauterste Andacht, einen Abscheu vor Verfolgungen anderer Glaubensgenossen, und eine gleiche Zuneigung gegen alle seine Unterthanen, ob gleich der größere Theil derselben über die Religion nicht ganz einstimmig mit ihm dachte.

Er war mehr als Held, sobald man diesen nur im Kriege sucht: man muß ihn auch den Vater und Wiederhersteller seines Landes nennen. Unter den größten Feldherren des vorigen Jahrhunderts gebührt ihm zwar eine vorzügliche Stelle; aber nicht unter den Kriegern und Eroberern, nach deren Nahmen und Ruhm er nicht strebte. Er ergriff die Waffen nur zu seiner und seiner Bundsgenossen Vertheidigung; war tapfer, reich an Hülfsmitteln, die er aus sich selbst zog, und desto bewundernswürdiger im Kriege, mit je mehrern Schwierigkeiten er darinne zu kämpfen hatte. Zuerst unter den Churfürsten von Brandenburg unterhielt er ein beständiges wohlgeübtes Kriegsheer, gab dem Drittheil seiner Batallionen Piken, und ließ seine Schwadronen öfters Canonen mit sich führen.

Sein lebhafter und fähiger Geist, mit einem vortrefflichen Gedächtnisse versehen, hatte in seiner Jugend nicht alle Nahrung, die er verlangte, erhalten. Gleichwohl hatte er meistentheils durch eigenen Antrieb die lateinische Sprache bis zum Verstehen erlernet; die französische und holländische redete er häufig: er machte sich auch mit der neuern Geschichte, mit der bürgerlichen und Kriegsbaukunst, mit ausgesuchten Büchern, Münzen, Gemählden, und Bildhauerarbeiten so bekannt, daß er über dieses

ses alles urtheilen konnte. Daher kommen so viele Proben einer großen Liebe zur Gelehrsamkeit und zu den schönen Künsten. Er legte die hohe Schule zu Duisburg an, und vermehrte die Einkünfte der Franckfurter und Königsbergischen. Die Königliche Bibliothek zu Berlin ist von ihm gestiftet worden. Sogar bis zur Chinesischen Sprache erstreckte sich seine Wißbegierde. Da der Probst Müller zu Cölln an der Spree sich rühmte, einen Schlüssel zur leichtern Erlernung der Chinesischen Sprachwissenschaft entdeckt zu haben, ließ er und seine Gemahlinn denselben öfters zu sich kommen, hörten seinem Vortrage zu, beschenckten und ermunterten ihn, sich dieser Arbeit ganz zu ergeben. Müller verlangte zur Verfertigung seines Schlüssels eine ansehnliche Summe des Geldes; der Kayser versprach sie ihm bereits; allein Friedrich Wilhelm wollte nicht, daß dieses Werck durch eine andere als seine Freygebigkeit befördert würde. Selbst in dem Lager vor Stettin, gab er deswegen Befehle an Müllern und bis nach Ostindien an Cleyern, der für ihn Chinesische Bücher daselbst kaufte. Er rief auch den Couplet, da er aus China zurück kam, an seinen Hof, um seinen Leibarzt Menzel im Chinesischen zu unterrichten, wofür er ihm ein sehr beträchtliches Geschenck machte.

Er legte auch zur Aufnahme der schönen Künste den bleibenden Grund in seinen Ländern. Verschiedene auswärtige Baumeister wurden von ihm nach Berlin berufen, wo sie den guten Geschmack in der Baukunst gründeten, und sehenswürdige Denckmale desselben hinterließen. Er richtete eine Sammlung von Gemählden berühmter Meister an, die er zum Theil in Holland gekauft hatte. Mahler,

ler, Bildhauer und andere Künstler thaten sich unter seiner Regierung, und von ihm unterstüzt, häufig hervor. Zum Gebrauche der Gelehrten brachte er nach und nach ein treffliches Cabinet der Alterthümer und Münzen zu Stande; sonderlich nachdem ihm der Churfürst Carl von der Pfalz seinen Vorrath dieser Art vermacht hatte. Lorenz Beger, der ihm denselben überbrachte, trat in seine Dienste, und wurde Aufseher über dieses Cabinet, das er öffentlich beschrieben hat. Auch der schäzbarste deutsche Dichter dieser Zeit, der Freyherr von Canitz, lebte an Friedrich Wilhelms Hofe, der sich seiner als eines geschickten Staatsmannes bediente.

Man hat ihm außer dem jähen Zorn, zu welchem er von Natur geneigt war; und sich bald nach einigen harten Worten zu verlieren pflegte, keinen scheinbarern Vorwurf gemacht, als diesen, daß er seine Bündnisse zu oft und leicht verändert habe, und zu unbeständig von einer Parthey zur andern übergegangen sey. Allein die unruhigen Zeiten, in denen er regierte, die Lage seiner zerstreueten Länder, seine erst nach und nach anwachsende Macht, und andere Umstände, können dieses Verhalten ziemlich entschuldigen. Es war sein Schicksal, immer ein Opfer des Kriegs zu werden; Pommern, Pohlen und Holland machten ihn dazu, und nöthigten ihn desto mehr, seine Sicherheit immer in neuen Bündnissen zu suchen. Auch sieht man nicht, daß ihm diese Bündnisse Eigennuzen, Habsucht oder Leichtsinn eingegeben hätte: sie waren alle auf die Erhaltung seines Hauses, seiner Länder und Bundsgenossen gerichtet. Man hat zwar angemerckt, daß dieser Grundsatz, von seinen Bündnissen so oft abzugehen, als es der Vortheil der Unterthanen erfordert,

fordert, jede Treulosigkeit der Bundsgenossen bedecken könne; aber es ist genug, daß ihn Friedrich Wilhelm nie dazu gebraucht hat.

Der größte unter seinen Königlichen Nachkommen hat eine Vergleichung zwischen ihm und Ludwig dem Vierzehnten angestellt, die wahr und unterrichtend ist; aber nicht abgekürzt werden darf. Die Hauptzüge aus derselben fallen unterdessen leicht in die Augen, wenn man auf die Geschichte beyder Fürsten blickt. Fürchterliche Macht, unermeßliche Reichthümer, eine blendende Tracht, Siege und Eroberungen ohne Zahl, ein von Wissenschaften und Künsten glänzendes Land, in das jeder nüzlichen und schönen Anstalt der Weg geöffnet worden ist; alles dieses scheint Ludwigen den Vorzug zu ertheilen. Aber wenn man sieht, daß Friedrich Wilhelm ohne alle Vorbereitung und Hülfe sein unglückliches Land blühend, sein schwaches Haus groß gemacht hat; daß er mit kleinen Heeren, die er selbst anführte, die herrlichsten Thaten verrichtet, Ludwig aber nur durch die zahlreichsten Heere und besten Feldherren seine Unternehmungen ausgeführet hat; daß der erstere keinen ungerechten Krieg, der leztere fast keinen gerechten vorgenommen hat; daß Ludwig viele tausend seiner Unterthanen genöthigt hat, ihre Gewissensfreyheit in einem fremden Lande zu suchen, und daß sie Friedrich Wilhelm aufgenommen und beschüzt hat: so kann man kaum mehr zweifeln, wer unter beyden der größere sey.

Friedrich Wilhelm ist einer von den wenigen Fürsten, welche den Nahmen der Großen, den ihnen die Geschichte beygelegt hat, in seinem ganzen Umfange verdienen; welche ihn schon vor ihren Zeitgenossen

genossen führen konnten. Seine Geschichte macht den Jahrbüchern der Deutschen Ehre, wenn sie ihn gleich so wenig als andere ihrer größten Fürsten, genugsam kennen sollten.

* * * * * * *

Fast alles, was ich von Friedrich Wilhelms Leben gesagt habe, bin ich des Freyherrn von Pufendorf de rebus gestis Friderici Wilhelmi Magni, Electoris Brandenburgici Commentarior. Libris XIV. (Berlin 1695. Fol.) schuldig. Er ist sehr tief in die Handlungen desselben eingedrungen, schreibt mit vortrefflicher Einsicht, Zuverläßigkeit und Beurtheilung, nicht selten auch mit einer rühmlichen Freymüthigkeit; vielleicht aber läßt er den Feinden des Churfürsten nicht überall Gerechtigkeit wiederfahren. Er hat mich verleitet von den Staatsunterhandlungen des Churfürsten weitläuftiger zu reden, als ich gesonnen war; aber sie sind auch, wie ich glaube, in seiner Geschichte besonders wichtig, um mit ihm bekannt zu werden.

In den Mémoires pour servir à l'Histoire de Brandebourg, de main de Maitre, wird Friedrich Wilhelm von einem Schriftsteller geschildert und beurtheilt, der unter allen das höchste Recht dazu gehabt hat.

Der Fleiß, den H. D. Pauli im fünften Bande seiner Allgemeinen Preußischen Staatsgeschichte bey der Geschichte dieses Churfürsten angewandt hat, ist mir sehr brauchbar gewesen.

Die

Die Anekdote von den Nachstellungen nach dem Leben des Churfürsten unter der Regierung seines Vaters, hat Herr D. Oelrichs in der Nachricht von dem Leben und den Schriften des D. Gustav Casimir Gahrliep von der Mühlen, (Greifswald 1769. 4.) zuerst bekannt gemacht.

Die Nachricht von Friedrich Wilhelms Liebe zur Chinesischen Litteratur, ist aus der Zuschrift von Theoph. Sigfr. Bayeri Lib. singulari de Eclipsi Sinica, (Königsberg 1718. 4.) genommen.

Manche einzelne Umstände habe ich noch aus andern Schriftstellern gezogen, die nicht genannt zu werden brauchen.

Ende des dritten Theils.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

= 5
XL

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schröckh, Johann Matthias,

Allgemeine Biographie

Bd.: 3

Berlin (1769)

Biogr.c. 301-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10070907-4
VD18 90124340